Geschichte meines Lebens

von

George Sand.

Deutsch

von

Claire von Glümer.

Zweite Ausgabe.

Zwölf Theile in vier Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Geschichte
meines Lebens

von

George Sand.

Deutsch

von

Claire von Glümer.

Zweite Ausgabe.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Drittes Kapitel.

Letzter Brief meines Vaters an seine Mutter. — Erinnerung an ein Bombardement und an ein Schlachtfeld. — Noth und Krankheit. — Die Talglichtsuppe. — Einschiffung und Schiffbruch. — Leopardo. — Ankunft in Nohant. — Meine Großmutter. — Hyppolit. — Deschartres. — Tod meines Bruders. — Der alte Birnbaum. — Tod meines Vaters. — Das Gespenst. — Ursula. — Eine Ehrensache. — Erster Begriff von Armuth und Reichthum. — Portrait meiner Mutter.

Brief meines Vaters an seine Mutter.

Madrid, den 12. Juni 1808.

„Nach langen Leiden ist Sophie heute Morgen von einem dicken Knaben entbunden, welcher pfeift, wie ein Papagei. Mutter und Kind befinden sich wohl. Vor Ende des Monats kehrt der Prinz nach Frankreich zurück und der Arzt des Kaisers, der Sophie behandelt, giebt mir die Versicherung, daß sie und das Kind in zwölf Tagen im Stande sein werden die Reise anzutreten. Aurora befindet sich sehr wohl. Ich werde die ganze Gesellschaft in einen Wagen packen, den ich zu diesem Behufe gekauft habe und dann machen wir uns auf den Weg nach Nohant, das ich jedenfalls am 25. Juli „in der Abendkühle“ zu erreichen hoffe, und wo ich so lange als möglich zu bleiben denke. Diese Erwartung, meine gute Mutter, erfüllt mich mit Freude;

ich nähre mich mit der festen Hoffnung unserer Vereinigung, mit der Wonne unseres häuslichen Lebens, ohne Geschäfte, ohne Unruhen, ohne anstrengende Vergnügen! wie lange sehne ich mich schon nach diesem vollkommenen Glücke!

„Der Prinz hat mir gestern gesagt, daß er einige Zeit in Barèges zubringen würde, ehe er sich an den Ort seiner Bestimmung begäbe. Ich für meinen Theil werde mein Leitseil soweit verlängern, daß ich den Gesundbrunnen von Nohant erreiche, mit welchem wir dann das Wunder der Hochzeit von Canaan wiederholen müssen. Ich hoffe, daß sich Deschartres zur Vollziehung des Wunders bereit finden läßt.

„Die Taufe meines Neugebornen will ich für die Festlichkeiten in Nohant aufsparen; das ist eine hübsche Gelegenheit mit den Glocken zu läuten und die Dorfbewohner tanzen zu lassen. Der Maire wird dann meinen Sohn als einen Franzosen in die Gemeinde-Register eintragen, denn ich will nicht, daß er jemals etwas mit den castilianischen Rechtsgelehrten oder Pfaffen zu thun hat.

„Ich begreife nicht, warum man meine beiden letzten Briefe aufgefangen hat. Sie waren so unsinnig, daß sie auch vor der strengsten Polizei Gnade finden mußten. Ich entwarf darin die Beschreibung eines afrikanischen Säbels, den ich mir gekauft habe. Der Brief enthielt darüber zwei Seiten von Erklärungen und Citationen. Nun sollst Du dies Wunderwerk sehen, sowie auch den unbezähmbaren Leopardo von Andalusien; ich werde Deschartres bitten, denselben ein wenig zuzureiten, nachdem er zuvor alle

Matratzen der Gemeinde mit Beschlag belegt haben wird, um damit die Reitbahn zu garniren, die er benutzen will.

„Lebe wohl, meine gute Mutter, ich werde Dir den Tag meiner Abreise und den meiner Ankunft noch näher bestimmen, ich hoffe, daß ich noch früher ankomme, als ich jetzt sage. Sophie theilt meine lebhafte Ungeduld Dich zu umarmen; Aurora möchte auf der Stelle abreisen, und wenn es möglich wäre, befänden wir uns schon unterwegs."

Dieser fröhliche Brief, voll Zufriedenheit und Hoffnung, ist der letzte, den meine Großmutter von ihrem Sohne erhalten hat. Wir werden bald sehen, mit welcher fürchterlichen Katastrophe diese fröhlichen Pläne endigen sollten und wie wenige Tage meinem armen Vater zugezählt waren, um diese lang ersehnte Vereinigung zu genießen, welche von denen, die er liebte, so theuer erkauft werden mußte. Aus der Art und Weise dieser Katastrophe werden wir ferner sehen, wie verhängnißvoll und schrecklich die Scherze sind, die er in Bezug auf den „unbezähmbaren Leopardo von Andalusien" macht.

Ferdinand VII., Prinz von Asturien, der damals voll Zuvorkommenheit gegen Mürat und seine Offiziere war, hatte meinem Vater dieses schreckliche Pferd geschenkt, als dieser mit einer Sendung zu ihm, ich glaube nach Aranjuez gekommen war. Es war ein verderbliches Geschenk, das meine Mutter mit düsterer Ahnung, mit Mißtrauen und Angst betrachtete. Vergebens suchte sie meinen Vater dazu zu bringen, dasselbe so schnell als möglich wegzugeben, obwohl er gestand, daß dies das einzige Pferd wäre, das er nicht ohne eine gewisse Aufregung besteigen könnte. Dies

war im Gegentheile ein Grund mehr für ihn, es zu behalten und zu bemeistern. Einmal sagte er freilich: „Ich fürchte den Leopardo nicht, aber ich reite ihn schlecht, weil ich ihm mißtraue und das fühlt er."

Meine Mutter behauptete, daß Ferdinand meinem Vater dies Pferd in der Hoffnung geschenkt hätte, daß es ihn tödten würde. Sie behauptete auch, daß der Chirurg, der sie in Madrid entbunden hatte, aus Franzosenhaß die Augen ihres Kindes geblendet hätte. Sie bildete sich ein, in der Mattigkeit, welche auf ihre Schmerzen folgte, gesehen zu haben, wie dieser Chirurg seinen Daumen auf die Augen des Neugebornen drückte, wobei er zwischen den Zähnen gemurmelt hätte: „Dieser hier wird die spanische Sonne nicht erblicken."

Es ist möglich, daß das Ganze eine Vision meiner guten Mutter war, aber wie die Sachen damals standen, ist es eben so möglich, daß die That so vollbracht wurde, wie sie es in einem flüchtigen Augenblicke zu sehen geglaubt hat, während sie mit dem Chirurgen allein war und dieser ohne Zweifel dachte, daß sie außer Stande wäre, ihn zu sehen oder zu hören. Aber man begreift wohl, daß ich die Verantwortlichkeit für diese fürchterliche Anklage nicht auf mich nehme.

Wir haben aus dem Briefe meines Vaters gesehen, daß dieser die Blindheit des Kindes anfangs nicht bemerkte und ich erinnere mich, daß dieselbe in Nohant von Deschartres constatirt wurde, während mein Vater und meine Mutter abwesend waren. Man fürchtete sich damals noch,

ihnen die letzte schwache Hoffnung auf Heilung des Gebrechens zu entreißen.

In der ersten Hälfte des Juli verließen wir Madrid. Mürat sollte vom Königreich Neapel Besitz nehmen und mein Vater erhielt Urlaub. Ich weiß nicht, ob er den Prinzen bis zur Grenze begleitete und ob wir mit demselben reisten; aber ich erinnere mich, daß wir in einer Kutsche saßen und ich glaube, daß wir Mürat's Equipagen folgten. Aber von meinem Vater habe ich keine Erinnerung, bis wir Bayonne erreichten.

Am besten erinnere ich mich an den Zustand des Leidens, an den Durst, die verzehrende Hitze und das Fieber, worin ich mich während der ganzen Reise befand. Wir kamen nur langsam vorwärts inmitten der Heerescolonnen. Es fällt mir jetzt wieder ein, daß mein Vater bei uns sein mußte, denn als wir einen ziemlich engen Weg in den Bergen verfolgten, sahen wir ihn fast seiner ganzen Breite nach von einem schwarzen Strich durchschnitten. Es war eine ungeheure Schlange. Mein Vater ließ halten, lief darauf zu und hieb sie mit seinem Säbel von einander. Vergebens suchte meine Mutter ihn zurückzuhalten; sie fürchtete sich wieder, wie das gewöhnlich der Fall war.

Indessen bringt mich ein anderer Umstand wieder auf den Gedanken, daß mein Vater nur zuweilen bei uns war und daß er von Zeit zu Zeit wieder zu Mürat zurückkehrte. Dieser Umstand ist wichtig genug, um sich meinem Gedächtniß eingeprägt zu haben — aber da mich das Fieber fast beständig in einem schlaftrunkenen Zustande erhielt, steht diese Erinnerung außer Zusammenhang mit Allem, was die

Bedeutung des Ereignisses, dessen Zeuge ich war, erklären könnte. Ich stand nämlich eines Abends mit meiner Mutter an einem Fenster und wir sahen den Himmel, der noch von der untergehenden Sonne beleuchtet war, von sich durchkreuzenden Blitzen durchschnitten und meine Mutter sagte mir: „Sieh hin, das ist eine Schlacht und dein Vater ist vielleicht auch dabei".

Ich konnte mir von einer wirklichen Schlacht keinen Begriff machen. Das, was ich sah, erschien mir wie ein ungeheures Feuerwerk, wie etwas Lachendes, Siegreiches, wie ein Fest oder ein Turnier. Der Kanonendonner und die feurigen Bogen erfreuten mich, ich betrachtete das wie ein Schauspiel, indem ich einen unreifen Apfel aß; ich weiß nicht, zu wem meine Mutter damals sagte: „Wie glücklich sind die Kinder, daß sie nichts verstehen!"

Da ich nicht weiß, welche Richtung wir in Folge der Kriegsereignisse nehmen mußten, bin ich auch nicht im Stande zu sagen, ob diese Schlacht die von Medina del Rio-Seco oder eine unbedeutendere Episode aus Bessières' schönem Feldzuge war. Mein Vater, der zu Mürat's Gefolge gehörte, hatte auf diesem Schlachtfelde nichts zu thun; aber meine Mutter glaubte vielleicht, daß er mit einem Auftrage dahin gesendet sein könnte.

Ob es nun die Affaire von Rio-Seco oder die Einnahme von Torquemada gewesen sein mochte, soviel ist gewiß, daß unser Wagen in Beschlag genommen war, um Verwundete, oder kostbarere Personen als uns, zu transportiren und daß wir einen Theil des Weges in einem Karren zurücklegten, worin sich Bagage, Marketenderinnen und

kranke Soldaten befanden. Ebenso gewiß ist, daß wir am zweiten oder dritten Tage am Schlachtfelde vorüber kamen und daß ich einen Haufen gestaltloser Trümmer sah, die im Großen der Zerstörung glichen, welche Clotilde und ich in Chaillot oder in der Rue Grange-Batelière unter Puppen, Pferden und Wagen anrichteten. Meine Mutter verhüllte das Gesicht und die Luft war verpestet. Wir kamen übrigens nicht so nah bei diesen schrecklichen Gegenständen vorüber, daß ich im Stande gewesen wäre sie zu erkennen und ich fragte, warum man hier so viele Lumpen hingeworfen hätte. Einmal geriethen die Räder auf einen Gegenstand, den sie mit einem sonderbaren Krachen zermalmten. Meine Mutter hielt mich auf meinem Sitze fest, um mich am Hinaussehen zu hindern. Es war ein Leichnam, und später sah ich noch mehrere andere auf dem Wege liegen, aber ich war so krank, daß ich mich nicht erinnere, von diesem schrecklichen Anblick sehr ergriffen gewesen zu sein.

Mit dem Fieber vereinigte sich bald ein anderes Leiden, das sich gewöhnlich nicht mit dieser Störung der Lebensfunctionen verträgt, das aber alle kranken Soldaten, die mit uns reisten, mit seinen Qualen heimsuchte. Es war Hunger, ein übermäßiger, krankhafter, beinah thierischer Hunger. Diese guten Leute, die voll Sorgfalt und Zuvorkommenheit für uns waren, hatten mir ein Uebel mitgetheilt, das diesen Zustand erklärt und von welchem eine eitle Frau selbst nicht gestehen würde, daß sie es in ihrer Kindheit gehabt hätte. Aber das Leben hat seine Unfälle und wenn meine Mutter außer sich war, meinen kleinen

Bruder und mich in diesem Zustande zu sehen, gaben ihr Soldaten und Markedenterinnen lachend die Versicherung: „Das hat gar nichts zu bedeuten, meine liebe kleine Dame; das ist im Gegentheil eine Gesundheits-Versicherung für das ganze Leben ihrer Kinder und die wahre Taufe der „Kinder des Tornisters“.

Die Krätze, da das Uebel nun einmal genannt werden muß, hatte zuerst mich ergriffen und ging dann auf meinen kleinen Bruder, auf meine Mutter und auf andere Menschen über, denen wir nah kamen. Glücklicherweise wurde dies traurige Erzeugniß des Krieges und der Noth bei uns durch äußerste Sorgfalt und reines Blut gemildert.

In wenigen Tagen hatte sich unser Geschick ganz umgestaltet. Statt des Palastes von Madrid, statt der vergoldeten Betten, der orientalischen Teppiche und der seidenen Vorhänge, umgaben uns jetzt unsaubere Karren, eingeäscherte Dörfer, zerstörte Städte, Wege, die mit Leichen bedeckt waren, und Gräben, in denen wir einen Tropfen Wasser suchten, um unsern brennenden Durst zu stillen und worin wir statt dessen eine Blutlache fanden. Am meisten quälte uns der schreckliche Hunger und der immer drohendere Mangel aller Lebensmittel. Meine Mutter ertrug das Alles mit großer Standhaftigkeit, aber sie konnte den Ekel nicht überwinden, den ihr die rohen Zwiebeln, die unreifen Citronen und der Sonnenblumensamen einflößten, womit ich gern vorlieb nahm. Welche Nahrung war das aber auch für eine Frau, die ihren Neugebornen nährte!

Wir kamen durch ein französisches Lager, ich weiß nicht mehr durch welches, und sahen am Eingang eines Zeltes

eine Gruppe von Soldaten, die mit großem Appetit ihre Suppe verzehrten. Meine Mutter führte mich zu ihnen und bat sie, mich aus ihrer Schüssel essen zu lassen. Die wackern Leute waren sogleich dazu bereit, ließen mich nach Herzenslust essen und lächelten mit gerührter Miene. Die Suppe erschien mir ausgezeichnet und als sie halb verzehrt war, sagte einer der Soldaten zögernd zu meiner Mutter: „Wir möchten Sie auch wohl auffordern davon zu essen, aber Sie können das vielleicht nicht, denn sie schmeckt ein bischen stark." Meine Mutter trat näher und blickte in die Schüssel; es war Brod darin und eine sehr fette Brühe, in welcher einige schwarze Dochte umherschwammen — denn die Suppe war mit Ueberresten von Talglichten gemacht.

Ich erinnere mich an Burgos und an eine Stadt (Burgos oder eine andere), wo die Abenteuer des Cid in Fresken auf die Mauern gemalt waren. Ich erinnere mich ferner einer prächtigen Kathedrale, in welcher sich die Männer nur auf ein Knie niederließen, dem sie ein kleines Strohkissen unterlegten, während sie auf dem andern ihren Hut hielten. Endlich erinnere ich mich an Vittoria und an eine Magd, deren mit Ungeziefer bedecktes, schwarzes Haar auf den Rücken niederhing. An der Grenze von Spanien hatten wir einen oder zwei behagliche Tage. Das Wetter hatte sich abgekühlt, Fieber und Noth hatten ein Ende. Mein Vater war von nun an beständig bei uns und wir hatten für die Weiterreise von unserer Kutsche Besitz genommen. Die Gasthäuser waren nun wieder reinlich; wir fanden Betten und eine Menge von Nahrungsmitteln, die wir allem Anschein nach lange entbehrt hatten, denn sie waren

mir etwas ganz Neues, wie zum Beispiel Kuchen und Käse. In Fuentarabia kleidete mich meine Mutter vollständig um, und es gewährte mir eine außerordentliche Erleichterung ein Bad zu nehmen. Meine Mutter behandelte mich auf ihre Weise; nach dem Bade rieb sie mich vom Kopf bis zu den Füßen mit Schwefel ein und ließ mich kleine Kugeln von pulverisirtem Schwefel verschlucken, die sie durch Zucker und Butter verbunden hatte. Dieser Schwefelgeruch und Geschmack, von dem ich zwei Monate lang durchdrungen war, flößten mir für Alles, was daran erinnert, einen bleibenden Widerwillen ein.

Wahrscheinlich trafen wir an der Grenze mit Bekannten zusammen, denn ich erinnere mich an ein großes Diner und an Höflichkeiten, die mich auf's Höchste langweilten. Ich hatte auch meine Besinnung wieder erlangt und beachtete Alles, was um mich her geschah. Meine Mutter wurde, ich weiß nicht durch welche Gründe bestimmt, die Reise nach Bordeaux zu Wasser machen zu wollen. Vielleicht wurde sie durch die Bewegung des Fahrens zu sehr angegriffen, vielleicht überredete sie ihr medicinischer Instinkt, dem sie immer gehorchte, daß die Seeluft sie und ihre Kinder von dem Gift des unglücklichen Spaniens erlösen könnte. Wahrscheinlich war das Wetter schön und das Meer ruhig, denn sonst wäre es eine neue Unvorsichtigkeit gewesen, sich in einer Schaluppe an die Küsten von Gasconien, auf den immer bewegten biscayischen Meerbusen zu wagen. Der Grund mochte nun aber sein, welcher er wollte, eine Schaluppe mit Verdeck wurde gemiethet, die Kutsche wurde eingeschifft, und wir gingen unter Segel, als ob es sich um

eine Lustpartie handelte. Ich weiß nicht mehr, wo wir uns einschifften und welche Personen uns bis an's Ufer begleiteten, indem sie uns alle möglichen Aufmerksamkeiten bewiesen. Sie schenkten mir einen großen Rosenstrauß und ich behielt ihn während der ganzen Ueberfahrt, um mich vor dem Schwefelgeruch zu schützen.

Wie lange wir am Ufer hinfuhren, weiß ich nicht, denn ich fiel in meine Schlafsucht zurück und von der ganzen Fahrt habe ich keine Erinnerung, als die der Einschiffung und der Ankunft. Im Augenblick, als wir uns unserm Ziele näherten, trieb uns ein Windstoß vom Ufer fort und ich sah den Steuermann und seine beiden Gehülfen in großer Angst. Meine Mutter fürchtete sich wieder und mein Vater half bei der Lenkung des Fahrzeuges. Aber als wir endlich in die Gironde einfuhren, stieß das Schiff an irgend eine Klippe und das Wasser drang in den untern Raum. Man steuerte schnell dem Ufer zu, aber der Raum füllte sich immer mehr und das Schiff begann sichtlich zu sinken. Meine Mutter hatte sich mit ihren Kindern in die Kutsche gesetzt, mein Vater sprach ihr Muth zu und versicherte, daß wir an's Ufer gelangen würden, ehe der Untergang zu befürchten wäre. Doch schon begann das Verdeck bespült zu werden; mein Vater zog seinen Rock aus und legte einen Shawl zurecht, womit er sich die beiden Kinder auf den Rücken binden wollte. „Sei ruhig," sagte er zu meiner Mutter; „ich nehme Dich unter den einen Arm, ich schwimme mit dem andern und so rette ich euch Dreie, verlaß Dich darauf!"

Endlich erreichten wir das Land, oder vielmehr eine

große Mauer von gebrannten Steinen, die von einem Schuppen überragt wurde. Jenseit dieses Schuppens befanden sich einige Wohnungen und in demselben Augenblicke kamen uns einige Männer zu Hülfe. Es war die höchste Zeit; die Kutsche sank bereits mit der Schaluppe und so warf man uns nur schnell eine Leiter zu. Ich weiß nicht, was man that, um das Fahrzeug zu retten, aber man kam auch damit zu Stande. Dies Alles währte aber einige Stunden lang und während dieser Zeit wollte meine Mutter das Ufer nicht verlassen, denn nachdem uns mein Vater in Sicherheit gebracht hatte, kehrte er auf die Schaluppe zurück, um unsere Sachen, die Kutsche und endlich das Schiff zu retten. Ich war überrascht durch den Anblick seines Muthes, seiner Schnelligkeit und seiner Kraft. Trotz ihrer Erfahrung bewunderten auch die Matrosen und die Ortseinwohner die Entschlossenheit und Geschicklichkeit dieses jungen Offiziers, welcher, nachdem er seine Familie gerettet hatte, auch den Schiffsführer nicht verlassen wollte, ehe das Fahrzeug geborgen war und der alle Rettungsversuche mit größerem Geschick leitete, als sie selbst. Es ist wahr, daß er im Lager von Boulogne eine Lehrzeit gehabt hatte, aber er handelte in allen Dingen mit Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Er gebrauchte seinen Säbel wie eine Axt und wie ein Messer zum Hacken und Schneiden und er hatte für diesen Säbel (wahrscheinlich war es der Afrikaner, dessen er in seinem letzten Briefe erwähnte) eine ganz besondere Vorliebe, denn als ihn meine Mutter im ersten Augenblick der Ungewißheit zurückhalten wollte, als es unsicher war, ob irgend etwas gerettet werden könnte, oder ob die Schaluppe

gleich sinken würde, und als sie ihm sagte: „Nun so laß immerhin Alles im Wasser zu Grunde gehen, aber bringe Dein Leben nicht in Gefahr!“ hatte ihr mein Vater geantwortet: „Ich will lieber mein Leben wagen, als meinen Säbel im Stich lassen“, und dies war denn auch der erste Gegenstand, den er in Sicherheit brachte. Meine Mutter war ganz befriedigt, als sie ihre Tochter neben sich und ihren Sohn in ihren Armen sah und ich hatte mein verwelktes Rosenbouquet mit derselben Liebe gerettet, wie mein Vater alle seine Angehörigen gerettet hatte. Als wir aus dem halbversunkenen Wagen stiegen und auf die Leiter kletterten, hatte ich mir die größte Mühe gegeben, den Strauß nicht fallen zu lassen, der für mich dasselbe war, wie der Säbel für meinen Vater.

Ich kann mich nicht entsinnen bei diesen Begebenheiten irgend welche Furcht gefühlt zu haben. Es giebt eine zweifache Aengstlichkeit; die eine liegt im Temperamente, die andere in der Einbildungskraft; die erstere habe ich nie gekannt, denn ich bin von Natur mit derselben Kaltblütigkeit begabt wie mein Vater. Das Wort Kaltblütigkeit drückt vollständig jene Ruhe aus, die wir einer körperlichen Disposition verdanken und auf die wir folglich durchaus nicht eitel sein können. Jene andere Furcht dagegen, welche aus einer krankhaften Erregung unserer Einbildungskraft hervorgeht und sich von Gespenstern nährt, hat mich während meiner Kindheit unablässig gepeinigt. Aber als Alter und Vernunft diese Chimären vertrieben hatten, fand ich das Gleichgewicht meines geistigen Lebens wieder und kannte fortan keine Art von Furcht.

In den letzten Tagen des August kamen wir in Nohant an. Ich war wieder vom Fieber befallen; der Hunger plagte mich nicht mehr, aber die Krätze war im Zunehmen. Eine kleine spanische Wärterin, die wir unterwegs gemiethet hatten und die Lucilia hieß, fühlte auch bereits die Folgen der Ansteckung und berührte mich nur mit Widerwillen. Meine Mutter war beinahe geheilt, aber mein armer kleiner Bruder, dessen Ausschlag nicht mehr sichtbar war, war doch noch kränker und matter als ich. Wir waren, der Eine sowohl wie die Andere, nur zwei regungslose, brennende Klumpen, und ich hatte ebensowenig wie er auf das geachtet, was seit dem Schiffbruch in der Gironde um mich her vorgegangen war.

Als wir in den Hof von Nohant einfuhren, erhielt ich meine Besinnung wieder. Es war hier sicherlich nicht so schön, wie in dem Madrider Palaste, aber es machte auf mich denselben Eindruck, so imposant ist ein großes Haus für Kinder, die in kleinen Zimmern aufgewachsen sind.

Ich sah meine Großmutter hier nicht zum ersten Male, aber ich kann mich ihrer vor diesem Tage nicht erinnern. Auch sie erschien mir sehr groß, obwohl sie nur fünf Fuß maß, und ihr weiß und rothes Gesicht, ihre würdige Miene, ihre unveränderliche Kleidung, die aus einem braunen, seidenen Gewande mit langer Taille und engen Aermeln bestand, das sie nicht nach den Anforderungen der Mode des Kaiserreichs geändert hatte, ihre blonde Perrücke, die auf der Stirn eine gekräuselte Puffe bildete und ihre kleine, runde Haube mit einer Rosette von Spitzen in der Mitte, machte sie für mich zu einem ganz absonderlichen Wesen,

das mit Allem, was ich je gesehen hatte, keine Aehnlichkeit besaß.

Es war das erste Mal, daß meine Mutter und ich in Nohant empfangen wurden. Nachdem meine Großmutter ihren Sohn bewillkommt hatte, wollte sie auch meine Mutter umarmen, aber diese hielt sie zurück, indem sie ihr sagte:

„Ach! meine liebe Mutter, Sie dürfen weder mich noch diese armen Kinder berühren; Sie wissen nicht, wie viel Elend wir zu ertragen gehabt haben, wir sind Alle krank.“

Aber mein Vater, der immer Optimist war, fing an zu lachen, legte mich in die Arme meiner Großmutter und sagte:

„Denke nur, diese Kinder haben einen unbedeutenden Ausschlag und nun denkt sich Sophie, deren Einbildungskraft sehr erregt ist, daß sie die Krätze haben.“

„Krätze oder nicht“, sagte meine Großmutter, indem sie mich an ihr Herz drückte, „ich übernehme die Sorge für dies Kind. Ich sehe wohl, daß die Kleinen krank sind; sie haben Beide ein starkes Fieber. Gehen Sie schnell zur Ruhe mit Ihrem Sohne, liebe Tochter, Sie haben eine Reise gemacht, die über die menschlichen Kräfte geht. Ich werde unterdessen für die Kleine sorgen; in Ihrem Zustande ist es zu viel, sich um zwei Kinder zu kümmern.“

Sie trug mich in ihr Zimmer und diese vortreffliche Frau, die sonst so empfindlich und ekel war, legte mich ohne Abscheu vor dem schrecklichen Zustande, in dem ich mich befand, auf ihr eignes Bett. Dies Bett und dies Zimmer, dessen Decorationen damals noch neu waren, erschien mir wie ein Paradies. Die Wände waren mit großgeblümtem

Kattun überzogen, alle Möbel waren aus der Zeit Ludwig's XV. Das Himmelbett hatte große Federbüsche an den vier Ecken, doppelte Vorhänge, eine Menge Schnitzwerk, Kissen und Garnirungen, deren Pracht und Feinheit mich in Erstaunen setzten. Ich wagte nicht mich an einem so schönen Orte behaglich niederzulassen, denn ich war mir bewußt, wie viel Ekel ich einflößen mußte und fühlte mich dadurch sehr gedemüthigt. Aber man überhäufte mich mit Liebkosungen und bewies mir eine Sorgfalt, bei welcher ich dies bald vergaß. Die erste Person, die ich nach meiner Großmutter sah, war ein dicker Junge von neun Jahren, der mit einem ungeheuren Blumenbouquet eintrat und es mir mit freundlicher, lustiger Miene in's Gesicht warf. Meine Großmutter sagte: „Das ist Hyppolit, umarmt Euch, meine Kinder!“ Wir umarmten uns, ohne weitere Erklärungen zu verlangen, und ich verlebte manches Jahr mit ihm, ohne zu wissen, daß er mein Bruder war — er war das Kind aus dem kleinen Hause.

Mein Vater nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu meiner Mutter; sie umarmte ihn, fand ihn „prächtig“ und sagte: „Er gehört mir nun ebenso gut, wie Dir Karoline gehört.“ Und von der Zeit an wurden wir zusammen erzogen, bald unter den Augen meiner Mutter, bald unter denen meiner Großmutter.

An diesem Tage sah ich auch Deschartres zum ersten Male. Er trug kurze Hosen, weiße Strümpfe, Nanking-Gamaschen, einen nußbraunen, sehr langen und sehr weiten Rock, und eine Klappmütze. Er kam mit großer Ernsthaftigkeit mich zu untersuchen und da er ein sehr guter Arzt

war, mußte ihm wohl geglaubt werden, als er erklärte, daß ich die Krätze hätte. Aber die Krankheit war schon im Abnehmen und mein Fieber kam nur von übergroßer Ermüdung. Deschartres rieth meinen Eltern, zu verschweigen, daß wir die Krätze mitbrächten, um die Hausbewohner nicht in Schrecken zu setzen. Er erklärte in Gegenwart der Domestiken, daß wir nur einen sehr unschuldigen Ausschlag hätten, und als zwei andere Kinder durch uns angesteckt wurden, gelang es, sie durch sorgsame Behandlung rasch zu heilen, ohne daß sie erfuhren, welches Uebel sie gehabt hatten.

Was mich betrifft, so fühlte ich mich nach Verlauf von zwei Stunden, die ich auf dem Bette meiner Großmutter, in der frischen, luftigen Stube zubrachte, worin ich das Summen der spanischen Muskitos nicht mehr hörte, so wohl, daß ich mit Hyppolit in den Garten lief. Ich erinnere mich, daß er mich mit außerordentlicher Sorgsamkeit führte und bei jedem Schritte fürchtete, daß ich fallen könnte. Ich fühlte mich beschämt, daß er mich für ein so kleines Mädchen hielt und ich bewies ihm bald, daß ich es dem entschlossensten Knaben gleich that. Das machte ihn zutraulich und er weihte mich in mehrere sehr angenehme Spiele ein, unter andern in die Kunst „Rothpasteten" zu machen, wie er das nannte. Wir nahmen Sand oder Erde, die wir in Wasser tauchten und nachdem wir sie tüchtig geknetet hatten, auf großen Schiefertafeln in Kuchenform zurichteten. Nachher trug er diese heimlich in den Backofen, und da er schon sehr neckisch war, freute er sich über den Zorn der Mägde, die, wenn sie Brod oder Kuchen aus dem

Ofen nahmen, unser sonderbares Gebäck entdeckten und fluchend hinauswarfen.

Ich bin niemals muthwillig gewesen, denn ich bin von Natur nicht schalkhaft. Ich war eigensinnig und herrschsüchtig, weil ich von meinem Vater sehr verzogen war, aber ich that nichts mit Vorbedacht und war nie versteckt. Hyppolit hatte meine schwache Seite bald herausgefunden, und um mich für meine Launen und meinen Zorn zu strafen, neckte er mich auf's Grausamste. Er raubte mir meine Puppe, begrub sie im Garten, steckte ein kleines Kreuz darüber und ließ sie mich wieder ausscharren. Er hing sie an Baumzweigen auf, den Kopf nach unten und bereitete ihnen tausend Qualen, die ich dummer Weise von der ernsten Seite nahm und über die ich heiße Thränen vergoß. Ich gestehe, daß er mir deswegen häufig verhaßt war, aber ich habe nie etwas nachtragen können, und wenn er kam, mich zum Spielen abzuholen, war ich außer Stande ihm zu widerstehen.

Der große Garten und die gute Luft von Nohant hatten mir bald die Gesundheit wiedergegeben. Meine Mutter stopfte mich noch immer voll Schwefel und ich unterwarf mich dieser Kur, weil mich meine Mutter durch ihre Ueberredung vollständig beherrschte. Der Schwefel war mir übrigens sehr zuwider und ich bat sie, mir Augen und Nase zuzuhalten, während ich ihn verschluckte; um den Geschmack nachher los zu werden, suchte ich die schärfsten Säuren, und meine Mutter, die eine vollständige Heilmethode des Instinktes oder des Vorurtheils im Kopfe hatte, glaubte, daß Kinder errathen, was ihnen zuträglich ist. Als sie sah, daß ich

alle unreifen Früchte anbiß, gab sie mir Citronen, und ich hatte solche Gier danach, daß ich sie mit Schale und Kernen aufaß, als wenn es Erdbeeren gewesen wären. Mein großer Hunger war vorüber, und fünf oder sechs Tage lang nährte ich mich ausschließlich von Citronen. Meine Großmutter erschrak über diese sonderbare Diät, aber Deschartres, der mich aufmerksam beobachtete und bemerkte, daß ich mich immer besser befand, war diesmal auch der Meinung, daß mir die Natur das beste Heilmittel angegeben hätte.

Gewiß ist, daß ich schnell gesund wurde, und daß ich nie wieder eine andere Krankheit bekam. Ich weiß nicht, ob die Krätze wirklich, wie unsere Soldaten sagten, eine Gesundheitsversicherung ist; aber es ist erwiesen, daß ich mein Leben lang die ansteckendsten Kranken und arme Aussätzige verpflegen konnte, denen sich Niemand zu nähern wagte, ohne daß ich nur ein Blüthchen bekommen hätte. Ich glaube, daß ich selbst Pestkranke ungefährdet verpflegen könnte, und es scheint mir, als wäre jedes Unglück zu etwas gut; in moralischer Hinsicht wenigstens, denn es hat mich nie ein körperliches Uebel mit einem Abscheu erfüllt, den ich nicht zu besiegen vermocht hätte. Dieser Abscheu ist zwar heftig und ich bin oft, sehr oft sogar beim Anblick schlimmer Wunden und Operationen der Ohnmacht nahe gewesen; aber dann habe ich immer an meine Krätze und den ersten Kuß meiner Großmutter gedacht, und es ist gewiß, daß der Wille und der Glaube die Sinne zu beherrschen vermögen, wenn sie auch noch so sehr afficirt sind.

Aber während ich mich zusehends erholte, wurde mein armer kleiner Bruder Louis immer hinfälliger. Die Krätze

war verschwunden, aber das Fieber verzehrte ihn. Er war bleich und seine armen erloschnen Augen hatten ein unbeschreiblich trauriges Aussehen. Als ich ihn leiden sah, fing ich an ihn zu lieben; bis dahin hatte ich ihn nicht viel beachtet; doch wenn er nun so schwach und entkräftet auf dem Schooße meiner Mutter lag, daß sie selbst kaum wagte, ihn zu berühren, wurde ich traurig wie sie, und begriff die Sorge, die Kinder so wenig zu begreifen vermögen. Meine Mutter glaubte an dem Hinwelken ihres Kindes Schuld zu sein; sie fürchtete, daß ihre Milch Gift für den Kleinen wäre, und bemühte sich um seinetwillen ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Sie brachte den ganzen Tag im Freien zu; das Kind lag neben ihr in Kissen und Tücher gehüllt. Deschartres rieth ihr, sich viel Bewegung zu machen, um den Appetit zu befördern und ihre Milch durch gute Nahrungsmittel zu verbessern; darauf legte sie in einem Winkel des großen Gartens zu Nohant ein kleines Gärtchen unter einem alten Birnbaume an, der noch existirt.

Dieser Baum hat eine eigne, sonderbare Geschichte, die einem Romane gleicht, und die ich erst lange nachher erfahren habe.

Am 8. September, es war ein Freitag, wurde der arme kleine Blinde, der lange auf dem Schooße der Mutter gewinselt hatte, ganz kalt, und Nichts war im Stande ihn zu erwärmen; er regte sich nicht mehr. Deschartres kam und nahm ihn aus den Armen der Mutter; er war todt! Trauriges, kurzes Dasein, dessen er sich, Gott sei Dank, gar nicht bewußt geworden war.

Am folgenden Tage begrub man das Kind; meine Mut-

ter verbarg mir ihre Thränen. Hyppolit mußte mich den ganzen Tag im Garten unterhalten, und so wußte ich kaum und begriff nur wenig, was im Hause vorging. Es schien, daß mein Vater sehr ergriffen war, und daß er dies Kind, trotz seines Gebrechens, ebenso liebte wie die andern. Nach Mitternacht, als sich mein Vater und meine Mutter in ihr Zimmer zurückgezogen hatten, weinten sie zusammen und es kam zwischen ihnen zu einem sonderbaren Auftritt, den mir meine Mutter etwa zwanzig Jahre später weitläufig erzählt hat und dem ich damals schlafend beiwohnte.

Mein Vater, der vom Schmerz erregt war und dem die Ansichten seiner Mutter wieder einfielen, sagte: „Diese spanische Reise ist uns sehr verderblich gewesen, meine theure Sophie! Als Du mir mittheiltest, daß Du zu mir kommen wolltest, und als ich Dich bat, es zu unterlassen, glaubtest Du darin einen Beweis der Untreue oder der Kälte zu sehen, und ich that es doch nur, weil ich die Ahnung eines Unglücks hatte. Was konnte auch tollkühner und unvernünftiger sein, als sich in Deinem Zustande durch so viele Gefahren, Entbehrungen, Leiden und Schrecknisse zu wagen? Es ist ein Wunder, daß Du das Alles überstanden hast und daß Aurora noch lebt. Unser armer Kleiner wäre vielleicht nicht blind gewesen, wenn er in Paris geboren wurde. Der Chirurg in Madrid hat mir erklärt, daß wegen der Lage des Kindes, dessen geschlossene Hände vor der Geburt gegen die Augen gedrückt sind, Dein langes Sitzen im Wagen und das Aufdenschooßnehmen Deiner Tochter nothwendigerweise auf die Entwicklung der Sehorgane hinderlich wirken mußte."

„Du machst mir jetzt Vorwürfe," sagte meine Mutter;

„es ist nicht mehr Zeit dazu, und ich bin ohnedies in Verzweiflung. Der Chirurg ist übrigens ein Lügner und ein Schurke; ich bin überzeugt, daß ich nicht träumte, als ich sah, wie er die Augen meines Kindes eindrückte."

Sie sprachen lange von ihrem Unglück, und nach und nach regte sich meine Mutter durch Schlaflosigkeit und Thränen furchtbar auf. Sie wollte nicht glauben, daß ihr Sohn vor Schwäche und Abzehrung gestorben wäre; sie behauptete, daß er noch am Tage zuvor auf dem Wege der Besserung gewesen wäre, und daß er nur Nervenzufälle gehabt hätte. „Und jetzt," sagte sie schluchzend, „liegt er in der Erde, dieser arme Kleine! Welche fürchterliche Gewohnheit, so zu verscharren, was man liebt, und sich auf immer von dem Körper des Kindes zu trennen, das man einen Augenblick zuvor mit so großer Zärtlichkeit pflegte und liebkoste! Man entreißt es uns, man nagelt es in einem Sarge ein und wirft es in eine Grube! Man bedeckt es mit Erde, als ob man fürchtete, daß es zurückkommen könnte. Ach! das ist gräßlich! und ich hätte mir den Körper meines Kindes nicht entreißen lassen sollen — ich mußte ihn behalten, ihn einbalsamiren lassen!"

„Und wenn man bedenkt, daß man oft Leute begräbt, die nicht todt sind," sagte mein Vater. „Ach! es ist wahr, diese Art und Weise, die Todten zu begraben, ist das Roheste, was es in der Welt geben kann."

„Die Wilden sind weniger roh als wir," sagte meine Mutter. „Hast Du mir nicht erzählt, daß sie ihre Todten auf eine geflochtne Bahre legen, und daß sie diese, wenn der Leichnam vertrocknet ist, an Baumzweigen aufhängen? Ich

möchte lieber die Wiege meines todten Kindes an einem Baume im Garten hängen sehen, als denken, daß es in der Erde verfaulen wird. Und dann" — fügte sie hinzu, ergriffen von der Idee, die mein Vater ausgesprochen hatte; „wenn es nun nicht todt gewesen wäre? Wenn man Convulsionen für den Todeskampf gehalten, wenn Deschartres sich geirrt hätte? Denn er war es, der mir das Kind wegnahm, der mich verhinderte, es noch mehr zu reiben und zu erwärmen, indem er sagte, ich beschleunigte dadurch seinen Tod. Er ist so barsch, Dein Deschartres; ich fürchte mich vor ihm und ich wagte nicht, ihm zu widersprechen! Aber vielleicht ist er so unwissend, daß er einen Starrkrampf nicht vom Tode zu unterscheiden weiß! Sieh, das quält mich so furchtbar, daß ich wahnsinnig darüber werden könnte, und ich gäbe Alles darum, wenn ich mein Kind wieder hätte — todt oder lebendig!"

Anfangs bekämpfte mein Vater diesen Gedanken, aber nach und nach wurde er selbst davon ergriffen; er sah nach seiner Uhr und sagte: „Es ist keine Zeit zu verlieren, ich muß hingehen, unser Kind zu holen. Mache kein Geräusch, vermeide irgend Jemand zu wecken; ich gebe Dir mein Wort, daß Du das Kind in einer Stunde haben wirst."

Er steht auf, kleidet sich an, öffnet leise die Thüren, nimmt ein Grabscheit und läuft nach dem Kirchhofe, der an unser Haus stößt und nur durch eine Mauer vom Garten getrennt ist; er findet die frischdurchwühlte Erde und beginnt zu graben. Es war dunkel und mein Vater hatte keine Laterne mitgenommen, so daß er den Sarg, den er ausgrub, nicht zu erkennen vermochte, und erst als er damit zustande

gekommen war und sich über die Dauer seiner Arbeit wunderte, fand er, daß der Sarg zu groß war, um der seines Kindes zu sein. Er war an das Grab eines Dorfbewohners gerathen, der wenige Tage früher gestorben war, mußte nun daneben aufgraben und fand hier wirklich den Sarg seines Sohnes. Aber als er daran arbeitete, ihn emporzuziehen, stemmte er sich mit dem Fuße gegen den Sarg des armen Bauers, und dieser Sarg, der in die tiefere Grube nebenan stürzte, erhob sich vor ihm, schlug ihn an die Schulter und warf ihn in das Grab hinein. Er sagte später zu meiner Mutter, daß es ein Augenblick voll Entsetzen und unaussprechlicher Angst gewesen wäre, als ihn der Todte umstieß und auf die Reste seines Sohnes warf. Es ist bekannt, daß er ein tapfrer Mann war, auch hatte er keine Art von Aberglauben; dennoch überschlich ihn ein Gefühl des Grausens und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne. Acht Tage später lag er selbst neben dem Grabe des Bauers und in derselben Erde, die er durchwühlt hatte, um ihr den Körper seines Sohnes wieder zu entreißen.

Aber er fand seine Fassung bald wieder und wußte die Ordnung so herzustellen, daß Niemand sein Thun bemerkte. Dann trug er den kleinen Sarg zu meiner Mutter, um ihn so schnell als möglich zu öffnen. Das arme Kind war freilich todt, aber meine Mutter fand eine Art Freude darin, es zum letzten Male zu schmücken. Man hatte ihre erste Ermattung benutzt, um sie daran zu hindern; doch jetzt war sie durch ihre Thränen aufgeregt und gleichsam belebt, und sie rieb den kleinen Leichnam mit Wohlgerüchen ein, hüllte ihn in die feinsten Tücher und legte ihn in seine Wiege, um

sich die schmerzliche Täuschung zu bereiten, als könnte sie noch den Schlaf des Kindes belauschen.

Den ganzen folgenden Tag behielt sie es so in ihrem Zimmer verborgen und eingeschlossen. Aber als in der folgenden Nacht jeder Hoffnungsschimmer geschwunden war, schrieb mein Vater den Namen, den Todes- und Geburtstag des Kleinen sorgfältig auf ein Papier, das er zwischen zwei Glasscheiben legte und durch einen Rand von Siegellack vor Luft und Feuchtigkeit schützte.

Diese sonderbaren Vorsichtsmaßregeln wurden mit dem Anschein der Ruhe im heftigsten Schmerze getroffen. Als die Inschrift in den Sarg gelegt war, bedeckte meine Mutter das Kind mit Rosenblättern. Dann wurde der Sarg geschlossen, in den kleinen Garten getragen, den meine Mutter selbst bebaute und am Fuße des alten Birnbaums begraben.

Am folgenden Tage kehrte meine Mutter eifrig zu ihrer Gartenarbeit zurück und mein Vater half ihr dabei. Man wunderte sich, daß sie trotz ihrer Traurigkeit diese kindliche Unterhaltung wählten, denn sie allein kannten das Geheimniß ihrer Vorliebe für dies Fleckchen Erde. Ich weiß noch, wie sie es während der wenigen Tage bearbeiteten, die zwischen ihrem sonderbaren Einfall und dem Tode meines Vaters lagen. Sie hatten prächtige Astern gepflanzt, die über einen Monat blühten; am Fuße des Birnbaums hatten sie einen Rasenhügel aufgeworfen mit einem kleinen Schlangenwege, damit ich hinaufsteigen und mich oben hinsetzen konnte. Und wie oft bin ich hinaufgestiegen, wie oft habe ich dort gespielt und gearbeitet, ohne zu wissen, daß es ein Grab war! Rings umher befanden sich hübsche verschlungne Wege,

die mit Rasen eingefaßt waren, Blumenbeete und Bänke. Es war ein vollständiger Kindergarten und er entstand wie durch Zauberei. Mein Vater, meine Mutter, Hyppolit und ich arbeiteten daran ohne Aufhören fünf oder sechs Tage lang. Es waren die letzten Lebenstage meines Vaters, die friedlichsten vielleicht, die er jemals genoß, und die traulichsten, in ihrer sanften Schwermuth. Ich erinnere mich, daß er immer Erde und Rasen herbeischaffte, und daß er, wenn er wegfuhr, um eine Last zu holen, Hyppolit und mich in den Schubkarren setzte, uns mit Vergnügen ansah und uns zuweilen mit Umwerfen bedrohte, um uns, je nach unserer augenblicklichen Stimmung, schreien oder lachen zu sehen.

Fünfzehn Jahre später ließ mein Mann die Eintheilung des Gartens vollständig ändern; der kleine Garten meiner Mutter war längst verschwunden. Während meines Aufenthalts im Kloster war er zerstört und mit Feigenbäumen bepflanzt. Der Birnbaum war gewachsen und es war die Rede davon, ihn umzuhauen, weil er ein wenig in einen Weg vortrat, dessen Richtung nicht gut geändert werden konnte. Aber ich erlangte Gnade für ihn. Die Allee wurde verlegt und ein Blumenbeet kam auf das Grab des Kindes. Lange, nachdem diese Einrichtungen vollendet waren, sagte der Gärtner zu mir und meinem Mann, daß wir wohlgethan hätten, den Birnbaum zu verschonen. Er hatte Lust zu reden und ließ sich nicht lange bitten, uns das Geheimniß mitzutheilen, das er entdeckt hatte. Als er einige Jahre früher die Feigenbäume pflanzte, war seine Hacke auf den kleinen Sarg gekommen; er hatte ihn ausgegraben, geöffnet, und hatte die Gebeine eines kleinen Kin-

des gefunden. Anfangs glaubte er, daß man das Opfer eines Kindesmordes an diesem Orte verborgen hätte; aber später fand er das beschriebene Papier, das zwischen den Glasscheiben unverletzt geblieben war, und da hatte er die Namen des armen kleinen Louis und seinen Geburts- und Todestag gelesen, die so wenig von einander entfernt waren. Fromm und abergläubisch wie er war, begriff er nicht, wie man darauf kommen konnte, den Leichnam, den er hatte auf dem Kirchhofe begraben sehen, der geweihten Erde wieder zu entreißen, aber er hatte das Geheimniß bewahrt, hatte sich darauf beschränkt, es meiner Großmutter anzuvertrauen, und theilte es uns jetzt mit, damit wir bestimmten, was in dieser Sache zu thun wäre. Wir waren der Ansicht, daß gar Nichts geschehen dürfte; denn hätten wir die Gebeine wieder auf den Gottesacker schaffen lassen, so wäre dadurch ein Ereigniß veröffentlicht, das nicht Jeder zu begreifen vermocht hätte, und das unter der Restauration zum Schaden der Familie von den Priestern ausgebeutet werden konnte. Meine Mutter lebte noch und ihr Geheimniß mußte bewahrt werden; später hat sie mir die Geschichte erzählt, und ihre Zufriedenheit darüber geäußert, daß die Ruhe der Gebeine nicht gestört ist.

Das Kind blieb also unter dem Birnbaum liegen und dieser Baum existirt noch immer; er ist sogar sehr schön und im Frühjahr breitet er ein Dach rosiger Blüthen über das unbekannte Grab. Ich nehme jetzt nicht den geringsten Anstand, davon zu sprechen. Die Blüthen des Frühlings gewähren ihm einen freundlichern Schutz als der Schatten der Cypressen; Gräser und Blumen sind das beste Grabmal

der Kinder, und Monumente und Inschriften sind mir auf's Höchste zuwider. Ich habe das von meiner Großmutter geerbt, die für das Grab ihres geliebten Sohnes nie ein Denkmal haben wollte, weil, wie sie sagte, ein großer Schmerz sich nie aussprechen kann, und weil Blumen und Bäume der einzige Grabesschmuck sind, der das Gemüth nicht verletzt.

Ich habe jetzt sehr traurige Ereignisse zu erzählen, und obwohl sie mich nicht tiefer berührt haben, als es die geringe Leidensfähigkeit des Kindes möglich macht, habe ich diese Scenen doch immerfort in den Erinnerungen und Gedanken meiner Verwandten so lebendig gesehen, daß ich ihren Rückschlag mein Leben lang gefühlt habe.

Zwei Tage vor seinem Tode, als der kleine Grabesgarten beinah fertig war, forderte mein Vater seine Mutter auf, die Mauern, welche den großen Garten umgaben, niederreißen zu lassen; und kaum hatte sie ihre Einwilligung dazu gegeben, als er sich an der Spitze der Arbeiter an's Werk begab. Ich sehe ihn noch immer mit der Hacke in der Hand, mitten im Staube stehen, während die alten Mauern, die er niederriß, fast von selbst einstürzten und ein Getöse verursachten, das mich erschreckte.

Aber die Arbeiter vollendeten das Werk ohne ihn. Freitag, den 17. September bestieg er seinen fürchterlichen Leopardo, um unsere Freunde in La Châtre zu besuchen. Er aß dort und blieb den Abend bei seinen Bekannten. Man bemerkte, daß er sich etwas zwingen mußte, um so heiter wie gewöhnlich zu scheinen, und daß er trotzdem auf Augenblicke düster und gedankenvoll war. Der Tod seines

Kindes stand ihm vor der Seele, aber er kämpfte muthig mit sich selbst und that sein Möglichstes, um seine Traurigkeit nicht den Freunden mitzutheilen. Es waren dieselben, mit denen er unter dem Directorium Robert den Räuberhauptmann gespielt hatte; er aß bei Herrn und Frau Duvernet.

Meine Mutter war noch immer eifersüchtig und besonders, wie das bei dieser Krankheit der Fall ist, auf Personen, die sie nicht kannte. Sie ärgerte sich, daß mein Vater nicht so früh nach Haus kam, wie er ihr versprochen hatte, und theilte meiner Großmutter ihren Verdruß ganz unbefangen mit. Sie hatte schon früher ihre Schwäche gebeichtet, und meine Großmutter hatte ihr darüber Vorstellungen gemacht. Da meine Großmutter die Leidenschaften nicht gekannt hatte, erschien ihr der Argwohn meiner Mutter sehr unvernünftig; und doch hätte sie Mitleid damit fühlen müssen, da sie selbst in ihrer mütterlichen Liebe eifersüchtig gewesen war. Aber sie redete in so strengem Tone mit ihrer ungestümen Schwiegertochter, daß diese oft davor erschrak. Sie schalt sogar mit ihr, in sanfter, gemäßigter Weise zwar, aber mit einer gewissen Kälte, die sie demüthigte und einschüchterte, ohne sie zu heilen.

An diesem Abend schlug sie meine Mutter vollständig zu Boden, indem sie ihr sagte, daß Moritz, wenn sie ihn so quälte, ihrer überdrüßig werden und das Glück, das sie ihm geraubt hätte, außer dem Hause suchen würde. Meine Mutter weinte, unterwarf sich aber nach einigem Widerstande und versprach sich ruhig in's Bett zu legen, ihrem Manne nicht entgegen zu gehen und ihre Gesundheit zu schonen, die seit

Kurzem durch Anstrengungen und Leiden angegriffen war. Sie hatte noch viele Milch und konnte durch ihre geistigen Aufregungen krank werden, sich Zufällen aussetzen, die plötzlich ihre Schönheit zu zerstören, und ihre Jugendfrische zu vernichten im Stande waren. Dieser letzte Einwand machte größern Eindruck, als alles Philosophiren meiner Großmutter. Sie unterwarf sich diesem Grunde, denn sie wollte schön sein, um ihrem Manne zu gefallen. So ging sie denn zu Bett und schlief ein, als vernünftige Person. Armes Weib! welch ein Erwachen stand ihr bevor!

Gegen Mitternacht fing meine Großmutter an sich zu beunruhigen, ohne jedoch Deschartres etwas zu sagen, mit dem sie ihre Partie Piquet verlängerte, weil sie ihren Sohn noch zu umarmen wünschte, ehe sie sich zur Ruhe begab. Endlich schlug es zwölf Uhr und sie hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, da schien es ihr, als höre sie ein ungewöhnliches Geräusch im Hause. Man brauchte zwar alle Vorsicht und Deschartres, der durch Saint-Jean abgerufen wurde, war so leise als möglich aus dem Hause gegangen, aber das Oeffnen einiger Thüren, eine gewisse Verlegenheit der Kammerfrau, die Deschartres hatte abrufen sehen, ohne zu wissen, um was es sich handelte, aber aus Saint-Jean's Mienen schloß, daß etwas Wichtiges vorgefallen sein müsse, und vor Allem die schon empfundene Unruhe, ließen meine Großmutter das Entsetzliche schnell erfahren. Die Nacht war finster und regnerisch. Ich habe schon bemerkt, daß meine Großmutter, trotz ihrer schönen und kräftigen Organisation, nicht zu Fuße gehen konnte. Mochte es an einer eigenthümlichen Schwäche der Beine liegen, oder an der

außerordentlichen Weichlichkeit ihrer Erziehung in den ersten Lebensjahren, sie war für den ganzen Tag ermüdet, wenn sie einmal langsam um ihren Garten gegangen war. Sie hatte nur einmal in ihrem Leben eine Fußtour gemacht, um ihren Sohn in Passy zu überraschen, als sie aus dem Gefängnisse kam. — Die zweite machte sie am 17. September 1808, um die Leiche ihres Sohnes, eine Stunde vom Hause, an dem Thore von La Châtre aufzuheben. Sie machte sich allein auf den Weg, in Prünellschuhen, ohne Shawl, wie sie in dem Augenblicke war. Da sie nicht sogleich die Bewegung gewahrte, durch die sie aufmerksam gemacht wurde, so war Deschartres vor ihr angekommen. Er befand sich schon bei meinem armen Vater; hatte schon seinen Tod bestätigt.

Das traurige Ereigniß hatte sich auf folgende Weise zugetragen:

Die Straße machte, etwa hundert Schritte von der Brücke, die den Eingang zur Stadt bildet, einen Bogen — an diesem Orte, am Fuße der dreizehnten Pappel, hatte man an dem Tage einen Haufen Steine und Schutt liegen lassen. Nachdem mein Vater die Brücke passirt, hatte er sein Pferd in Galopp gesetzt — er ritt den verhängnißvollen Leopardo und Weber folgte ihm, ebenfalls zu Pferde, in einer Entfernung von etwa zehn Schritten. Bei der Biegung des Weges stieß sich das Pferd meines Vaters im Finstern an den Steinhaufen. Es stürzte nicht, aber erschreckt und ohne Zweifel von den Sporen gestachelt, bäumte es sich mit solcher Heftigkeit, daß der Reiter aus dem Sattel geworfen und zehn Fuß rückwärts auf den Boden geschleu-

dert wurde. Weber hörte nur die Worte: „Zu mir, Weber! ... ich bin todt!" — Er fand seinen Herrn ausgestreckt auf dem Rücken liegend, scheinbar ohne Wunde — aber er hatte das Rückgrat gebrochen. Er war nicht mehr!

Ich glaube, daß man ihn in das nachbarliche Gasthaus trug, und daß schnelle Hülfe aus der Stadt herbeikam, während Weber, eine Beute des unaussprechlichsten Schreckens, im Galopp davon ritt, um Deschartres zu holen. Es war zu spät, mein Vater hatte nicht Zeit gehabt zu leiden — er hatte nur noch Zeit, sich des raschen und unerbittlichen Todes bewußt zu werden, der ihn in dem Augenblicke ereilte, wo sich die glänzendste militärische Laufbahn ohne Hindernisse vor ihm zeigte, wo er, nach einem achtjährigen Kampfe, seine Mutter, seine Frau und seine Kinder, die einen von den andern anerkannt, unter einem Dache vereinigt sah, wo der schmerzliche und schreckliche Kampf zwischen seinen Neigungen aufhörte und es ihm erlaubt war, glücklich zu sein.

An dem verhängnißvollen Orte angekommen, der das Ziel ihres verzweifelten Marsches war, fiel meine Großmutter fast besinnungslos auf den Körper ihres Sohnes nieder. Saint-Jean hatte sich beeilt, den Wagen anzuspannen, und kam nun, um Deschartres, den Leichnam und meine Großmutter, die sich nicht von ihm trennen wollte, nach Hause zu bringen. Deschartres hat mir in der Folge von dieser verzweiflungsvollen Nacht erzählt, von der meine Großmutter nie sprechen konnte. Er hat mir gesagt, daß er, was das menschliche Herz tragen kann, ohne zu brechen, während dieser Fahrt gelitten habe, wo die arme Mutter, über den

Körper ihres Sohnes gebeugt, nur noch ein Röcheln hören ließ, das dem eines Sterbenden glich.

Ich weiß nicht weiter, was bis zu dem Augenblicke vorging, wo meine Mutter die schreckliche Nachricht erhielt. Es war Morgens sechs Uhr; ich war schon aufgestanden und meine Mutter zog sich an. Sie trug einen weißen Unterrock, eine weiße Jacke und kämmte ihr Haar. Ich sehe sie noch, wie in dem Augenblicke, wo Deschartres ohne zu klopfen eintrat. Sein Gesicht war so bleich und verstört, daß ihn meine Mutter sogleich verstand. „Moritz!“ schrie sie; „wo ist Moritz?“ Deschartres weinte nicht — seine Zähne waren zusammengepreßt, und er konnte nur die abgebrochenen Worte hervorbringen: „Er ist gefallen .... nein, gehen Sie nicht hin, bleiben Sie hier .... Denken Sie an Ihre Tochter .... Ja, es ist gefährlich, sehr gefährlich ....“ Und endlich nach einer heftigen Anstrengung, die einer brutalen Grausamkeit ähnlich sein konnte, aber durchaus nicht überlegt war, sagte er mit einem Tone, den ich mein Lebelang nicht vergessen werde: „Er ist todt!“ Dann brach er in eine Art convulsivisches Lachen aus, setzte sich und zerfloß in Thränen.

Ich weiß noch, an welcher Stelle des Zimmers wir uns befanden. Es ist das, welches ich noch bewohne, und in welchem ich die beklagenswerthe Geschichte niederschreibe. Meine Mutter fiel auf einen Stuhl hinter dem Bette. Ich sehe noch ihr todtenbleiches Gesicht, ihre langen, schwarzen Haare, die über die Brust herabhingen, ihre nackten Arme, die ich mit Küssen bedeckte; ich höre noch ihr herzzerreißendes Geschrei — sie war taub für das meinige und fühlte

meine Liebkosungen nicht. Deschartres sagte ihr endlich: „Sehen Sie Ihr Kind und leben Sie für dieses."

Was nun vorging, weiß ich nicht. Ohne Zweifel hatte mich das Weinen und Schreien bald gänzlich ermattet; die Kindheit besitzt nicht die Kraft zum Leiden. Das Uebermaß des Schmerzes und Schreckens betäubte mich und nahm mir das Gefühl für Alles, was um mich her vorging. Ich finde nur Erinnerungen wieder, die sich von einigen Tagen später datiren, als man mir nämlich Trauerkleider anzog. Das Schwarze machte einen sehr tiefen Eindruck auf mich, und ich weinte, als man es mir anlegte. Ich hatte schon den schwarzen Schleier und das schwarze Kleid der Spanierinnen getragen, aber noch keine schwarzen Strümpfe, und diese setzten mich in großen Schrecken. Ich behauptete, man zöge mir Todtenbeine an, und meine Mutter mußte mir erst zeigen, daß sie eben solche Strümpfe trug. An diesem Tage sah ich meine Großmutter, Deschartres, Hyppolit und das ganze Haus in Trauer. Man erklärte mir, daß der Tod meines Vaters die Ursache dazu sei, und ich bereitete meiner Mutter einen großen Schmerz, als ich darauf erwiederte: „Mein Papa ist also heute noch einmal gestorben?"

Ich wußte wohl, was der Tod ist, aber wahrscheinlich glaubte ich nicht an seine ewige Dauer. Ich konnte mir keinen Begriff von einer gänzlichen Trennung machen, und nach und nach fand ich mit der Sorglosigkeit der Jugend meine Spiele und meine Heiterkeit wieder. Von Zeit zu Zeit, wenn ich meine Mutter im Geheimen weinen sah, unterbrach ich mich, um ihr Naivetäten zu sagen, die ihr das Herz zerrissen: „Aber wenn Papa aufgehört hat todt

zu sein, wird er kommen, Dich zu besuchen?“ sagte ich, und die arme Frau, die mich nicht ganz enttäuschen wollte, entgegnete mir nur, daß wir lange Zeit warten müßten, und verbot den Dienern, mir etwas zu erklären. — Sie besaß im höchsten Grade die Ehrfurcht vor der Kindheit, die man bei vollständigern und gelehrteren Erziehungen so ganz bei Seite setzt.

Indessen war nicht nur das Haus, sondern auch das ganze Dorf in tiefe Trauer versunken, denn Jeder, der meinen Vater gekannt hatte, liebte ihn auch. Sein Tod verursachte eine wirkliche Bestürzung in der Umgegend, und selbst Leute, die ihn nur von Ansehen gekannt hatten, wurden von dieser Katastrophe tief ergriffen. Hyppolit war sehr erschüttert von dem Anblicke, den man ihm nicht so sorgfältig entzogen hatte, wie mir. Er zählte bereits neun Jahr, aber er wußte noch nicht, daß mein Vater zugleich der seinige war. Zu seinem tiefen Kummer gesellte sich mit der Vorstellung des Todes eine Art Furcht, und er weinte und schrie die ganze Nacht. Die Domestiken, bei denen sich Bedauern und Aberglaube vermischten, behaupteten, meinen Vater nach seinem Tode im Hause umhergehend gesehen zu haben. Die alte Frau Saint-Jean's beglaubigte mit einem Eide, daß sie ihn um Mitternacht habe über den Corridor gehen und die Treppe hinabsteigen sehen. Er trug, wie sie sagte, seine volle Uniform, schritt langsam vorwärts, schien Niemand zu sehen und ging an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken und ohne mit ihr zu sprechen. Eine Andere hatte ihn in dem Vorsaale, der zu den Zimmern meiner Mutter führte, erblickt. Dies war damals ein großer kahler

Saal, der, zum Billard bestimmt, nichts enthielt als einen Tisch und einige Stühle. Eine Magd, die Abends durch diesen Saal ging, hatte dort meinen Vater mit auf den Tisch gestemmten Ellbogen, den Kopf in die Hände gestützt, sitzen sehen. Es ist gewiß, daß einige Hausdiebe von der Furcht unserer Leute zu profitiren suchten, denn auch im Hofe irrte mehrere Nächte ein weißes Gespenst umher. Hyppolit, der es sah, wurde krank vor Furcht. Auch Deschartres sah es, und bedrohte es mit Flintenschüssen — seitdem erschien es nicht mehr.

Zum Glück wurde ich so gut überwacht, daß ich von diesen Albernheiten nichts erfuhr, und der Tod stellte sich mir nicht unter dem häßlichen Bilde dar, das sich die abergläubische Phantasie von ihm gemacht hat. Meine Großmutter trennte mich während einiger Tage von Hyppolit, der den Kopf verloren hatte und überdies für mich ein etwas zu ungestümer Spielkamerad war; aber sie beunruhigte sich bald über mein Alleinsein und über die stumme Befriedigung, mit der ich mich in ihrer Gegenwart still verhielt und in Träumereien versenkte, die eine nothwendige Bedingung meiner Organisation waren, die sie sich aber durchaus nicht zu erklären vermochte. Ich glaube, daß ich ganze Stunden mit herabhängenden Armen, starren Augen und offnem Munde auf dem Tabouret zu ihren oder meiner Mutter Füßen gesessen habe, ohne ein Wort zu sagen und als ob ich blödsinnig wäre. „Ich habe sie immer so gesehen," sagte meine Mutter; „es liegt in ihrer Natur; es ist nicht Dummheit; Sie können überzeugt sein, daß sie über etwas nachgrübelt. Früher sprach sie laut, wenn sie so träumte, jetzt sagt sie

nichts mehr; aber, wie ihr armer Vater oft bemerkte, sie denkt dennoch etwas." — „Das ist möglich," erwiederte dann meine Großmutter, „aber es ist nicht gut, wenn Kinder so träumerisch sind. Als ihr armer Vater noch ein Kind war, befand er sich auch oft in dieser Art Verzückung, und dann litt er an einer Entkräftung. Man muß die Kleine zerstreuen und aufrütteln; unser Kummer tödtet sie, wenn wir sie nicht hüten; denn sie fühlt ihn wohl, obgleich sie ihn nicht verstehen kann. Auch Sie, meine Tochter, müssen sich zerstreuen, wenn auch nur physisch; denn Ihre kräftige Natur verlangt Bewegung. Wenn Sie Ihre Gartenarbeit wieder aufnehmen wollten, so würde das Kind vielleicht auch Geschmack daran finden."

Meine Mutter gehorchte, aber sie war anfänglich nicht im Stande, sich anhaltend zu beschäftigen, denn vom vielen Weinen hatte sie schreckliche Kopfschmerzen bekommen, an denen sie noch länger als zwanzig Jahre litt, und die sie beinahe jede Woche zwangen, vier und zwanzig Stunden das Bett zu hüten.

Um es später nicht zu vergessen, muß ich hier eines Umstandes erwähnen, dessen Erklärung mir am Herzen liegt, weil man denselben als Verdächtigungsgrund gegen meine Mutter gebraucht hat, und weil die Erinnerung daran noch immer im Geiste einiger Personen lebt. Am Todestage meines Vaters scheint meine Mutter ausgerufen zu haben: „Und ich war eifersüchtig! das werde ich nun nie mehr sein!" Diese Worte zeugen von tiefem Schmerz, sie sprechen ein bittres Bedauern über die Zeit aus, wo sie sich chimärischen Leiden hingeben konnte, und einen Vergleich

mit dem wirklichen Unglück, das ihr so schreckliche Heilung brachte. Mochte nun Deschartres, der sich nie vom Herzensgrunde mit meiner Mutter aussöhnen konnte, oder ein übelwollender Dienstbote dies Wort gehört haben, genug, es wurde wiederholt und entstellt. Meine Mutter sollte im Tone gräßlicher Freude gesagt haben: „So brauche ich denn endlich nicht mehr eifersüchtig zu sein!" Es ist so widersinnig, Worte, die in höchster Verzweiflung ausgesprochen wurden, in diesem Sinne aufzufassen, daß ich nicht begreife, wie geistreiche Leute im Stande gewesen sind, sich so zu täuschen. Und doch ist es noch nicht lange her, daß Herr von Vitrolles, ein alter Freund meines Vaters und der humanste Mann der alten legitimistischen Partei, diesen Ausspruch meiner Mutter in solchem Sinne einem meiner Freunde mitgetheilt hat. Ich bitte Herrn von Vitrolles um Verzeihung, aber man hat ihn auf's Gröblichste getäuscht und das menschliche Gefühl empört sich gegen ähnliche Mißdeutungen. Ich habe die Verzweiflung meiner Mutter gesehen und solche Scenen vergessen sich nie wieder.

Nach dieser Abschweifung komme ich auf mich selbst zurück. Meine Großmutter, die sich fortwährend über mein Alleinsein ängstigte, suchte für mich eine Spielgefährtin meines Alters, und Demoiselle Julie, ihre Kammerjungfer, schlug ihr vor, ihre kleine Nichte zu holen, die nur ein halbes Jahr älter war als ich; man zog der kleinen Ursula Trauerkleider an und brachte sie nach Nohant. Unsere Freundschaft, die sich mit der Zeit immer mehr bewährt hat, ist jetzt vierzig Jahre alt — und das ist viel.

Ich werde noch oft von meiner guten Ursula zu erzählen

haben, und fange damit an, zu sagen, daß sie mir, in den geistigen und körperlichen Zuständen, in welche mich unser häusliches Leiden versetzte, von großem Nutzen war. Es war eine Gnade von Gott, daß die Seele des armen Kindes, das man an meinen Spielen theilnehmen ließ, nichts Kriechendes hatte. Das Kind des Reichen (und im Vergleich zu Ursula war ich eine kleine Prinzessin) mißbraucht instinktmäßig die Vortheile seiner Stellung, und wenn sich sein armer Gefährte in Alles fügt, ließe ihn der kleine Despot mit Vergnügen an seiner Statt schlagen, wie das früher zwischen Herrn und Knechten üblich war. Ich war sehr verzogen; meine Schwester, die fünf Jahre älter war als ich, hatte mir immer mit jener Gefälligkeit nachgegeben, welche die Ueberlegung den kleinen Mädchen für jüngere Geschwister einflößt. Nur Clotilde hatte mir Stand gehalten — aber seit mehreren Monaten hatte ich gar keine Gelegenheit, mit meines Gleichen zu verkehren. Ich war allein mit meiner Mutter, die mich freilich nicht verzog, denn sie hatte eine heftige Sprache und eine schlagfertige Hand, und sie übte den Lehrsatz: daß wer viel liebt, viel bestraft. Aber es ging natürlich über ihre Kräfte, in ihren Trauertagen ohne Unterlaß gegen die Launen eines Kindes anzukämpfen. Meine Großmutter sowohl wie sie fühlten das Bedürfniß mich zu lieben und zu verziehen, um sich über ihren Kummer zu trösten, was ich natürlich mißbrauchte. Außerdem war ich durch die spanische Reise, durch Krankheit und durch die Jammerscenen, die ich mit erlebt hatte, in eine nervöse Aufregung gerathen, die ziemlich lange anhielt, war also im höchsten Grade reizbar und nicht in meinem natürlichen

Zustande. Ich hatte tausenderlei Gelüste und riß mich aus meinen geheimnißvollen Betrachtungen nur los, um das Unmögliche zu verlangen. Ich wollte, daß man mir die Vögel gäbe, die im Garten umherflogen, und wenn man mich auslachte, warf ich mich wüthend auf die Erde; oder ich begehrte, daß mich Weber auf sein Pferd setzte, und obwohl dies nicht mehr der Leopardo war, den man rasch verkauft hatte, ist es leicht begreiflich, daß man mich keinem Pferde nahe kommen ließ. Meine vereitelten Wünsche wurden mir ordentlich zur Qual; die Großmutter sagte, daß diese Heftigkeit des Verlangens von überreizter Einbildungskraft herrührte, und sie wollte diese kranke Einbildungskraft zerstreuen — aber das war eine schwere und langwierige Arbeit.

Ursula gefiel mir gleich und ich fühlte, ohne mir Rechenschaft darüber abzulegen, daß sie ein sehr kluges und herzhaftes Kind wäre; aber als die erste Freude vorüber war, regte sich die Herrschsucht wieder und ich wollte sie meinem Willen unterwerfen. Mitten im Spielen verlangte ich, daß sie ihr Spielzeug mit dem vertauschte, was ich anfangs gewählt hatte, sobald sie aber an der neuen Beschäftigung Geschmack fand, wurde ich der meinigen wieder müde. Oder sie mußte still sitzen, ohne zu sprechen, mußte mit mir „nachdenken“ — und wenn ich im Stande gewesen wäre, ihr die Kopfschmerzen mitzutheilen, die mich oft heimsuchten, würde ich verlangt haben, daß sie mir auch in dieser Beziehung Gesellschaft leistete. Ich war mit einem Worte das vergrillteste, verdrießlichste, heftigste Kind, das sich denken läßt.

Ursula ließ sich, Gott sei Dank, nicht unterdrücken. Sie

war lustig, thätig und so schwatzhaft, daß man ihr den Beinamen „Plaudertasche" gegeben hatte, den sie lange behielt. Sie war immer witzig, und oft mußte meine Großmutter unter Thränen über ihre Einfälle lächeln. Anfangs fürchtete man, sie möchte sich tyrannisiren lassen; aber sie war von Natur so starrsinnig, daß es nicht nöthig war, sie zum Widerstande aufzufordern. Sie widersetzte sich mir auf's Beste, und wenn ich Hände oder Nägel gebrauchen wollte, antwortete sie mit den Füßen und Zähnen. Sie erinnert sich eines furchtbaren Kampfes, zu dem wir uns eines Tages herausforderten. Es scheint, daß wir einen ernsten Streit auszufechten hatten, und da weder die Eine noch die Andere nachgeben wollte, beschlossen wir uns nach besten Kräften zu prügeln. Das Gefecht war ziemlich hitzig und beide Theile trugen die Spuren davon. Ich weiß nicht mehr, welche die Stärkste war, aber das Mittagessen wurde inzwischen aufgetragen, wir mußten dabei erscheinen und fürchteten Beide gescholten zu werden. Glücklicherweise waren wir allein im Zimmer meiner Mutter; wir beeilten uns, unser Gesicht zu waschen, um einige kleine Blutstropfen zu verwischen, wir brachten uns gegenseitig das Haar in Ordnung, und bewiesen uns in dieser gemeinschaftlichen Gefahr äußerst gefällig; endlich gingen wir die Treppe hinunter und fragten uns gegenseitig, ob nichts mehr zu sehen wäre. Der Zorn war vorüber; Ursula schlug mir vor, uns zu versöhnen und zu umarmen, was wir denn auch herzlich gern thaten wie zwei alte Soldaten, wenn sie eine Ehrensache ausgefochten haben. Ich weiß nicht, ob dies unser letzter Kampf war, aber gewiß ist, daß wir fortan im Kriege wie im Frieden

als vollständig gleichberechtigt mit einander lebten und uns so lieb hatten, daß wir keinen Augenblick getrennt sein mochten. Ursula aß an unserm Tische, wo sie seitdem immer gegessen hat; sie schlief in unserm Zimmer und oft mit mir zusammen im großen Bette. Meine Mutter liebte sie sehr und wenn sie an der Migraine litt, gewährten ihr Ursula's kleine, frische Hände, die lange und leise über ihre Stirne strichen, Erleichterung. Ich war ein bischen eifersüchtig auf diese Pflege; aber mochte es nun von meiner Lebendigkeit beim Spielen, oder von einer Nachwirkung meines Fiebers kommen — meine Hände waren immer brennend und verschlimmerten die Migraine.

Wir blieben zwei oder drei Jahre lang in Nohant, ohne daß meine Großmutter daran dachte nach Paris zurückzukehren, und ohne daß sich meine Mutter zu dem entschließen konnte, was man von ihr verlangte. Meine Großmutter wünschte, daß man ihr die Sorge für meine Erziehung überließe, und daß ich nicht von ihr ginge. Karoline war jetzt freilich in Pension, aber bald wurde eine beständige Aufsicht für sie nöthig und meine Mutter konnte sich nicht entschließen, sich von einer oder der andern ihrer Töchter vollständig zu trennen. Mein Onkel Beaumont brachte den einen Sommer in Nohant zu, um meine Mutter zu dem Entschlusse zu überreden, den er für das Glück meiner Großmutter und für mein Wohl unentbehrlich hielt. Denn, wenn Alles berechnet wurde und wenn meine Großmutter die Summe, auf welche meine Mutter Anspruch machen konnte, um ein Bedeutendes vermehrte, hatte diese doch nur eine Einnahme von 2500 Francs und davon

konnte sie ihren zwei Töchtern keine glänzende Erziehung geben. Meine Großmutter gewann mich täglich lieber, nicht wegen meiner Gemüthsart, die damals noch ziemlich eigensinnig war, aber wegen meiner merkwürdigen Aehnlichkeit mit meinem Vater. Meine Stimme, meine Züge, mein Wesen, meine Neigungen, Alles an mir erinnerte sie so sehr an die Kindheit ihres Sohnes, daß sie sich oft, während sie meinen Spielen zusah, einer gewissen Täuschung hingab, daß sie mich oft „Moritz“ nannte, und „mein Sohn“ sagte, wenn sie von mir sprach.

Die Ausbildung meines Verstandes, von dem sie, ich weiß nicht warum, einen hohen Begriff hatte, ließ sie sich sehr angelegen sein. Ich verstand Alles, was sie mir sagte und was sie mich lehrte, aber sie machte das so deutlich und so gut, daß dies gerade kein Wunder war. Ich verrieth auch musikalische Anlagen, die niemals vollständig ausgebildet wurden, die ihr aber große Freude machten, weil sie an die Kindheit meines Vaters erinnerten, und so kehrte sie, bei dem Unterrichte, den sie mir gab, gleichsam in die Jugendzeit ihres Mutterglücks zurück.

Meine Mutter warf oft in meiner Gegenwart die Frage auf: „Wird meine Tochter hier glücklicher sein, als wenn sie bei mir ist? Ich weiß es nicht und es ist wahr, daß ich nicht die Mittel haben werde, ihr vielen Unterricht geben zu lassen. Die Erbschaft ihres Vaters kann geschmälert werden, wenn die Liebe der Großmutter durch die Entfernung geschwächt wird. Aber können Geld und Kenntnisse glücklich machen?“ Ich konnte dies Raisonnement schon verstehen, und wenn sie mit meinem Onkel Beaumont,

der ihr lebhaft zuredete, sich zu fügen, über meine Zukunft sprach, hörte ich mit der größten Aufmerksamkeit zu, ohne daß sie es merkten. Durch diese Unterredungen entstand in mir eine tiefe Verachtung gegen das Geld, ehe ich noch wußte, was dies wäre und eine gewisse unbestimmte Furcht vor dem Reichthum, der mich bedrohte. Dieser Reichthum war übrigens nicht von Bedeutung, denn im Ganzen konnte er sich etwa auf 12,000 Francs Renten belaufen.

Aber für mich war es viel und es machte mir schweren Kummer, weil es mit dem Gedanken an die Trennung von meiner Mutter verknüpft war. Sobald ich mich mit ihr allein befand, pflegte ich ihr um den Hals zu fallen, sie mit Liebkosungen zu überhäufen und sie zu bitten, mich nicht „für Geld“ meiner Großmutter zu geben. Und doch hatte ich diese Großmutter sehr lieb, die so sanft war und nur mit mir sprach, um mir Zärtlichkeiten zu sagen; aber dies Gefühl konnte nicht mit der leidenschaftlichen Liebe verglichen werden, die ich für meine Mutter zu empfinden begann und die mein Leben beherrscht hat, bis Verhältnisse eintraten, die mich überwältigten, so daß ich zweifelnd zwischen diesen beiden Müttern stand, die in Bezug auf mich dieselbe Eifersucht gegeneinander hegten, die sie früher meines Vaters wegen gehabt hatten.

Ja, ich muß gestehen, daß eine Zeit gekommen ist, wo ich mich in einer außergewöhnlichen Stellung zwischen zwei Neigungen befand, die sich ihrem Wesen nach nicht widerstritten und wo ich eins um's andere das Opfer der Zärtlichkeit dieser beiden Frauen wurde, oder das meines eigenen Gefühls, das sie zu wenig schonten. Ich werde alle

diese Dinge erzählen, wie sie eingetreten sind, aber der Ordnung gemäß und ich will mich bemühen, beim Anfang zu beginnen. Bis zum Alter von vier Jahren hatte ich meine Mutter instinktartig geliebt, ohne dieses Gefühls bewußt zu werden. Ich hatte mir, wie ich schon sagte, von keiner Empfindung Rechenschaft gegeben und hatte gelebt, wie alle kleinen Kinder und alle Völker im Naturzustande leben, nämlich durch die Phantasie. Das Gefühlsleben war in mir bei der Geburt meines kleinen, blinden Bruders erwacht, als ich meine Mutter leiden sah. Ihre Verzweiflung bei dem Tode meines Vaters hatte mich in dieser Richtung noch mehr entwickelt und ich begann von dieser Neigung beherrscht zu werden, als mich der Gedanke der Trennung inmitten meiner goldnen Zeit überraschte.

Ich sage meiner goldnen Zeit, weil dies damals ein Lieblings-Ausdruck Urselchens war. Ich weiß nicht, wo sie es gehört haben konnte, aber sie gebrauchte dies Wort, wenn sie mir Vorstellungen machte; denn sie nahm schon Theil an meinem Kummer und da sie ihrer Gemüthsart nach, mehr noch, als wegen ihrer fünf bis sechs Monate ältern Erfahrung, besser als ich im Stande war die Wirklichkeit zu begreifen, sagte sie mir, wenn ich bei dem Gedanken, ohne die Mutter bei meiner Großmutter zu bleiben, Thränen vergoß:

„Es ist doch hübsch ein großes Haus zu haben und so einen großen Garten, um spazieren zu gehen, und Wagen und Kleider und alle Tage etwas Gutes zu essen! Wodurch bekommt man das Alles? durch die „Reichthümer“. Du mußt also nicht weinen, denn bei Deiner Großmutter wirst

Du immer „goldne Zeit“ haben und immer „Reichthümer.“ Wenn ich meine Mutter in la Châtre besuche, sagt sie, daß ich in Nohant verwöhnt wäre und mich wie eine Dame geberde und dann sage ich ihr, daß ich in meiner „goldenen Zeit“ bin und daß ich die „Reichthümer“ annehme, so lange ich sie haben kann.“

Ursula's Vorstellungen trösteten mich nicht; eines Tages sagte mir Demoiselle Julie, die Kammerjungfer meiner Großmutter, die mir sehr zugethan war und die Verhältnisse von ihrem Standpunkt aus beurtheilte: „Wollen Sie denn in Ihre kleine Dachkammer zurückkehren und Bohnen essen?“ Diese Rede empörte mich und die Bohnen und die kleine Dachkammer erschienen mir als das Ideal des Glückes und der Würde. Aber ich greife den Ereignissen wieder vor, denn ich war vielleicht schon sieben oder acht Jahre alt, als mir die Frage des Reichthums in dieser Weise vorgelegt wurde, und ehe ich das Resultat des innern Kampfes mittheile, den meine Mutter um meinetwillen kämpfte, muß ich die zwei oder drei Jahre skizziren, die wir nach dem Tode meines Vaters in Nohant verlebten. Ich bin nicht im Stande hierbei ganz der Ordnung treu zu bleiben, es wird nur ein allgemeines Bild werden, das etwas unklar ist, wie meine Erinnerungen.

Vor Allem muß ich sagen, wie meine Mutter und meine Großmutter zusammen lebten, diese beiden Frauen, deren Naturen ebenso verschieden waren, wie ihre Erziehung und ihre Gewohnheiten. Sie waren in der That zwei ganz entgegengesetzte Repräsentanten unseres Geschlechts. Die Eine weiß, blond, ernst, ruhig und würdevoll in ihrem

Benehmen, eine echte Sachsin von edlem Geschlecht mit vornehm-sicherem Anstande und herablassender Güte; die Andere brünett, bleich, feurig, verlegen und schüchtern in der feinen Gesellschaft, aber immer bereit loszubrechen, wenn der Sturm in ihrem Herzen zu heftig wurde; mit dem eifersüchtigen, leidenschaftlichen Wesen einer Spanierin, voll Heftigkeit und Schwäche, Bosheit und Güte. Diese beiden Frauen, deren Natur und deren Verhältnisse sich so ganz entgegengesetzt waren, hatten sich einander nicht ohne heftigen Widerwillen genähert und während mein Vater lebte, hatten sie sich sein Herz zu sehr streitig gemacht, um sich nicht etwas zu hassen. Nach seinem Tode wurden sie einander durch den Schmerz etwas näher gebracht und die Anstrengung, die sie machten, um sich zu lieben, trug ihre Früchte. Meine Großmutter konnte heftige Leidenschaften und Begierden nicht begreifen, aber sie war empfänglich für Anmuth, Geist und für die reine Begeisterung des Herzens. Meine Mutter vereinigte das Alles und meine Großmutter beobachtete sie oft mit einer gewissen Neugierde und fragte sich: warum sie mein Vater so innig geliebt hätte? In Nohant erkannte sie bald, wie viel Macht und Anziehungskraft in diesem unausgebildeten Wesen lag. Meine Mutter war eine bedeutende Künstlernatur, aber aus Mangel an Entwicklung hatte sie ihre Bestimmung verfehlt. Ich weiß nicht, wozu sie sich besonders geeignet haben würde; sie hatte für alle Künste und für alle Gewerbe eine wunderbare Befähigung, aber sie wußte nichts und hatte nichts gelernt. Meine Großmutter machte sie auf ihre barbarische Orthographie aufmerksam und sagte, daß es nur auf ihren Willen

ankäme dies zu verbessern. Sogleich fing sie an nicht die Grammatik zu studiren, dazu war es zu spät, aber mit Aufmerksamkeit zu lesen und bald nachher schrieb sie fast ganz richtig und in einem so hübschen, naiven Style, daß meine Großmutter, die eine Kennerin war, ihre Briefe bewunderte. Meine Mutter kannte die Noten nicht, aber sie hatte eine entzückende Stimme von so unvergleichlicher Frische und Biegsamkeit, daß meine Großmutter sie gern singen hörte; obwohl sie selbst eine bedeutende Tonkünstlerin war, fiel ihr doch der Geschmack und der natürliche Vortrag meiner Mutter auf. Als diese die langen Tage in Nohant nicht auszufüllen wußte, fing sie an zu zeichnen, obwohl sie bis dahin nie einen Bleistift berührt hatte; sie folgte hierbei, wie bei Allem, was sie that, ihren natürlichen Anlagen und nachdem sie sehr geschickt einige Bilder abgezeichnet hatte, begann sie mit der Feder und mit Wasserfarben Portraits zu machen, die sehr ähnlich waren und in deren naiver Auffassung etwas Reizendes, Anmuthiges lag. Die Stickereien meiner Mutter waren etwas grob, aber sie arbeitete so unglaublich rasch, daß sie in wenigen Tagen ein Perkalkleid für meine Großmutter vollendete, das nach der Mode jener Zeit von oben bis unten gestickt war. Sie machte auch alle unsere Kleider und alle unsere Hüte, was gerade nichts Wunderbares hatte, da sie lange Zeit Putzmacherin gewesen war; aber sie erfand und vollendete Alles mit unvergleichlicher Schnelligkeit, mit Geschmack und Eleganz. Was sie am Morgen begann, mußte für den folgenden Tag fertig sein und sollte sie die Nacht dabei zubringen. Das Geringste, was sie unternahm, wurde mit einem Eifer und

einer Aufmerksamkeit ausgeführt, die meiner Großmutter wie ein Wunder erschienen, denn diese war, wie alle vornehmen Damen jener Zeit, etwas nachläßig und ungeschickt. Meine Mutter wusch, plättete und flickte alle ihre Sachen selbst und zwar mit größerer Schnelligkeit und Geschicklichkeit, als die beste Arbeiterin gekonnt hätte; aber nie habe ich gesehen, daß sie unnütze und theure Arbeiten gemacht hätte, wie die reichen Frauen lieben. Sie verfertigte weder kleine Börsen, noch kleine Lichtschirme, noch irgend welche jener Kleinigkeiten, die mehr kosten, wenn man sie selbst arbeitet, als wenn man sie im Laden fertig kauft, aber für einen Haushalt, welcher der Sparsamkeit bedurfte, war sie allein mehr werth, als zehn andere Arbeiterinnen. Sie war auch immer bereit allerlei zu unternehmen. Wenn meine Großmutter zum Beispiel ihren Arbeitskasten zerbrach, schloß sich meine Mutter einen Tag lang in ihr Zimmer ein und bis zum Diner hatte sie einen Pappkasten fertig, den sie selbst geschnitten, geklebt, gefüttert und vollständig eingerichtet hatte — und überdies fand sich, daß es in Hinsicht des Geschmacks ein kleines Meisterwerk war.

Und so war es in allen Dingen. War das Klavier in Unordnung gerathen, so übernahm es meine Mutter, die weder die mechanische Einrichtung, noch die Tablatur kannte, die Saiten wieder aufzuziehen, die Tasten zu befestigen und das Instrument zu stimmen. Sie unternahm Alles und Alles gelang ihr; wenn es nöthig gewesen wäre, würde sie sogar Schuhe, Möbeln und Schlösser verfertigt haben. Meine Großmutter sagte, sie wäre eine Fee und wirklich schien etwas Aehnliches im Spiele zu sein. Keine

Arbeit und kein Unternehmen erschien ihr zu poetisch oder zu gewöhnlich, zu beschwerlich oder zu lästig; nur vor ganz unnützen Dingen hatte sie Abscheu und versicherte leise: Das wären Unterhaltungen für eine „alte Gräfin."

Sie war mit einem Worte ein außerordentlich reich begabtes Wesen. Sie hatte soviel natürlichen Witz, daß sie, sobald sie nicht durch ihre Schüchternheit gelähmt war, förmlich strahlte. Ich habe nie Jemand gekannt, der so zu necken und zu kritisiren gewußt hätte wie sie, und es war durchaus nicht angenehm, ihr zu mißfallen. Wenn sie sich behaglich fühlte, hatte sie die scharfe, komische und malerische Ausdrucksweise des pariser Volkes, die mit keiner andern zu vergleichen ist und dazwischen leuchteten poetische Strahlen und was sie fühlte und sagte, trug den Stempel jener Unmittelbarkeit, die verloren geht, sobald wir uns über unser Gefühl und unsere Ausdrucksweise Rechenschaft geben.

Auf ihren Verstand war sie nicht im mindesten eitel, sie wußte wohl kaum, wie klug sie war. Aber ihrer Schönheit war sie sich bewußt, ohne stolz darauf zu sein und sie pflegte ganz unbefangen zu sagen, daß sie die Schönheit Anderer nie beneidet hätte, da sie sich in dieser Beziehung reich genug fände. Aber was sie in Bezug auf meinen Vater quälte, war die Ueberlegenheit des Geistes und der Bildung, die sie bei den Frauen der großen Welt voraussetzte. Das ist ein Beweis ihrer natürlichen Bescheidenheit, denn neunzehn Zwanzigstel der Frauen, die ich in allen gesellschaftlichen Stellungen kennen gelernt habe, sind wirklich einfältig im Vergleich mit ihr. Ich habe Frauen gekannt,

die meine Mutter über die Achsel ansahen und sich einbildeten, daß sie sich ihrer Dummheit und Unbedeutenheit schäme, weil sie zurückhaltend und schüchtern war. Aber hätten sie sich erlaubt, ihr zu nahe zu treten, würde der Vulkan losgebrochen sein und sie weit hinaus geschleudert haben.

Trotz alledem muß ich gestehen, daß sie zu den Menschen gehörte, mit denen sich am schwersten leben läßt. In ihren letzten Lebensjahren wußte ich sie zu behandeln, aber ich war nicht ohne Schwierigkeit und ohne Schmerzen dahin gelangt. Sie war im höchsten Grade reizbar und um sie zu beruhigen, mußte man sich zornig stellen. Sanftmuth und Geduld erbitterten sie, schweigendes Dulden brachte sie außer sich, und sie ist lange ungerecht gegen mich gewesen, weil ich ihr zu viel Achtung bewies. Es war mir niemals möglich heftig gegen sie zu werden; ihr Zorn betrübte mich, ohne mich sehr zu verletzen; ich sah in ihr ein leidenschaftliches Kind, das sich selber aufrieb und der Schmerz, den sie sich selbst bereitete, that mir so weh, daß ich nicht Zeit hatte, mich um den zu kümmern, den sie mir machen wollte. Aber ich gewann es endlich über mich, sie mit einer gewissen Strenge zu behandeln, und ihr Herz, das während meiner Kindheit so zärtlich gegen mich gewesen war, ließ sich endlich besiegen und überzeugen; ich habe freilich sehr gelitten, ehe ich so weit kam — doch jetzt ist es noch nicht Zeit, davon zu sprechen.

Aber ich muß diese Frau, die niemals richtig erkannt wurde, vollständig schildern. Wenn ich nicht alle Vorzüge und alle Schwächen ihrer Seele zeigte, würde man das Gemisch von Sympathie und Abneigung, von Vertrauen und

Furcht, das sie meiner Großmutter immerwährend und mir eine Zeit lang einflößte, nicht begreifen. Sie war voller Widersprüche, und darum ist sie viel geliebt und viel gehaßt und darum hat sie selbst viel Liebe und viel Haß empfunden. In mancher Beziehung habe ich viel von ihr, aber das Alles ist in mir weniger gut und weniger hart; ich bin ein Abdruck ihres Wesens, der entweder von Natur abgeschwächt oder durch Erziehung umgestaltet wurde. Ich habe weder ihren Groll, noch ihre Heftigkeit, aber wenn ich von einer bösen Regung zur guten übergehe, habe ich auch nicht ihr Verdienst, weil mein Verdruß niemals Wuth und meine Abneigung niemals Haß ist. Um so von einem Extrem zum andern überzugehen, um anzubeten, was man verflucht, und zu liebkosen, was man zerrissen hat, ist eine seltne Kraft erforderlich. Mehr als hundert Mal habe ich gesehen, daß meine Mutter bis auf's Blut beleidigte, dann plötzlich einsah, daß sie zu weit gegangen war, in Thränen ausbrach und bis zur Anbetung erhob, was sie noch eben ungerechterweise mit Füßen getreten hatte.

So geizig sie für sich selbst war, so freigebig war sie gegen Andere. Sie knauserte in Kleinigkeiten und plötzlich fürchtete sie wieder unrecht gehandelt zu haben und gab zu viel. Wenn sie von ihren Feinden Böses sagte, war sie von einer bewunderungswürdigen Naivetät, und wenn Pierret, um ihren Zorn schnell verglühen zu lassen oder auch nur, weil er die Sache mit ihren Augen ansah, auf ihr Verdammungsurtheil einging, war ihre Meinung plötzlich umgewandelt. —

„Nein, Pierret, so ist es nicht," sagte sie dann; „Sie

sprechen unverständig; Sie müssen doch einsehen, daß ich im Zorne bin und Dinge sage, die nicht recht sind und über welche ich mich selbst in einem Augenblicke ärgern werde."

Das ist auch in Bezug auf mich sehr oft der Fall gewesen. Sie brach in die schrecklichsten und ich darf wohl sagen, unverdientesten Vorwürfe aus. Sagte ihr dann Pierret oder jemand Anders, daß sie Recht hätte, so rief sie: „Das ist eine Lüge, meine Tochter ist ganz vortrefflich, ich kenne nichts Besseres als sie, und ihr mögt machen, was ihr wollt, ich werde sie doch mehr lieben als euch."

Bald war sie schlau wie ein Fuchs, bald wieder unbefangen wie ein Kind. Sie log, ohne daß sie es wußte und war fest von der Wahrheit ihrer Behauptung überzeugt. Ihre Einbildungskraft und ihr heißes Blut rissen sie immer fort; sie war im Stande Jemanden der unglaublichsten Uebelthaten zu beschuldigen und plötzlich hielt sie inne und sagte:

„Aber was ich da sage, ist ja gar nicht wahr! nein, es ist kein wahres Wort daran, ich muß es geträumt haben!"

Dritte Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Meine Mutter. — Ein Fluß im Zimmer. — Meine Großmutter und meine Mutter. — Deschartres. — Deschartres' Heilkunst. — Hieroglyphenschrift. — Die erste Lektüre. — Feenmärchen, Mythologie. — Die Nymphe und die Bacchantin. — Mein Großonkel. — Der Domherr aus Consuelo. — Unterschied der Wahrheit und der Wirklichkeit in den Künsten. — Der Geburtstag meiner Großmutter. — Die ersten musikalischen Studien und Eindrücke.

Ich glaube den Charakter meiner Mutter wahr und treu geschildert zu haben, und ich kann in der Geschichte meines Lebens nicht fortfahren, ohne mir, so viel ich es vermag, von dem Einflusse Rechenschaft zu geben, den dieser Charakter auf den meinigen ausübte.

Man kann sich leicht denken, daß ich Zeit bedurfte, um eine Natur zu ergründen, die so eigenthümlich und so voll Widersprüche war, besonders da wir seit meiner Kindheit wenig zusammen lebten. In der ersten Periode meines Lebens kannte ich nichts von ihr, als die unaussprechlich große Liebe für mich, die sie, wie sie selbst gestand, später bekämpft hat, um sich in unsere Trennung fügen zu können;

aber diese Liebe war nicht von gleicher Natur mit der meinigen. Die meinige war zärtlicher, die ihrige leidenschaftlicher. Schon damals züchtigte sie mich nachdrücklich für kleine Fehler, die sie in ihrer Zerstreuung lange übersehen hatte und die ich in Folge dessen auch nicht für strafwürdig hielt.

Ich war ihr gegenüber von einer außerordentlichen Folgsamkeit und sie pflegte zu sagen, daß es kein sansteres und liebenswürdigeres Wesen auf der Welt gebe als mich. Das war nur ihr gegenüber richtig. Ich bin nicht besser als Andere, aber gegen meine Mutter war ich wirklich gut und ich gehorchte ihr, ohne sie zu fürchten, trotz ihres barschen Wesens. Ein unerträgliches Kind gegen Andere, war ich unterwürfig gegen sie, denn es machte mir Vergnügen, es zu sein — sie war für mich ein Orakel. Sie hatte mir die ersten Begriffe vom Leben beigebracht und dabei die intellectuellen Bedürfnisse berücksichtigt, welche die Natur mir gab. Aber in der Zerstreuung und Vergeßlichkeit thun Kinder oft, was ihnen verboten ist und was sie eigentlich nicht thun wollen, und dann schalt und schlug mich meine Mutter, als sei mein Ungehorsam ein vorsätzlicher, und ich liebte sie so sehr, daß ich in Verzweiflung darüber gerieth, mir ihr Mißfallen zugezogen zu haben. Es kam mir damals nie in den Sinn, daß sie ungerecht sein könnte, und niemals fühlte ich Groll und Bitterkeit gegen sie. Wenn sie glaubte zu weit gegangen zu sein, nahm sie mich in ihre Arme, weinte und überschüttete mich mit Liebkosungen. Sie sagte mir selbst, daß sie Unrecht gehabt habe, sie fürchtete, mir weh gethan zu haben, und ich war dann so glücklich über ihre wieder-

kehrende Zärtlichkeit, daß ich sie um Verzeihung der Schläge bat, die sie mir verabreicht hatte.

Aber so sind wir! Wenn meine Großmutter nur den hundertsten Theil dieser unüberlegten Härte gezeigt hätte, würde ich mich offen gegen sie aufgelehnt haben. Ich fürchtete sie viel mehr und ein Wort von ihr machte mich erbleichen, aber ich würde ihr nicht die geringste Ungerechtigkeit verziehen haben, während die Ungerechtigkeiten meiner Mutter unbemerkt blieben und meine Liebe nur noch erhöhten.

Unter andern spielte ich eines Tages in ihrem Zimmer mit Ursula und Hyppolit, während sie zeichnete. Sie war in ihre Arbeit so versunken, daß sie den Lärm nicht hörte, den wir gewöhnlich machten. Wir hatten ein Spiel gefunden, das unsere Einbildungskraft erhitzte. Es handelte sich darum, den Fluß zu passiren. Der Fluß war mit Kreide auf den Fußboden gezeichnet und machte tausend Biegungen in dem großen Zimmer. An manchen Stellen war er sehr tief, man mußte eine Furt suchen und sich in Acht nehmen, um sich nicht zu täuschen. Hyppolit war schon mehrere Mal ertrunken. Wir halfen ihm aus dem großen Wasser, in das er immer wieder hineinfiel, denn er spielte die Rolle eines ungeschickten oder betrunkenen Mannes und er schwamm im Trocknen auf dem Fußboden, indem er um sich schlug und schrie. Für die Kinder sind diese Art von Spielen ein ganzes Drama, eine ganze scenische Fiction, zuweilen ein ganzer Roman, ein ganzes Gedicht, eine ganze Reise, die sie stundenlang spielen und träumen, und deren Nachbildung für sie zur Wirklichkeit wird. Ich meinestheils bedurfte kaum fünf Minuten Zeit, um mich so hinein zu versetzen,

daß ich den Begriff der Wirklichkeit verlor und mir einbildete, die Bäume, das Wasser, die Felsen, eine weite Gegend wirklich zu sehen und den Himmel, der bald klar, bald mit Wolken bedeckt war, die, im Begriff sich zu entladen, die Gefahren des Ueberganges über den Fluß noch vergrößerten. In welchem weiten Raume glauben Kinder sich zu bewegen, wenn sie so vom Tisch zum Bett, vom Kamin zur Thür laufen!

Wir, Ursula und ich, kamen am Ufer des Flusses an einen Ort, wo das Gras fein und der Sand weich war; sie untersuchte ihn zuerst, dann rief sie mir zu: „Sie können sich hier herein wagen, das Wasser wird Ihnen nur bis an die Knie reichen.“ Bei dieser Art von Mimodramen nennen die Kinder sich immer „Sie“, denn sie würden nicht glauben, daß sie eine theatralische Scene aufführten, wenn sie sich duzten wie gewöhnlich. Sie stellen immer Persönlichkeiten vor, die gewisse Charaktere ausdrücken und führen den ersten Entwurf derselben sehr gut durch. Ihre Gespräche sind sehr wahrheitsgetreu, und Schauspieler von Profession kämen gewiß in Verlegenheit, sollten sie auf der Bühne so treffende und reichhaltige Improvisationen liefern.

Ich erwiederte die Aufforderung Ursula's mit der Bemerkung, daß wir, da das Wasser so seicht sei, hindurch kommen könnten, ohne uns naß zu machen; wir brauchten nur unsere Röcke ein wenig aufzunehmen und Schuh und Strümpfe auszuziehen. „Aber,“ sagte sie, „wenn Krebse im Wasser sind, werden sie uns in die Füße beißen.“ — „Das schadet nichts,“ entgegnete ich, „wir dürfen unsere

Schuhe nicht naß machen, wir müssen sie schonen, denn wir haben noch einen weiten Weg vor uns."

Kaum hatte ich meine Fußbekleidung abgelegt, so machte die Kälte des Fußbodens auf mich den Eindruck des wirklichen Wassers und ich sah Ursula und mich im Bache plätschern. Um die Illusion vollständig zu machen, fiel es Hyppolit ein, den Wasserkrug zu nehmen, ihn auf den Boden auszugießen, und so einen Strom und einen Wasserfall herzustellen. Die Erfindung entzückte uns — aber unser Gelächter und Geschrei erregte endlich die Aufmerksamkeit meiner Mutter. Sie sah auf und erblickte uns alle Drei mit nackten Füßen und Beinen in einem Sumpfe herumpatschen, denn die Steinplatten des Fußbodens hatten abgefärbt und unser Fluß war nichts weniger als klar und rein. Da ich schon erkältet war, so kehrte sich der Zorn meiner Mutter besonders gegen mich. Sie nahm mich beim Arme, ertheilte mir eigenhändig eine ziemlich fühlbare Züchtigung und schalt mich heftig, indem sie mir Schuh und Strümpfe wieder anzog; dann jagte sie Hyppolit aus dem Zimmer und setzte jede von uns zur Strafe in eine Ecke des Zimmers. Das war der tragische und unvorhergesehene Ausgang unserer Vorstellung, und der Vorhang fiel unter wirklichen Thränen und Geschrei.

Ich erinnere mich dieses Ausgangs noch immer als einer der heftigsten Gemüthserschütterungen, die ich je empfunden habe. Meine Mutter unterbrach eins meiner lebhaftesten Phantasiegebilde und das Erwachen aus dieser Art von Traum war immer mit einer moralischen, sehr schmerzhaften Erschütterung verbunden. Die Schläge machten keinen gro-

ßen Eindruck auf mich, denn ich erhielt oft welche, und wußte sehr wohl, daß meine Mutter mir nicht sehr weh that, wenn sie mich schlug. Obgleich sie mich schüttelte und wie ein kleines Packet fortstieß und auf das Bett oder in ein Fauteuil warf, so verletzten mich doch ihre weichen und geschickten Hände nicht, und ich besaß jene boshafte Zuversicht, die alle Kinder haben, nämlich, daß der Zorn ihrer Eltern vorsichtig ist, und daß man mehr fürchtet die Kinder zu verletzen, als diese fürchten verletzt zu werden. Wie immer, überhäufte mich auch diesmal meine Mutter mit tausend Zärtlichkeiten, um mich zu trösten, als sie sah, daß ihr Zorn mich in Verzweiflung gebracht hatte. Anderen hochmüthigen oder rachsüchtigen Kindern gegenüber, wäre dies Verhalten vielleicht unrichtig gewesen, gegen mich war es das richtige, denn ich habe nie gewußt, was Groll ist, und immer gefunden, daß man sich selbst am meisten straft, wenn man denen nicht vergiebt, die man liebt.

Wenn ich wieder zu dem Verhältnisse zurückkehre, das nach dem Tode meines Vaters zwischen meiner Mutter und meiner Großmutter bestand, so muß ich gestehen, daß eine Art natürlicher Antipathie, welche die Eine gegen die Andere empfand, immer nur halb besiegt wurde, oder vielmehr, daß sie dieselbe nur zu manchen Zeiten ganz überwanden, worauf sich dann gewöhnlich eine ziemlich lebhafte Reaction bemerklich machte. Von fern haßten sie sich immer und konnten sich nicht versagen, Schlimmes von einander zu sprechen, während sie sich in der Nähe gegenseitig gefielen, denn jede von ihnen besaß einen mächtigen, aber ganz verschiedenen Zauber in ihrem Wesen.

Im Grunde war dies die Folge der Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit, die Beide besaßen, und die ihrer bedeutenden Intelligenz, welche ihnen nicht erlaubte, die vortrefflichen Eigenschaften an einander zu verkennen. Die Vorurtheile meiner Großmutter lagen nicht in ihr selbst, sondern in ihrer Umgebung. Sie war sehr nachgiebig gegen gewisse Personen und schonte deren Ansichten, selbst wenn sie dieselben im Grunde des Herzens nicht theilte. Wenn sie mit ihren alten Freundinnen zusammen war, gab sie meine abwesende Mutter dem Verdammungsurtheile dieser Damen preis und schien sich rechtfertigen zu wollen, daß sie dieselbe in ihre Häuslichkeit aufgenommen hatte und sie wie ihre Tochter behandelte. Kam sie dann aber wieder mit meiner Mutter zusammen, so vergaß sie das Böse, das sie von ihr gesagt hatte und bewies ihr, wie ich selbst tausendmal gesehen habe, ein Vertrauen und eine Zuneigung, die nicht erheuchelt waren, denn meine Großmutter war das aufrichtigste und treuste Wesen, das ich jemals gekannt habe. Aber trotz ihrer scheinbaren Abgeschlossenheit und Kälte war sie sehr empfindlich; sie fühlte das Bedürfniß geliebt zu werden, und für die geringsten Aufmerksamkeiten war sie empfänglich und dankbar; wie oft habe ich gehört, daß sie von meiner Mutter sagte: „Sie hat eine gewisse Größe des Charakters; sie ist reizend; ihr Anstand ist vortrefflich; sie ist großmüthig und gäbe selbst ihr Hemd den Armen; sie ist freigebig wie eine vornehme Dame und einfach wie ein Kind!“

Aber zu andern Zeiten, wenn ihre mütterliche Eifersucht wieder erwachte, die mit dem Gegenstande, der sie verursacht

hatte, nicht gestorben war, sagte sie von meiner Mutter: „Sie ist ein Dämon; sie ist eine Thörin. Mein Sohn hat sie nie geliebt, sie beherrschte ihn, sie machte ihn unglücklich und jetzt betrauert sie ihn nicht." Und so brach sie in tausend ähnliche Klagen aus, die eben so unbegründet waren, die aber ihrer geheimen und unheilbaren Verbitterung Erleichterung gewährten.

Meine Mutter betrug sich eben so; wenn gutes Wetter zwischen den Beiden war, sagte sie von meiner Großmutter: „Sie ist eine bedeutende Frau; sie ist noch schön wie ein Engel und weiß Alles; sie ist so sanft und hat ein so feines Benehmen, daß es nicht möglich ist, ihr zu zürnen; wenn sie zuweilen ein verletzendes Wort sagt, so folgt darauf im Augenblick, wo uns der Zorn zu überwältigen droht, ein anderes, das uns das Verlangen giebt, sie zu umarmen. Wenn sie im Stande wäre, ihre alte Gräfin abzuschütteln, würde sie ein anbetungswürdiges Wesen sein."

Aber wenn in der ungestümen Seele meiner Mutter ein Ungewitter tobte, war Alles anders. Dann war die alte Schwiegermutter „eine Prüde, eine Heuchlerin; sie war hart und ohne Mitleid; sie war ganz versunken in die Vorurtheile des Ancien régime und so weiter." Wehe den alten Freundinnen, welche durch ihre Aussprüche und Betrachtungen einen häuslichen Zwist verursacht hatten! Die „alten Gräfinnen" waren für meine gute Mutter die Thiere der Apokalypse und sie bedeckte sie vom Kopf bis zu den Füßen mit einem so beißenden Spott, daß selbst meine Großmutter darüber lachte, obwohl sie selbst zu ihnen gehörte.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß Deschartres das Haupthinderniß einer gänzlichen Annäherung war. Er konnte sich nie in diese Verhältnisse finden und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, die alten Schmerzen wieder aufzurühren. Das war seine Bestimmung; und da er selbst gegen die Wesen, die er liebte, beständig hart und ungefällig war, wie hätte er es nicht gegen die sein sollen, die er haßte? Er konnte meiner Mutter nicht verzeihen, daß sie mehr Einfluß als er, auf das Herz und den Geist seines geliebten Moritz gehabt hatte. Er widersprach ihr bei jeder Gelegenheit und suchte sie zu quälen; und dann bereute er sein Benehmen und bemühte sich, seine Grobheit durch linkische und lächerliche Zuvorkommenheiten wieder gut zu machen. Zuweilen schien es sogar, als wenn er in sie verliebt wäre und wer mag sagen, ob das nicht der Fall war? Das menschliche Herz ist so wunderlich und die strengen Männer sind so leicht entzündet! Er würde freilich Jeden, der ihm dies gesagt hätte, verschlungen haben, denn er machte Anspruch darauf, über alle menschlichen Schwachheiten erhaben zu sein. Ueberdies nahm meine Mutter seine Aufmerksamkeit sehr unfreundlich auf und ließ ihn sein Unrecht durch so grausame Neckereien büßen, daß der alte Haß immer wieder erwachte und durch den Verdruß der neuen Kämpfe noch vergrößert wurde.

Wenn sich Alle auf's Beste zu vertragen schienen, und Deschartres vielleicht die außerordentlichsten Anstrengungen machte, um weniger mürrisch zu sein, wenn er versuchte, neckisch und niedlich zu werden — Gott weiß, wie sich der arme Mensch darauf verstand! — dann fing meine Mutter an ihn mit so viel Geist und Bosheit zu verspotten, daß er

den Kopf verlor, und grob und beleidigend wurde, so daß meine Großmutter sich genöthigt sah, ihm Unrecht zu geben und ihn zum Schweigen zu bringen.

Die Drei spielten jeden Abend Karten mit einander und Deschartres, der sich einbildete, in allen Spielen ausgezeichnet zu sein, aber alle sehr schlecht spielte, verlor beständig. Ich erinnere mich, daß er eines Abends förmlich in Wuth gerieth, weil meine Mutter, die Nichts berechnete, aber aus Instinkt das Richtige that, fortwährend gewann. Im fürchterlichsten Zorne warf er die Karten auf den Tisch und sagte: „Man müßte sie Ihnen eigentlich in's Gesicht werfen, um Sie zu lehren, bei so schlechtem Spiel immer zu gewinnen." Meine Mutter stand zornig auf und war im Begriff zu antworten, als meine Großmutter mit ihrer ruhigen, würdevollen Miene und ihrem sanften Tone sagte:

„Deschartres, wenn Sie so etwas thäten, so könnten Sie versichert sein, daß ich Ihnen eine tüchtige Ohrfeige gäbe."

Diese Drohung, die mit so sanftem Tone gesprochen wurde, diese tüchtige Ohrfeige, die von einer so schönen, halbgelähmten Hand gegeben werden sollte, welche kaum im Stande war, ihre Karten zu halten, hatte etwas unwiderstehlich Komisches. Meine Mutter brach in ein unauslöschliches Gelächter aus, setzte sich nieder und war unfähig, den erstaunten und beschämten Schulmeister noch mehr zu demüthigen.

Aber dieser Auftritt fand erst lange nach dem Tode meines Vaters statt und es vergingen viele Jahre, ehe man

in diesem Trauerhause ein anderes Lachen hörte, als das der Kinder.

Während dieser Jahre gaben mir das ruhige, geordnete Leben, das physische Wohlbehagen, das ich bis dahin nicht gekannt hatte und die reine Luft, wie ich sie früher nur selten einathmen konnte, eine feste Gesundheit, und da meine nervöse Aufregung ein Ende nahm, wurde meine Stimmung gleichmäßig und heiter. Man sah ein, daß ich nicht unartiger war, als andere Kinder; und es ist gewiß, daß Kinder größtentheils nur darum mürrisch und eigensinnig sind, weil sie nicht sagen können oder sagen wollen, was ihnen fehlt.

Was mich betrifft, so hatte ich einen solchen Ekel vor Arzeneien, und man trieb damit zu jener Zeit einen solchen Mißbrauch, daß ich mir angewöhnte, über ein geringes Unwohlsein gar nicht zu klagen; ich erinnere mich, daß ich oft inmitten meiner Spiele einer Ohnmacht nahe war, und daß ich dagegen mit einem Stoicismus kämpfte, den ich heute vielleicht nicht mehr besäße. Wenn man mich Deschartres' Geschicklichkeit anvertraute, wurde ich nämlich ein wahres Opfer seines Systems, welches darin bestand, bei jeder Gelegenheit Brechmittel anzuwenden. Er war ein geschickter Chirurg, aber von der Medicin verstand er nichts und wendete seine vermaledeiten Brechmittel bei allen Krankheiten an; sie waren seine Universal-Arznei. Ich war und ich bin noch immer sehr gallicht von Natur, aber wenn ich alle die Galle gehabt hätte, von welcher mich Deschartres freimachen wollte, wäre es unmöglich gewesen zu leben. Wenn ich bleich war, wenn ich Kopfschmerzen hatte, so kam es von

der Galle, und schnell wurde ein Vomitiv angewendet, das mir furchtbare Convulsionen verursachte, aber nicht zum Erbrechen führte und mich nur auf mehrere Tage ganz hinfällig machte. Meine Mutter glaubte dagegen an Würmer. Das war auch eine der Einbildungen jener Zeit! Jedes Kind sollte Würmer haben und man verabreichte ihm zahllose Wurmmittel, gräßliche, schwarze Arzeneien, welche Uebelkeit erregten und den Appetit verdarben; um diesen wieder herzustellen, wurde Rhabarber angewendet, und wenn ich etwa einen Mückenstich hatte, sah meine Mutter die Krätze wieder entstehen und mischte Schwefel unter Alles, was ich genoß. Es war mit einem Worte ein unaufhörliches Einnehmen, und die Generation, zu welcher ich gehöre, mußte wohl sehr gut organisirt sein, da sie der Sorgfalt nicht erlegen ist, die man auf ihre Erhaltung verwendete.

Als ich etwa fünf Jahre alt war, fing ich an schreiben zu lernen. Meine Mutter ließ mich große Seiten voll gerader und krummer Striche machen. Aber da ihre Handschrift der einer Katze glich, hätte ich viel Papier beschmieren können, ohne nur meinen Namen schreiben zu lernen, wenn ich nicht auf den Einfall gerathen wäre, mir für den Ausdruck meiner Gedanken eigne Zeichen zu suchen. Es war mir sehr langweilig, alle Tage ein Alphabet nachzumalen und so große Grundstriche und Haarstriche zu machen, als ob ich eine Ankündigung schriebe. Ich verlangte danach Sätze zu schreiben, und in unsern Freistunden, die, wie man leicht denken kann, sehr zahlreich waren, übte ich mich, Briefe an Ursula, an Hyppolit und an meine Mutter zu

schreiben. Aber ich zeigte sie nicht, aus Furcht, daß man mir diese Uebungen, als handschrift-verderbend verbieten würde. Es gelang mir bald, mir eine eigenthümliche Orthographie zu schaffen, die sehr vereinfacht und mit Hieroglyphen vermischt war. Meiner Großmutter fiel ein solcher Brief in die Hände und sie fand ihn sehr drollig; behauptete, daß es wunderbar wäre, wie ich mit so wenigen Mitteln einen Ausdruck meiner Gedanken gefunden hätte, und rieth meiner Mutter, mich nach Herzenslust fortkritzeln zu lassen. Sie sagte mit Recht, daß man viel Zeit damit verliert, den Kindern eine schöne Handschrift geben zu wollen, die während dieser Zeit den Nutzen des Schreibens ganz vergessen. So wurde ich denn meinen eignen Versuchen überlassen, und wenn die aufgegebenen Seiten geschrieben waren, kehrte ich zu meinem natürlichen Systeme zurück. Ich schrieb lange Zeit mit gedruckten Buchstaben, die ich aus Büchern nachmalte, und ich weiß nicht mehr, wie ich endlich dazu gekommen bin, die gebräuchliche Schrift anzunehmen, aber ich erinnere mich, daß ich die Rechtschreibung ebenso gelernt habe, wie meine Mutter, indem ich darauf achtete, wie die gedruckten Worte zusammengesetzt waren. Ich zählte die Buchstaben und lernte, ich weiß nicht auf welche Weise, die ersten Regeln der Sprache ganz von selbst. Als mich später Deschartres in der Grammatik unterrichtete, wurden wir damit in zwei oder drei Monaten fertig, denn jede Stunde gab mir nur die Bestätigung der Regeln, die ich schon begriffen und angewendet hatte.

Im Alter von sieben oder acht Jahren schrieb ich also — nicht ganz richtig, das habe ich nie gekonnt — aber doch

so gut wie die meisten Französinnen, die ihre Sprache gelernt haben.

Während ich allein schreiben lernte, kam ich auch dahin, zu verstehen, was ich las; erst durch diese Arbeit wurde ich gezwungen, mir Rechenschaft davon zu geben, denn ich konnte lesen, ohne die Bedeutung der meisten Worte, oder den Sinn des ganzen Satzes zu fassen. Aber jeder Tag erweiterte nun den engen Kreis dieser Erkenntniß und bald kam ich so weit, daß ich ein Feenmärchen allein zu lesen vermochte.

Welche Freude war dies für mich! Ich hatte sie immer so sehr geliebt, aber meine gute Mutter erzählte mir keine mehr, seit der Kummer sie belastete. Ich fand in Nohant Perrault's Märchen und die der Frau von Aulnoy in einer alten Ausgabe, die fünf oder sechs Jahre lang mein Entzücken gewesen ist. Ach! welche Stunden habe ich mit dem blauen Vogel, dem kleinen Däumling, der Eselshaut, Bellebelle oder dem Ritter Fortunat, dem grünen Serpentin, Babiola und der wohlthätigen Maus verlebt! Ich habe sie seitdem nicht wieder gelesen, aber ich glaube, daß ich sie jetzt noch vom Anfang bis zum Ende erzählen könnte, und ich glaube nicht, daß in unserm spätern Geistesleben irgend etwas diesen ersten Genüssen der Phantasie verglichen werden kann.

Ich begann auch meinen Auszug der griechischen Mythologie allein zu lesen und fand viel Vergnügen daran, denn auch dies war in gewisser Hinsicht den Feenmärchen gleich. Es gab freilich auch Manches darin, was mir nicht gefiel, denn in allen diesen Mysterien sind blutige Symbole

vorherrschend trotz aller Poesie, und ich zog die heitern Lösungen meiner Märchen vor. Aber die Nymphen, die Zephyre, das Echo, alle diese Personifikationen der heitern Geheimnisse der Natur weckten meinen Sinn für das Poetische, und ich war nicht ungläubig genug, um nicht zuweilen der Hoffnung Raum zu geben, daß ich die Waldnymphen und Dryaden in den Wäldern und auf den Wiesen überraschen könnte.

In unserm Zimmer war eine Tapete, die mich sehr beschäftigte; ihr Grund war ein dunkles, einfaches Grün; sie war sehr dick, lackirt und auf Leinwand gezogen; auf diese Art blieb zwischen Tapete und Mauer ein freier Raum für die Mäuse und Abends regte sich hier das Leben einer andern Welt: das war ein wildes Laufen, ein flüchtiges Kratzen, ein leises, geheimnißvolles Pfeifen. Aber dies beschäftigte mich nicht so viel, als die Kanten und Verzierungen der Wände. Diese Kanten waren einen Fuß breit und stellten eine Guirlande von Weinblättern vor, die in gewissen Zwischenräumen eine Reihe von Medaillons umrahmte, auf welchen man lachende, trinkende und tanzende Faunen und Bacchantinnen erblickte. Ueber jeder Thür befand sich ein größeres Medaillon, das eine antike Figur enthielt, und diese Figuren erschienen mir unvergleichlich. Sie waren verschieden: die, welche ich Morgens beim Erwachen sah, war eine Nymphe oder eine tanzende Flora, sie war in ein blaßblaues Gewand gehüllt, mit Rosen bekränzt und hielt eine Blumenguirlande in den Händen. Diese gefiel mir über alle Maßen; Morgens war mein erster Blick für sie; sie lachte mich gleichsam an und ermunterte mich

aufzustehen, um in ihrer Gesellschaft zu tanzen und zu spielen. Die Figur, die sich ihr gegenüber befand und die ich am Tage von meinem Arbeitstisch und Abends beim Gebet vor dem Schlafengehen erblickte, hatte einen ganz anderen Ausdruck; sie lachte und tanzte nicht, sondern war eine ernste Bacchantin. Ihre Tunika war grün, ihr Kranz bestand aus Rebengewinden und ihr ausgestreckter Arm stützte sich auf einen Thyrsusstab. Vielleicht stellten diese beiden Figuren den Frühling und den Herbst vor, aber sie mochten sein wer sie wollten, gewiß ist, daß diese etwa fußhohen Gestalten einen mächtigen Eindruck auf mich machten. Vielleicht war die eine eben so friedlich und unbedeutend als die andere, aber in meinem Gehirne stellten sie den ganz entschiedenen Gegensatz der Freude und Traurigkeit, des Wohlwollens und der Strenge dar.

Diese Bacchantin betrachtete ich mit einer gewissen Aufregung; ich hatte die Geschichte des Orpheus gelesen, der von diesen grausamen Geschöpfen zerrissen wurde, und wenn Abends das flackernde Licht den ausgestreckten Arm und den Thyrsusstab beleuchtete, war mir, als sähe ich das Haupt des göttlichen Sängers an der Spitze eines Wurfspießes.

Die Stellung meines kleinen Bettes war so, daß ich von dort aus die mich quälende Gestalt nicht erblickte. Da jedoch Niemand von meinem Vorurtheil gegen dieselbe eine Ahnung hatte, änderte meine Mutter, als der Winter kam, die Stellung des Bettes, um es dem Kamin zu nähern, und nun kehrte ich meiner geliebten Nymphe den Rücken und sah nur noch die fürchterliche Mänade. Ich rühmte mich meiner Schwachheit nicht, ich fing sogar an mich derselben

zu schämen, aber da es mir vorkam, als ob mich die Teufelin unverwandt ansähe und mich mit ihrem unbeweglichen Arm bedrohte, zog ich die Decke über den Kopf, um sie beim Einschlafen nicht zu erblicken. Aber es war vergebens; mitten in der Nacht trat sie aus ihrem Medaillon heraus, ließ sich an der Thür herunter, wurde so groß wie ein natürlicher Mensch, wie die Kinder zu sagen pflegen, ging auf die andere Thür zu und versuchte die hübsche Nymphe aus ihrem Medaillon zu reißen. Diese stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus, aber das kümmerte die Bacchantin nicht; sie zog und riß an dem Papier, bis sich die Nymphe davon ablöste und sich in die Mitte des Zimmers flüchtete. Die Andere verfolgte sie und als sich die arme Nymphe mit aufgelöstem Haar auf mein Bett warf, um sich zwischen meinen Vorhängen zu verbergen, kam die wüthende Mänade herbei und durchstach uns Beide mit ihrem Thyrsus, der sich in eine spitzige Lanze verwandelt hatte; jeder Stoß verursachte mir eine Wunde, deren Schmerz ich fühlte.

Ich schrie, ich schlug um mich und meine Mutter kam mir zu Hülfe; aber während ich aufstand und ich wach genug war, dies zu bemerken, war ich noch immer so im Traume, daß ich die Bacchantin sah; das Wirkliche und das Eingebildete befand sich gleichzeitig vor meinen Augen und ich sah deutlich, wie die Bacchantin einschrumpfte und zurückwich, je mehr sich meine Mutter näherte. Endlich war sie wieder so klein wie in ihrem Medaillon, kletterte wie eine Maus an der Thüre hinauf und stellte sich wieder in ihren Rahmen von Weinblättern, wo sie ihre gewöhnliche Stellung und ihre ernsthafte Miene wieder annahm.

Ich schlief bald wieder ein und sah die Wüthende neue Thorheiten begehen. Sie lief an der Kante hin, rief alle Sirenen und Bacchantinnen, die sich in den andern Medaillons gelagert hatten oder belustigten, und zwang sie, mit ihr zu tanzen und alle Möbel im Zimmer zu zerbrechen.

Nach und nach wurde der Traum sehr verwirrt und machte mir ein gewisses Vergnügen. Morgens beim Erwachen sah ich die Bacchantin statt der Nymphe mir gegenüber, und da mir nicht gleich einfiel, daß mein Bett einen neuen Platz bekommen hatte, glaubte ich einen Augenblick, daß sich die beiden kleinen Wesen bei der Rückkehr in ihre Medaillons geirrt und die Thüren verwechselt hätten, aber dieser Wahn verschwand bei den ersten Sonnenstrahlen und Tags über dachte ich nicht mehr daran.

Aber Abends kehrten meine Einbildungen zurück und das dauerte so eine lange Zeit. So lange der Tag währte, war es mir unmöglich, diese beiden auf Papier gemalten bunten Figuren für etwas Wirkliches zu halten; aber die ersten Schatten der Nacht verwirrten mein Gehirn und ich wagte nicht mehr allein im Zimmer zu bleiben. Ich sagte das nicht, denn meine Großmutter spottete über die Furchtsamkeit und ich besorgte, daß man ihr von meiner Thorheit erzählen würde. Ich war aber beinah acht Jahre alt, als ich die Bacchantin vor dem Einschlafen noch immer nicht mit Ruhe betrachten konnte; man glaubt gar nicht, wie viel unterdrückte Aufregung, wie viel verborgene Wunderlichkeiten in dem kleinen Gehirn des Kindes liegen.

Für meine beiden Mütter war es ein großer Trost und eine Art Wiedergeburt für das Leben, daß sich mein Groß-

onkel, der Abbé von Beaumont eine Zeit lang in Nohant aufhielt. Er war von heitrer Gemüthsart und etwas sorglos, wie alte Junggesellen zu sein pflegen. Sein Geist war bedeutend, reich an Hülfsquellen und von großer Fruchtbarkeit. Sein Charakter war zugleich egoistisch und großmüthig; von Natur war er gefühlvoll und warm, das Cölibat hatte ihn eigensüchtig gemacht, aber diese Eigensucht war so liebenswürdig, so anmuthig und so hinreißend, daß man es ihm dankte, wenn er an den Schmerzen Anderer nicht so viel Theil nahm, daß er dadurch verhindert wäre, sie zu zerstreuen. Er war der schönste Greis, den ich in meinem Leben gesehen habe; er hatte eine feine, weiße Haut, ein sanftes Auge, die edlen, regelmäßigen Züge meiner Großmutter, aber sein Gesicht war noch feiner als das ihrige und sein Mienenspiel war lebendiger. Er trug damals noch immer wohlgepuderte Ohrlocken und einen preußischen Zopf, und erschien beständig in kurzen schwarzen Atlashosen und Schnallenschuhen, und wenn er über seinen Rock seine weite „douillette“ von wattirter und gesteppter violetter Seide zog, hatte er das feierliche Ansehen eines Familienportraits.

Er liebte das Bequeme und seine Häuslichkeit zeugte von altem, gediegnen Luxus. Sein Tisch war so fein wie seine Zunge. Seinen Worten nach war er tyrannisch und herrschsüchtig, in der That aber sanft, freigebig und schwach. Ich habe oft an ihn gedacht, als ich das Bild jenes Domherrn skizzirte, der im Romane Consuelo so viel Beifall gefunden hat. Wie dieser, war er der Bastard eines großen Herrn, war ein Feinschmecker, war heftig, spöttisch, den

schönen Künsten zugethan, prachtliebend, unbefangen und boshaft, zu gleicher Zeit abstoßend und gutmüthig. Wegen der Anforderungen des Romans habe ich bei meiner Schilderung die Farben sehr stark auftragen müssen, und es wird hier an der Zeit sein zu sagen, daß alle Portraits, die in dieser Weise gegeben werden, keine Portraits mehr sind. Wenn sie daher den Personen, welche sich darin zu erkennen glauben, verletzend erscheinen, sind sie ungerecht gegen den Schriftsteller und gegen sich selbst. Wenn eine Romanfigur etwas werth sein soll, muß sie immer ein Phantasiegebilde sein. Der Mensch ist ein so unlogisches Wesen, so voller Widersprüche und Ungereimtheiten in der Wirklichkeit, daß die Abbildung eines wirklichen Menschen in einem Kunstwerke unmöglich und unhaltbar wäre. Der ganze Roman müßte sich den Anforderungen dieses einen Charakters fügen und würde kein Roman mehr sein. Die Exposition, die Verwicklung, die Lösung, Alles ginge verloren, Alles würde denselben Gang gehen, wie im gewöhnlichen Leben und würde Niemanden interessiren, denn im Romane will Jeder ein gewisses Ideal des Lebens finden.*)

---

*) Würde diese Ansicht im strengsten Sinne aufgefaßt, so möchte sie kaum durchzuführen sein. Man ist in diesem Augenblick bemüht, eine Schule des „Realismus“ zu gründen, die ein Fortschritt sein wird, wenn sie ihr Ziel nicht überholt und nicht zu systematisch wird. Aber in den Werken, die ich gelesen habe, in denen des Herrn Champfleury unter Andern, ist der Realismus so poetisirt, daß dadurch meiner Theorie nur Recht gegeben wird. Ich freue mich, bei dieser Gelegenheit aussprechen zu können, daß ich Herrn Champfleury's Weise bezaubernd finde, mag sie realistisch sein oder nicht. (Anmerkung von 1854.)

Es ist also thöricht zu glauben, daß ein Schriftsteller diese oder jene Persönlichkeit liebenswürdig oder hassenswerth erscheinen lassen will, wenn er seinen Romanfiguren einige Züge verleiht, die der Natur abgelauscht sind. Die geringste Verschiedenheit macht sie doch zu einem gedachten Wesen, und ich behaupte, daß man in der Literatur aus einer wirklichen Gestalt nie eine wahrscheinliche machen wird, ohne sich ungeheuere Abweichungen zu gestatten und ohne im Guten oder im Bösen die Fehler oder Eigenschaften des menschlichen Wesens zu übertreiben, das zum ersten Vorbilde der Phantasie gedient hat. Es ist damit ganz so, wie mit dem Spiel der dramatischen Künstler, das uns auf der Bühne auch nur wahr erscheint, wenn sie die Wirklichkeit bedeutend überbieten oder abschwächen. Mag es nun Karikatur oder Ideal geworden sein, es ist nicht mehr das erste Vorbild, und dies Vorbild hat wenig Urtheilskraft, wenn es sich wieder zu erkennen glaubt, wenn es verdrießlich oder eitel wird, indem es sieht, was Kunst oder Phantasie aus ihm gemacht haben.

Lavater sagte (es sind nicht seine Worte, aber es ist sein Gedanke): „Man stellt meinem System ein Argument entgegen, das ich verwerfe. Man sagt, daß zuweilen ein Schurke einem rechtschaffnen Manne ähnlich sieht und umgekehrt. Ich erwiedere darauf, daß, wenn man sich durch die Aehnlichkeit täuschen läßt, dies der Fall ist, weil man nicht zu beobachten und zu sehen weiß. Es kann gewiß zwischen dem rechtschaffnen Manne und dem Schurken eine oberflächliche, scheinbare Aehnlichkeit stattfinden; vielleicht liegt die ganze Verschiedenheit nur in einem Zuge,

in einer leichten Falte. Aber dieses Nichts ist Alles."

Was Lavater in Bezug auf die physische Wirklichkeit sagt, ist noch wahrer, wenn man es auf die relative Wahrheit in den Künsten anwendet. Die Musik ist nicht nachahmender Wohllaut, wenigstens ist der nachahmende Wohllaut nicht Musik. Die Farbe ist in der Malerei nur eine Interpretation und die genaue Reproduction der wirklichen Tinten ist nicht Farbe. Die Persönlichkeiten in Romanen sind also auch nicht Figuren nach wirklich existirenden Modellen gebildet. Man muß tausend Menschen gesehen haben, um einen einzigen zu zeichnen. Hätte man nur einen studirt und wollte diesen als Typus hinstellen, so würde er weder eine Aehnlichkeit, noch eine Wahrscheinlichkeit besitzen.

Ich habe diese Abschweifung gemacht, um später nicht wieder darauf zurück zu kommen. Sie war für die Vergleichung meines Oheims Beaumont mit meinem Domherrn in Consuelo nicht einmal nöthig, denn ich habe dort einen keuschen Kanonikus gezeichnet und mein Onkel war stolz darauf, das Gegentheil zu sein. Er hatte sehr glänzende Liebesverhältnisse gehabt und würde betrübt gewesen sein, keine zu haben. Es giebt tausend Verschiedenheiten, die zu bezeichnen nicht nöthig sein wird, wäre es auch nur die zwischen der Haushälterin in meinem Romane und der meines Großonkels, die nicht den geringsten Zug mit einander gemein haben. Die meines Onkels war treu ergeben, aufrichtig und vortrefflich — sie hat ihm die Augen zugedrückt und ihn beerbt, wie sie wohl verdiente: und doch sprach mein Onkel zuweilen mit ihr, wie der Domherr in meinem

Roman mit Frau Brigitte spricht. Es giebt also nichts weniger Wirkliches als das, was in einem Kunstwerke als das Wahrste erscheint.

Mein Großonkel hatte in Bezug auf Frauen nicht die geringsten Vorurtheile. Wenn sie schön und gut waren, verlangte er keine Rechenschaft über ihre Geburt und ihre Vergangenheit — und so hatte er auch meine Mutter vollständig anerkannt und zeigte ihr, so lange sie lebte, eine väterliche Zuneigung. Er beurtheilte sie ganz richtig und behandelte sie wie ein Kind von gutem Herzen und trotzigem Sinne. Er schalt und tröstete sie; vertheidigte sie energisch, wenn man ihr Unrecht that und wies sie mit Ernst zurecht, wenn sie sich ungerecht gegen Andere zeigte. Er war immer ein billiger Vermittler, ein überzeugender Friedensstifter zwischen ihr und meiner Großmutter — und er schützte sie gegen Deschartres' üble Laune, indem er diesem ganz offen Unrecht gab, ohne daß er sich jemals gegen das entschiedene und freundliche Protectorat meines Großonkels erzürnen oder aufzulehnen vermochte.

Die Leichtfertigkeit des liebenswürdigen Greises war eine Wohlthat inmitten unsres häuslichen Kummers, und ich habe oft bemerkt, daß an Menschen, die gut sind, Alles gut ist, selbst ihre scheinbaren Fehler. Man denkt sich anfänglich, man würde davon leiden, aber nach und nach kommt es, daß man davon profitirt und daß das, was sie in gewisser Beziehung zu viel oder zu wenig haben, dasjenige verbessert, was wir in entgegengesetzter Beziehung zu wenig oder zu viel besitzen. Sie stellen das Gleichgewicht unseres Lebens wieder her, und nach und nach bemerken

wir, daß die Anlagen, die wir ihnen vorwarfen, ganz nothwendig waren, um den Mißbrauch oder das Uebermaß der unsrigen zu bekämpfen.

So hatten die Heiterkeit und Fröhlichkeit des Großonkels in den ersten Tagen etwas Verletzendes — und doch betrauerte er seinen lieben Moritz von Herzen; aber er wollte die beiden verzweiflungsvollen Frauen aufheitern und das gelang ihm. Bald lebten sie in seiner Gesellschaft etwas auf; er hatte so viel Geist, so viel Beweglichkeit der Gedanken, so viel Anmuth, wenn er erzählte, oder neckte, oder die Andern unterhielt, indem er sich selbst amüsirte, daß es unmöglich war, ihm zu widerstehen. Er kam auf den Einfall, uns zum Geburtstage meiner Großmutter eine Komödie spielen zu lassen, und diese Ueberraschung wurde lange vorbereitet. Das große Gemach, das der Stube meiner Mutter als Vorzimmer diente, und das meine Großmutter, die niemals die Treppe hinaufstieg, niemals betrat, so daß wir nicht zu fürchten brauchten, bei unsern Vorbereitungen überrascht zu werden, wurde zum Theater umgeschaffen. Die Bühne bestand aus Bretern, welche auf Tonnen lagen, denn die Schauspieler, Hyppolit, Ursula und ich, liefen trotz dieser Erhöhung nicht Gefahr an die Decke zu stoßen. Es war eine Art Marionettentheater, aber es war allerliebst. Mein Onkel hatte die Decorationen ausgeschnitten, geklebt und gemalt; er verfertigte das Stück und brachte uns unsere Rollen, unsere Lieder und unsere Gestikulationen bei und übernahm das Amt des Souffleurs. Deschartres mit seinem Flageolet bildete das Orchester. Man versicherte sich, daß ich den spanischen Bolero nicht vergessen hatte, obwohl

ich ihn seit drei Jahren nicht mehr tanzte; man übertrug mir allein das ganze Ballet und Alles gelang auf's Vollständigste. Das Stück war weder lang, noch complicirt; es war ein höchst naives Gelegenheitsgedicht und der Schluß war die Ueberreichung eines Blumenstraußes an Marie. Hyppolit, als der Aelteste und Kenntnißreichste, bekam die längsten Tiraden, aber als der Verfasser sah, daß Ursula von uns Allen das beste Gedächtniß hatte, daß es ihr ein außerordentliches Vergnügen machte, ihre Rolle herzusagen, und daß sie dabei sehr unbefangen war, verlängerte er ihre Reden und zeigte unsere drollige kleine Schwätzerin in ihrer wahren Gestalt. Ihre Partie war das Beste im Stück; sie behielt darin ihren Namen Plaudertasche, richtete an meine Großmutter eine ungeheuer lange Gratulation und sang endlose Lieder.

Ich tanzte meinen Bolero nicht mit weniger Sicherheit. Aengstlichkeit und Blödigkeit waren noch nicht über mich gekommen und ich erinnere mich, daß mich Deschartres ärgerte, weil er entweder aus Aufregung oder aus Ungeschicklichkeit weder richtig noch taktfest spielte, und daß ich mein Ballet mit einer Improvisation von Entrechat's und Pirouetten beschloß, über welche meine Großmutter in lautes Gelächter ausbrach. Das war Alles, was man wünschte, denn seit etwa drei Jahren hatte die arme Frau nicht einmal gelächelt. Aber plötzlich war es, als erschräke sie über sich selbst; sie brach in Thränen aus und man beeilte sich, mich inmitten meines Tanzenthusiasmus bei den Beinen zu ergreifen, mich über die Rampe zu heben und auf ihren Schooß zu setzen, wo ich tausend mit Thränen benetzte Küsse empfing.

Zu derselben Zeit begann meine Großmutter mich in der Musik zu unterrichten. Trotz ihrer halbgelähmten Finger und ihrer zitternden Stimme war ihr Gesang noch wunderschön, und die zwei oder drei Akkorde, die sie zur Begleitung greifen konnte, waren von einer so vollen, tiefen Harmonie, daß ich in eine wahre Extase gerieth, wenn sie sich in ihr Zimmer zurückzog, um im Geheimen eine alte Composition durchzunehmen und mir erlaubte, bei ihr zu bleiben. Ich setzte mich an die Erde unter das Klavier, wo mir Brillant, der Lieblingshund meiner Großmutter, eine Ecke des Teppichs überließ, und ich hätte dort mein Leben zubringen mögen, so sehr entzückten mich diese bebende Stimme und dies kreischende Spinett. Denn trotz der Altersschwächen dieser Stimme und dieses Instrumentes war es eine großartige, vollständig begriffene, tief empfundene Musik. Ich habe seitdem sehr viele Sänger mit den bewunderungswürdigsten Mitteln gehört; aber wenn diese mehr leisteten, so kann ich doch nicht behaupten, daß es besser gewesen wäre. Meine Großmutter hatte sich viel mit Musik beschäftigt; sie hatte Gluck und Piccini gekannt und war unparteiisch gegen Beide geblieben; sie sagte, daß Jeder sein Verdienst hätte, daß man nicht vergleichen dürfe, sondern die verschiedenen Individualitäten würdigen müsse. Sie wußte noch immer Bruchstücke von Hasse, Leo und Durante auswendig, Sachen, die ich nur von ihr gehört habe, die ich nicht zu nennen weiß, die ich aber wieder erkennen würde, wenn ich sie auf's Neue hörte. Es waren große, einfache Gedanken, ruhige, klassische Formen. Auch in dem, was in ihrer Jugend am beliebtesten gewesen war,

erkannte meine Großmutter die Mängel und liebte das, was wir Rococco nennen, durchaus nicht; ihr Geschmack war edel, streng und ernst.

Sie unterrichtete mich in den Anfangsgründen und zwar auf so klare Weise, daß ich die Schwierigkeiten nicht für übergroß ansah. Später, als ich Lehrer bekam, wurde mir die Musik unverständlich und ich gab ein Studium auf, zu dem ich mich nicht befähigt glaubte. Nachher habe ich wohl eingesehen, daß es mehr an den Lehrern lag, als an mir, und daß ich gewiß eine Musikerin geworden wäre, wenn sich meine Großmutter allein um meine Studien bekümmert hätte; denn eigentlich bin ich ganz dazu begabt, und ich verstehe das Schöne, das mich in dieser Kunst noch mehr ergreift und entzückt, als in jeder andern.

Zweites Kapitel.

Madame von Genlis, les Battuécas. — Die Könige und die Königinnen der Feenmärchen. — Der grüne Feuerschirm. — Die Grotte und die Cascade. — Das alte Schloß. — Erste Trennung von meiner Mutter. — Katharine. — Der Schrecken, den mir das Alter und das ehrfurchtgebietende Aussehen meiner Großmutter einflößten. — Die Reise nach Paris. — Die große Berline. — Die Wohnung meiner Großmutter in Paris. — Die Spaziergänge mit meiner Mutter. — Die Coiffüre à la chinoise. — Meine Schwester. — Der erste heftige Kummer. — Die schwarze Puppe. — Krankheit und Visionen im Delirium.

Mein kleines Gehirn war immer voll Poesie und meine Lektüre unterstützte mich in dieser Richtung. Berquin, der alte Freund der Kinder, den man, wie ich glaube, über-

schätzt hat, begeisterte mich nie. Manchmal las mir meine Mutter Fragmente aus den Romanen der Madame Genlis vor, dieser guten Dame, die man zu früh vergessen hat und die ein wirkliches Talent besaß. Wen kümmern heut zu Tage ihre Vorurtheile, ihre engherzige und oft falsche Moral, ihr eigensüchtiger Charakter, der sich noch nicht entschieden zu haben scheint zwischen der alten Gesellschaft und der neuen? Im Verhältniß zu dem Rahmen, auf den sie beschränkt war, hat sie so kühn gezeichnet als möglich. Ihr wirkliches Naturell muß ausgezeichnet gewesen sein und es giebt einen Roman von ihr, welcher eine weite Perspective in die Zukunft eröffnet. Ihre Einbildungskraft ist frisch geblieben unter dem Eise des Alters und in den Details ist sie wirklich Künstler und Poet.

Es existirt ein Roman von ihr, der zur Zeit der Restauration erschienen ist. Wie ich glaube, ist er einer der letzten, die sie geschrieben hat und ich habe seit jener Epoche nicht mehr davon sprechen hören. Als ich ihn las, mochte ich fünfzehn oder sechszehn Jahre alt sein; ob er großen Erfolg gehabt hat, weiß ich nicht zu sagen, auch erinnere ich mich seiner nicht mit Genauigkeit, aber er hat den lebhaftesten Eindruck auf mich gemacht und einen Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt. Der Roman heißt „Les Battuécas“ und ist sehr socialistisch. Die Battuécas sind ein kleiner Volksstamm, der in der Wirklichkeit oder in der Phantasie, in einem kleinen spanischen, von unersteiglichen Bergen umschlossenen Thale gelebt hat. In Folge eines, ich weiß nicht welches Ereignisses, hat dieser Volksstamm sich freiwillig an einem Orte eingeschlossen, wo die Natur

ihm alle erdenkliche Hülfsmittel bietet, und wo er sich seit mehreren Jahrhunderten fortpflanzt, ohne mit der Civilisation der Außenwelt in Berührung zu kommen. Es ist eine kleine ländliche Republik, die durch Gesetze von naiver Idealität regiert wird. Man ist dort gezwungen, tugendhaft zu sein — es ist das goldne Zeitalter mit allem seinen Glücke und seiner Poesie. Ein junger Mann, dessen Namen ich vergessen habe, lebte dort in aller Reinheit ursprünglicher Sitte und entdeckte eines Tages durch Zufall den verlorenen Pfad, der zu der modernen Welt führt. Er wagt weiter zu gehen, verläßt seine friedliche Zurückgezogenheit und sieht sich plötzlich mit seinem Rechtsgefühl, seiner natürlichen Logik und Einfachheit mitten in unsere Civilisation versetzt. Er sieht Paläste, Armeen, Theater, Kunstwerke, eine Hofhaltung, Weltdamen, Gelehrte, berühmte Männer, und sein Erstaunen, seine Bewunderung grenzt an Extase. Aber er sieht auch Bettler, verlassene Waisen, Wunden, an den Thüren der Kirchen zur Schau gestellt, Menschen, die Hungers starben an der Reichen Thüre — und er erstaunt noch mehr. Eines Tages nimmt er ein Brod vom Schaufenster eines Bäckers, um es einer armen Frau zu geben, die mit ihrem Kinde weint, das sie bleich und sterbend in den Armen hält. Man behandelt ihn wie einen Dieb, bedroht ihn, und seine Freunde werden unwillig und bemühen sich, ihm zu erklären, was Eigenthum ist. Er versteht es nicht. Eine schöne Frau entzückt ihn, aber sie hat künstliche Blumen im Haar, die er für natürliche gehalten hat und über deren Geruchlosigkeit er sich wundert. Als man ihm erklärt, daß es keine Blumen sind, erschrickt er; er ängstigt sich vor dieser

Frau, die ihm so schön erschienen ist, und fürchtet, daß auch sie ein Geschöpf der Kunst sein möchte.

Ich weiß nicht, wie viele Täuschungen er noch erfährt, wenn er überall Lüge, Charlatanerie, Schein und Ungerechtigkeit findet. Er ist Voltaire's Candide oder Huron, aber er ist mit größerer Naivetät erfunden. Das Ganze ist ein keusches, gemüthvolles Werk, ohne alle Bitterkeit und seine Einzelnheiten sind von unsäglicher Poesie. Ich glaube, daß der junge Battuécas in sein Thal zurückkehrt, wo er die Tugend wieder findet, aber nicht das Glück, denn er hat von dem vergifteten Tranke des Jahrhunderts getrunken. Ich möchte das Buch nicht wieder lesen, ich fürchte, daß es mir nicht mehr so reizend erscheinen würde, wie ich es damals fand.

So viel ich mich erinnere, sind die Schlußfolgerungen der Frau von Genlis ohne Kühnheit. Sie will der Gesellschaft nicht Unrecht geben und in gewissen Beziehungen thut sie wohl, die Menschheit hinzunehmen, wie sie durch die Gesetze des Fortschritts geworden ist. Aber im Allgemeinen scheint es mir, als wären die Argumente, welche sie dem Mentor, welcher ihren Helden begleitet, in den Mund legt, ziemlich schwach. Ich habe sie ohne Freude und ohne Ueberzeugung gelesen, und doch kann man sich denken, daß ich mit sechszehn Jahren, als ich eben das Kloster verließ und dem katholischen Glauben noch vollständig unterworfen war, keinerlei Vorurtheil gegen die herrschende Gesellschaft hatte. Dagegen entzückten mich die naiven Einwendungen des Battuécas, und sonderbarer Weise verdanke ich vielleicht der Frau von Genlis, Louis Philipp's Erzieherin und Freun-

din, meine ersten socialistischen und demokratischen Regungen.

Aber ich irre mich! ich verdanke sie der Sonderbarkeit meiner Verhältnisse; meiner Geburt, die mich zwischen zwei Gesellschaftsklassen stellte; der Liebe für meine Mutter, einer Liebe, die von Vorurtheilen eingeengt und zerrissen wurde, unter denen ich litt, ehe ich im Stande war, sie zu begreifen. Ich verdanke sie auch meiner Erziehung, die abwechselnd eine freisinnige und eine strenggläubige war, und allen Widersprüchen, die mir das eigne Leben seit meiner frühsten Jugend geboten hat. Ich bin also nicht allein durch das Blut, das mir meine Mutter gegeben hat, Demokratin geworden, sondern auch durch die Kämpfe, welche dies Blut des Volkes in meinem Herzen und in meinem Leben hervorgebracht hat, und wenn Bücher einen Einfluß auf mich gewonnen haben, so war es, weil ihre Tendenzen die meinigen bestätigten und heiligten.

Trotz alledem sind die Prinzessinnen und Könige der Feenmärchen lange Zeit mein Entzücken gewesen. In meinen Kinderträumen waren diese Persönlichkeiten nämlich die Urbilder der Leutseligkeit, des Wohlthuns und der Schönheit. Ich liebte ihre Pracht und ihren Schmuck, aber sie bekamen das Alles von den Feen und diese Könige hatten nichts gemein mit den Königen der Wirklichkeit. Sie werden überdies von den „Geistern“ sehr rücksichtslos behandelt, wenn sie sich schlecht betragen, und in dieser Beziehung sind sie einer strengern Gerechtigkeit, als der der Völker unterworfen.

Die Feen und Genien! wo waren sie, diese allmächtigen

Wesen, die uns mit einem Schlage ihres Zauberstäbchens in die Welt der Wunder versetzen! Meine Mutter sagte mir niemals, daß sie nicht existiren und ich war ihr unendlich dankbar dafür. Meine Großmutter würde dagegen keine Umschweife gemacht haben, wenn ich gewagt hätte, ihr dieselben Fragen vorzulegen. Ganz erfüllt von Jean Jacques und Voltaire, würde sie das ganze zaubervolle Gebäude meiner Phantasie ohne Reue und ohne Mitleid zerstört haben. Meine Mutter ging ganz anders zu Werke; sie erklärte diese Märchen nicht für Wahrheit, aber sie widerlegte sie auch nicht. Ihrer Meinung nach kam die Einsicht früh genug, und ich dachte auch schon von selbst daran, daß meine Träume sich nicht verwirklichen könnten. Aber wenn die Thore der Hoffnung nicht mehr so weit offen standen, wie in der ersten Zeit, waren sie doch auch noch nicht ganz verschlossen; es war mir noch vergönnt, sie zu umkreisen und eine Spalte zu suchen, um hinein zu schauen. Mit einem Worte, ich konnte noch im Wachen träumen, und daran ließ ich es denn auch nicht fehlen.

Ich erinnere mich, daß in den Winterabenden meine Mutter uns bald etwas von Berquin, bald die „Feierabende des Schlosses“ von Frau von Genlis, bald Bruchstücke aus andern Büchern vorlas, die unserm Alter angemessen waren, deren ich mich aber nicht mehr erinnere. Anfangs hörte ich aufmerksam zu; ich saß gewöhnlich zu den Füßen meiner Mutter, vor dem Kamin und zwischen dem Feuer und mir befand sich ein alter, mit grünem Taffet überzogener Kaminschirm. Durch die schadhafte Seide konnte ich etwas von der Flamme sehen; sie bildete hier und da kleine Sterne,

und ich vermehrte ihren Glanz, indem ich mit den Augen blinzelte. Dabei verlor ich nach und nach den Zusammenhang der Worte, welche meine Mutter las. Ihre Stimme versetzte mich in eine Art von geistigem Schlummer, in dem es mir unmöglich war, einen bestimmten Gedanken zu verfolgen. Verschiedene Bilder stiegen vor mir auf und blieben an dem grünen Schirm haften; da gab es Wälder, Flüsse, Städte von sonderbarer riesenhafter Bauart, wie ich deren noch zuweilen im Traume sehe; verzauberte Paläste, mit Gärten, die nirgends existiren; mit tausend Vögeln von Azur, Gold und Purpur, die über den Blumen schwebten und sich ergreifen ließen, wie sich Rosen pflücken lassen. Da gab es grüne, schwarze, violette und besonders blaue Rosen. Die blaue Rose scheint lange Zeit Balzac's Traum gewesen zu sein; in der Kindheit war sie auch der meinige; denn die Kinder wie die Dichter lieben das, was nicht existirt. Dann sah ich auch erleuchtete Gebüsche, Fontainen, geheimnißvolle Tiefen, chinesische Brücken, Bäume, die mit Früchten von Gold und Edelsteinen bedeckt waren. Die ganze phantastische Welt meiner Märchen wurde lebendig, wurde wirklich und ich vertiefte mich in sie mit Entzücken. Wenn ich die Augen schloß, sah ich noch immer dasselbe; aber wenn ich sie wieder öffnete, fand ich meine Bilder nur auf dem Schirme wieder. Ich weiß nicht, durch welche Verfassung meines Geistes die Visionen sich vorzugsweise an diesen Gegenstand hefteten; aber gewiß ist, daß ich auf dem grünen Kaminschirme unsägliche Wunderwerke gesehen habe.

Eines Tages wurden diese Erscheinungen so lebendig, daß ich davor erschrak und meine Mutter fragte, ob sie die-

selben auch erblicke? Ich behauptete, es befänden sich hohe blaue Berge auf dem Schirme, und sie wiegte mich singend auf ihren Knien, um mich wieder zur Besinnung zu bringen. Ich weiß nicht, ob sie vielleicht die Absicht hatte, meiner zu sehr erregten Einbildungskraft eine Nahrung zu geben, als sie eine kindische, aber in meinen Augen entzückende Schöpfung erfand, die lange Zeit meine Freude gewesen ist.

Es giebt in unserm Gehege ein kleines Gehölz, das aus Hagebuchen, Ahorn, Eschen, Linden und Hollunder besteht; meine Mutter wählte eine Stelle, wo eine Windung des Weges in eine Art von Gasse ohne Ausgang führt. Unterstützt von Hyppolit, meiner Bonne, Ursula und mir, legte sie einen schmalen Pfad durch das Buschwerk an, das damals sehr dicht war. Dieser Pfad wurde mit Veilchen, Primeln und Immergrün eingefaßt, und diese Blumen haben sich seit jener Zeit so vermehrt, daß sie das ganze Gehölz erfüllen. Die Gasse wurde ein kleines Nest, in welchem wir eine Bank unter Hollunder und Weißdorn anlegten, und wo wir an schönen Tagen unsere Aufgaben lernten und hersagten. Meine Mutter kam dahin mit ihrer Arbeit und wir mit unsern Spielen, besonders mit Steinen und Ziegeln, aus denen wir Häuser errichteten. Ursula und ich gaben diesen Gebäuden die prächtigsten Namen: bald war es das Schloß der Fee, bald der Palast der Schönen, die im verzauberten Walde schläft u. s. w. Aber als meine Mutter sah, daß es uns nicht gelang, unsere Träume durch diese rohen Constructionen zu verwirklichen, legte sie eines Tages ihre Arbeit weg und nahm sich der Sache an. „Tragt Eure häßlichen Kalksteine und zerbrochenen Ziegel fort," sagte sie; „und

sucht mir Steine, die mit Moos bedeckt sind, rothe oder grüne Kiesel und Muscheln; seht auch darauf, daß dies Alles hübsch ist, sonst kümmere ich mich nicht mehr darum."

Nun war unsere Einbildungskraft entzündet. Es handelte sich darum, nichts herbeizutragen, was nicht hübsch war, und wir begannen die Schätze aufzusuchen, die wir bis dahin mit Füßen getreten hatten, ohne sie zu kennen. Wie viele Berathungen gab es nun mit Ursula, um zu entscheiden, ob das Moos sammetartig genug wäre, ob die Steine die passende Form hätten und die Kiesel den nöthigen Glanz! Anfangs erschien uns Alles gut und bald trat das Vergleichen ein, die Verschiedenheiten wurden uns klar, und nach und nach war uns nichts mehr gut genug für unsern neuen Bau. Die Bonne mußte uns an den Fluß führen, um die schönen Kiesel zu suchen, die unter dem fließenden Wasser wie Smaragden, Lapislazuli und Korallen glänzen. Aber sobald sie ihrem Bette entrissen sind und trocken werden, verlieren sie ihre lebhaften Farben und das waren unaufhörliche Täuschungen; hundert Mal tauchten wir sie wieder in das Wasser, um ihren Glanz zu erneuern. In unserer Gegend giebt es aber auch prächtige Quarze und eine Menge Ammoniten und antediluvianischer Versteinerungen von großer Schönheit und Verschiedenheit. Dies Alles hatten wir bis dahin nicht beachtet und nun wurde jeder neue Gegenstand eine Ueberraschung und erschien uns gleichsam wie eine Entdeckung, eine Eroberung.

Zu unserm Haushalt gehörte ein Esel, der beste Esel, den ich jemals gekannt habe. Ich weiß nicht, ob er in seiner Jugend so boshaft gewesen war, wie seines Gleichen

immer sind, aber er war alt, sehr alt und kannte Groll und Launen nicht mehr; er ging mit ernsten, gemessenen Schritten, wurde wegen seines Alters und seiner treuen Dienste sehr respectirt, erhielt weder Züchtigungen noch Schelte und war nicht allein der beste, sondern auch der glücklichste und geachtetste aller Esel. Man pflegte Ursula und mich in die Lastkörbe zu setzen, die an seinen Seiten hingen, und so machten wir unsere Ausflüge, ohne daß es ihm jemals eingefallen wäre, sich unsrer zu entledigen. Wenn wir vom Spaziergange zurückkamen, erhielt der Esel seine gewohnte Freiheit wieder, denn er kannte weder Strick noch Raufe. Er irrte in den Höfen, im Dorfe, oder auf der Wiese am Garten umher, war vollständig sich selbst überlassen, richtete niemals Schaden an und war in allen Dingen von großer Bescheidenheit. Zuweilen wandelte ihn die Lust an, in's Haus zu gehen, in den Eßsaal oder sogar in die Zimmer meiner Großmutter; eines Tages fand sie ihn in ihrem Ankleidezimmer, über eine Schachtel voll Irispulver gebückt, dessen Wohlgeruch er mit ernster, andächtiger Miene einathmete. Er hatte selbst gelernt, alle Thüren zu öffnen, die nach dem alten Gebrauch unserer Gegend nur mit dem Drücker verschlossen sind, und da er das ganze Parterre auf's Genaueste kannte, war er immer bemüht, meine Großmutter zu finden, von welcher er gewöhnlich einen Leckerbissen bekam. Es war ihm gleichgültig, ob er Gelächter erregte, und er nahm oft eine sehr nachdenkliche Miene an, die nur ihm eigen war. Seine einzige Plage war die Langeweile, eine Folge des Müßiggangs und der Einsamkeit. Als er einst bei Nacht die Thüre des Waschhauses offen fand,

stieg er eine Treppe von sieben oder acht Stufen hinauf, ging durch die Küche, über die Hausflur, öffnete den Drücker von zwei oder drei Gemächern und kam bis an das Schlafzimmer meiner Großmutter. Aber hier war der Riegel vorgeschoben und um seine Gegenwart zu verkündigen, begann er mit dem Fuße zu scharren. Meine Großmutter, die sich nicht erklären konnte, woher dies Geräusch kam und fürchtete, daß ein Dieb den Versuch machte, ihre Thüre zu öffnen, klingelte ihrer Kammerfrau, die ohne Licht herbeilief und als sie die Thür erreichte, mit lautem Geschrei über den Esel herfiel.

Aber dies ist eine Abschweifung und ich komme auf unsere Spaziergänge zurück. Wir nahmen den Esel in Anspruch und er brachte täglich in seinen Körben einen Vorrath von Steinen für unser Gebäude mit nach Haus. Meine Mutter suchte die schönsten und seltensten aus, und als die Materialien beisammen waren, begann sie in unserer Gegenwart mit ihren kleinen, starken und raschen Händen nicht ein Haus oder ein Schloß, aber eine Grotte von Muschelwerk und Steinen zu bauen.

Eine Grotte! das war etwas ganz Neues für uns. Die unserige mochte kaum vier oder fünf Fuß Höhe und zwei oder drei Fuß Tiefe erreichen; aber der Umfang hat für Kinder geringe Bedeutung, sie besitzen die Fähigkeit, mit vergrößernden Augen zu sehen, und da die Arbeit mehrere Tage währte, glaubten wir, daß sich unsere Grotte bis zum Himmel erheben würde. Als sie vollendet war, hatte sie für unsere Augen die geträumte Größe wirklich erreicht und ich muß mich daran erinnern, daß ich von den ersten Stein-

lagen an die Wölbung reichen konnte; ich muß den kleinen Raum betrachten, den sie einnahm und der jetzt noch da ist, um nicht heute noch den Wahn festzuhalten, daß unsere Grotte eine große Berghöhle war.

Aber hübsch war sie jedenfalls und ich würde mich nie vom Gegentheil überzeugen. Da waren die ausgesuchtesten Kiesel, die ihre lebhaften Farben mit einander vereinigten; da waren Steine, die ein feines, seidenweiches Moos bedeckte; prachtvolle Muscheln, Guirlanden von Epheu, die von der Wölbung niederhingen und grüner Rasen ringsumher. Aber das Alles genügte noch nicht; wir mußten noch eine Quelle und einen Wasserfall haben, denn eine Grotte ohne fließendes Wasser ist wie ein Körper ohne Seele. Leider gab es in dem Hölzchen nicht einen Tropfen Wasser, aber meine Mutter ließ sich durch so geringe Schwierigkeiten nicht abschrecken. Eine große Schale mit grüner Glasur, die zu den Wäschen benutzt wurde, wurde im Innern der Grotte bis an den Rand eingesenkt, mit Pflanzen und Blumen umgeben, die diesen Rand bedeckten, und mit klarem Wasser gefüllt, das wir sorgfältig alle Tage erneuerten. Aber der Wasserfall! wir verlangten ihn mit großer Ungeduld. „Morgen sollt ihr den Wasserfall haben," sagte meine Mutter; „aber Ihr dürft nicht eher zur Grotte gehen, bis ich Euch rufen lasse, denn die Fee muß sich der Sache annehmen und Eure Neugier könnte sie stören."

Dieser Befehl wurde gewissenhaft erfüllt und als Alles bereit war, wurden wir durch meine Mutter herbeigeholt. Sie führte uns auf den kleinen Weg, der Grotte gegenüber, verbot uns zu sehen, was dahinter war, gab mir ein Stäb-

chen, und während sie dreimal in die Hände schlug, mußte ich mit demselben die Mittelwand der Grotte, in welcher eine Oeffnung mit einer Röhre von Hollunderholz zu sehen war, dreimal berühren. Bei dem dritten Schlage meines Stäbchens stürzte das Wasser mit Ungestüm in die Röhre, brach daraus hervor und überschüttete Ursula und mich, was uns große Freude machte und ein lautes Freudengeschrei hervorrief. Der Wasserfall stürzte nun aus einer Höhe von zwei Fuß in das Bassin, das durch die irdene Schale gebildet wurde, bildete einen glänzenden Wasserstrahl, der zwei oder drei Minuten lang währte und plötzlich aufhörte ... Das Wasser, das meine Bonne, die hinter der Grotte versteckt war, in die Röhre goß, war erschöpft, war über den Rand der Schale geflossen und benetzte auf's Reichlichste die Blumen, die ringsumher gepflanzt waren. Die Illusion war also nur von kurzer Dauer, aber sie war vollständig, war entzückend, und ich glaube nicht, daß ich mehr Freude und Bewunderung empfunden habe, als ich späterhin die großen Katarakten der Alpen und der Pyrenäen sah.

Meine Großmutter hatte die Grotte noch nicht gesehen, und als diese ihre letzte Vollendung erreicht hatte, gingen wir zur Großmama, mit der feierlichen Bitte, uns in dem kleinen Holze mit ihrem Besuch zu beehren. Wir machten die nöthigen Vorbereitungen, um ihr die Ueberraschung der Cascade zu gewähren und glaubten, daß sie ganz entzückt sein würde. Aber mochte ihr dies Alles zu kindisch erscheinen, oder stand sie an diesem Tage mit meiner Mutter auf gespanntem Fuße, genug, sie lachte uns aus, anstatt das Meisterwerk zu bewundern, und die irdene Schale, die uns

als Bassin diente, trug uns mehr Spott als Lobsprüche ein (— und doch hatten wir kleine Fische hinein gethan, um die Großmutter zu ehren! —). Ich wurde durch diese Täuschung ganz niedergeschmettert, denn Nichts in der Welt kam mir schöner vor, als unsere zaubervolle Grotte, und ich empfand jedesmal einen heftigen Schmerz, wenn man sich bemühte, mir meine Illusionen zu rauben.

Die Spazierfahrten zu Esel machten uns immer große Freude. Jeden Sonntag trug uns dieser Patriarch der Grauen zur Messe, und wir nahmen unser Frühstück mit, um es nach dem Gottesdienste in dem alten Schlosse von Saint-Chartier, das neben der Kirche liegt, zu verzehren. Dies Schloß wurde von einer alten Frau beaufsichtigt, die uns die weiten, verödeten Säle aufschloß, und es machte meiner Mutter Vergnügen, einen Theil des Tages darin zuzubringen.

Auf mich machte das phantastische Aussehen der alten Frau den meisten Eindruck. Sie war eine ächte Bäuerin, aber sie beachtete den Sonntag nicht und drehte ihre Spindel an diesem Tage mit derselben Geschäftigkeit, wie in der Woche, obwohl das Einhalten der Sonntagsfeier zu den unverletzlichsten Gewohnheiten der Vallée-Noire gehört. Hatte diese Alte vielleicht einem freigeistigen Gutsherrn, einem Anhänger Voltaire's gedient? Ich weiß es nicht, ich habe sogar ihren Namen vergessen, aber nicht den imposanten Anblick, den das Schloß zu jener Zeit und noch mehrere Jahre später gewährte. Es war eine feste, wohlerhaltene und ganz bewohnbare Burg, aber sie war aller Möbeln beraubt. Sie enthielt ungeheuere Säle, kolossale Kamine

und unterirdische Gefängnisse, deren ich mich deutlich erinnere.

Dieses Schloß ist in der Geschichte des Landes von Bedeutung. Es war lange Zeit die festeste Burg der Provinz und diente dem Fürsten von Nieder-Berry als Residenz. Philipp August hat Saint-Chartier persönlich belagert, später nahmen es die Engländer ein und verloren es wieder in den Kriegen unter Karl VII. Es war ein großes Viereck, das von vier ungeheuern Thürmen flankirt wurde. Der Eigenthümer, dem die Unterhaltung desselben zu schwer fiel, beschloß es abzureißen und die Materialien zu verkaufen. Es gelang auch, das Holzwerk abzubrechen und die Zwischenwände und innern Mauern niederzureißen; aber es war unmöglich, die Thürme zu durchbrechen, die mit römischem Cement gebaut sind, oder die Kamine umzuwerfen. Sie stehen noch jetzt und erheben ihre vierzig Fuß hohen Röhren in die Luft, ohne daß Sturm und Frost in dreißig Jahren nur einen Stein davon abgelöst hätten. So ist es eine prächtige Ruine geworden, die noch Jahrhunderte lang den Menschen und der Zeit Trotz bieten wird. Die Grundmauern sind aus der Römerzeit, die Hauptgebäude aus den ersten Jahren der Feudalherrschaft.

Der Weg nach Saint-Chartier war damals eine Reise. Neun Monate im Jahre waren die Fahrstraßen nicht zu passiren; man mußte über Wiesenpfade gehen oder sich auf dem armen Esel fortwagen, der mehr als einmal mit seiner Last im Sumpfe stecken blieb. Heute führt uns eine prächtige Chaussee, die von schönen Bäumen beschattet wird, in einer Viertelstunde dorthin; aber als größere Anstrengung

erforderlich war, um es zu erreichen, machte das Schloß auf mich einen viel lebhaftern Eindruck.

Endlich kamen auch die Familienberathungen zu Ende, und meine Mutter legte das Versprechen ab, mich der Großmutter zu überlassen, welche darauf bestand, die Sorge für meine Erziehung allein zu übernehmen. Ich hatte einen so lebhaften Widerwillen gegen dieses Uebereinkommen gezeigt, daß man mir, als es wirklich getroffen war, nichts mehr davon sagte. Man wollte versuchen, mich nach und nach, ohne daß ich es bemerkte, von meiner Mutter zu entfernen, und um den Anfang zu machen, reiste diese allein nach Paris, denn sie verlangte sehr, ihre Tochter Caroline wiederzusehen.

Da ich vierzehn Tage später mit meiner Großmutter nachfolgen sollte, den Wagen schon dazu vorbereiten und die Koffer packen sah, war ich weder traurig noch furchtsam. Man sagte mir, daß ich in Paris ganz nahe bei meinem Mütterchen wohnen und sie alle Tage sehen würde. Indessen fühlte ich doch eine gewisse Angst, als ich mich ohne sie in diesem Hause sah, das mir wieder eben so groß erschien, wie in den ersten Tagen, die ich darin verlebt hatte. Dann sollte ich mich auch von meiner Bonne trennen, die ich zärtlich liebte und die im Begriff war, sich zu verheirathen. Sie war ein Bauermädchen, das meine Mutter nach des Vaters Tode als Stellvertreterin der Spanierin Cäcilie in Dienst genommen hatte. Dies vortreffliche Weib lebt noch immer und besucht mich oft, um mir die Früchte ihres Vogelbeerbaums zu bringen, der in unserer Gegend eine Seltenheit ist, obwohl er sich hier zu bedeutender Größe entwickelt. Dieser

Vogelbeerbaum ist Katharinens Stolz und Ruhm, sie spricht von ihm, wie der Wächter und Cicerone eines prächtigen Monumentes. Sie hat eine zahlreiche Familie und folglich mancherlei Leiden gehabt; ich habe ihr manche Hülfe gewähren können und habe es als ein Glück empfunden, das Wesen, das meine Kindheit gepflegt hatte, im Alter zu unterstützen. Katharine ist das sanfteste, geduldigste Geschöpf auf Erden; sie ertrug und bewunderte sogar alle meine Thorheiten in ihrer naiven Weise. Sie hat mich furchtbar verzogen und ich beklage mich nicht darüber, denn es währte nicht lange und ich mußte bald die Nachsicht und Zärtlichkeit büßen, deren Werth ich bis dahin nicht genug erkannt hatte.

Katharine verließ mich mit Thränen, obwohl sie einen vortrefflichen Mann bekam, der ein hübsches Aeußere, eine große Rechtlichkeit, Verstand und zu alle dem auch etwas Vermögen besaß, also einem weinerlichen, eigensinnigen Kinde bedeutend vorzuziehen war. Aber das gute Herz dieses Mädchens rechnete nicht und ihre Thränen gaben mir zuerst einen Begriff vom Schmerz der Trennung. „Warum weinst Du?“ fragte ich sie; „wir sehen uns bald wieder!“ — „Ach ja,“ sagte sie; „aber ich gehe eine gute halbe Stunde weit und werde Sie nicht alle Tage sehen.“

Ich dachte darüber nach und die Abwesenheit meiner Mutter fing an mich zu quälen; und doch war ich damals nur vierzehn Tage von ihr getrennt, aber diese vierzehn Tage sind noch deutlicher in meiner Erinnerung, als die drei Jahre vorher, deutlicher vielleicht als die drei Jahre, die folgten, und die ich wieder mit ihr verlebte. So wahr

ist es, daß das Kind nur im Schmerze zum klaren Bewußtsein des Lebens kommt!

Uebrigens trug sich während dieser vierzehn Tage nichts Bemerkenswerthes zu. Als Großmama meine Traurigkeit bemerkte, suchte sie mich durch Arbeit zu zerstreuen, gab mir Unterricht und bewies sich bei meinen Schreibübungen und beim Hersagen meiner Fabeln viel nachsichtiger als meine Mutter. Es gab keine Vorwürfe, keine Strafen mehr; sie war immer sehr sparsam damit gewesen und da sie sich beliebt machen wollte, ließ sie mir jetzt noch mehr Lobsprüche, Ermunterungen und Bonbons zukommen als gewöhnlich. Dies Alles hätte mir eigentlich sehr angenehm erscheinen müssen, denn meine Mutter war streng und ohne Erbarmen gegen meine Trägheit und Zerstreuung. Aber ach! das Herz des Kindes ist eine kleine Welt, die schon eben so wunderlich und voller Widersprüche ist, wie die im Herzen des Erwachsenen. Ich fand Großmama in ihrer Sanftmuth viel strenger und schrecklicher, als meine Mutter in ihrer Heftigkeit. Bis dahin hatte ich meine Großmutter geliebt, war zutraulich und liebevoll gegen sie gewesen; aber von dieser Zeit an — und das währte ziemlich lange, fühlte ich mich kalt und gedrückt in ihrer Nähe; ihre Liebkosungen waren mir unbequem und brachten mich dem Weinen nahe, weil sie mich an die leidenschaftlichern Umarmungen meines Mütterchens erinnerten. Und dann konnte ich auch mit ihr nicht mein ganzes Leben theilen; es gab zwischen uns keine unaufhörlichen Vertraulichkeiten und Mittheilungen; man verlangte Ehrfurcht von mir und das war für mich etwas Erstarrendes. Die Furcht, die mir meine Mutter zuweilen

einflößte, war in einem schmerzlichen Moment überstanden; einen Augenblick nachher saß ich wieder auf ihrem Schooße, lehnte mich an ihre Brust, nannte sie Du, während ich meiner Großmutter eigentlich nur ceremonielle Liebkosungen darbringen durfte. Sie umarmte mich mit Feierlichkeit und gleichsam als Belohnung für mein gutes Betragen; und weil sie zu sehr wünschte, mir einen guten Anstand zu geben und den unüberwindlichen Hang zur Ungebundenheit zu besiegen, den meine Mutter niemals mit Nachdruck bekämpft hatte, behandelte sie mich nicht genug als Kind. Ich sollte mich nicht mehr an der Erde wälzen, nicht mehr laut lachen, nicht mehr im Dialekt des Berry sprechen. Ich sollte mich grade halten, Handschuhe tragen, ruhig sein, oder nur leise in einem Winkel mit Urselchen flüstern. Jedem Ausbruch meines Wesens wurde eine sehr sanfte, aber nachdrückliche Zurückweisung zu Theil. Man schalt nicht mit mir, aber man nannte mich Sie und das sagt genug. Da hieß es: „Liebe Tochter, Sie halten sich wie eine Verwachsene; liebe Tochter, Sie gehen wie ein Bauermädchen; liebe Tochter, Sie haben schon wieder die Handschuhe verloren; liebe Tochter, Sie sind zu groß, um so etwas zu thun!“ Zu groß! ich war sieben Jahre alt und man hatte mir nie gesagt, daß ich zu groß wäre. Es flößte mir eine fürchterliche Angst ein, daß ich plötzlich, seit der Abreise meiner Mutter, so groß geworden sein sollte. Ueberdies mußte ich eine Menge von Gebräuchen lernen, die mir lächerlich vorkamen; ich sollte vor den Leuten, die meine Großmutter besuchten, eine Verbeugung machen, sollte die Küche nicht mehr betreten und nicht mehr Du zu den Domestiken sagen, damit

auch sie die Gewohnheit verlören, mich zu dutzen. Ich durfte auch meine Großmama nicht Du nennen, durfte nicht einmal Sie zu ihr sagen, sondern mußte in der dritten Person mit ihr sprechen: „Will mir Großmama erlauben in den Garten zu gehen?“

Die vortreffliche Frau hatte ganz gewiß Recht, daß sie mir eine tiefe Ehrfurcht für ihre Person und für das Gebot der Höflichkeit, zu der sie mich erzog, einflößen wollte. Sie nahm Besitz von mir und sie hatte mit einem eigensinnigen Kinde zu thun, das schwer zu behandeln war. Sie hatte gesehen, daß meine Mutter energisch mit mir zu Werke ging, aber sie glaubte, daß diese, indem sie mein Gefühl zu sehr erregte, anstatt meine krankhafte Reizbarkeit zu beruhigen, mich zur Unterwerfung brächte, ohne mich zu bessern. Dies ist leicht möglich; denn das Kind, an dessen Nervensystem zu sehr gerüttelt wird, und das man zu heftig erschüttert, indem man es mit einem Male niederwirft, fällt um so leichter in einen Ausbruch seines Ungestüms zurück. Meine Großmutter wußte wohl, daß sie mich ohne Kampf und ohne Thränen zu einem instinktmäßigen Gehorsam bringen würde, der mir sogar den Gedanken des Widerstandes unmöglich machte, indem sie mich durch eine Folge ruhiger Ermahnungen bezwang. Es war in der That das Werk weniger Tage; es war mir niemals in den Sinn gekommen, mich gegen sie aufzulehnen, aber ich hatte gerade nicht vermieden, in ihrer Gegenwart Andern zu widerstreben. Sobald sie sich meiner bemächtigt hatte, fühlte ich, daß ich mir durch jede Thorheit, die ich unter ihren Augen beging, ihren Tadel zuzog und dieser Tadel, der in so höflicher, kalter

Weise ausgedrückt wurde, erkältete mich bis in das Mark meiner Knochen. Ich that meinen Neigungen eine solche Gewalt an, daß ich ein krampfhaftes Schaudern davon bekam, worüber sie sich ängstigte, ohne den Grund zu erkennen. Sie hatte ihr Ziel erreicht, das vor Allem darin bestand, mich folgsam zu machen, und sie wunderte sich, daß es ihr so rasch gelungen war. „Seht nur," sagte sie, „wie sanft und artig die Kleine ist." Und sie wünschte sich Glück, daß es ihr so wenig Mühe gemacht hatte, mich durch ein System umzuformen, das dem meiner guten Mutter, die sich abwechselnd als Tyrann und Sklave zeigte, durchaus entgegengesetzt war.

Aber meine liebe Großmama sollte bald noch mehr erstaunen. Sie wollte zu gleicher Zeit tief verehrt und leidenschaftlich geliebt werden; sie erinnerte sich an die Kindheit ihres Sohnes und hoffte, daß es mit mir ebenso sein würde. Aber ach! das lag weder in ihrer noch in meiner Macht. Sie nahm nicht genug Rücksicht auf die Generationsstufe, die zwischen uns lag, und auf den ungeheuern Unterschied unserer Jahre. Die Natur läßt sich nicht täuschen, und trotz der unendlichen Güte, trotz der unzähligen Wohlthaten, die mir die Großmutter bei meiner Erziehung erwiesen hat, kann ich die Behauptung nicht zurückhalten, daß eine altersschwache Großmutter die Mutter nicht ersetzt, und daß die unbedingte Leitung eines jungen Wesens durch eine alte Frau die Gesetze der Natur in jedem Augenblicke verletzt. Gott hatte seine Absichten, als er die Fähigkeit, Mutter zu sein, auf ein gewisses Alter beschränkte. Das kleine Geschöpf, das eben in's Leben tritt, bedarf eines jungen We-

sens, das selbst noch im Vollgenuß des Lebens steht. Das feierliche Benehmen der Großmutter bedrückte meine Seele. Ihr düstres, von Wohlgerüchen erfülltes Zimmer verursachte mir Kopfschmerzen und krampfhaftes Gähnen. Sie fürchtete Hitze und Kälte, Zugwind und Sonnenstrahlen, und es kam mir vor, als sperrte sie uns Beide in eine große Schachtel, wenn sie mir sagte: „Amüsire Dich still.“ Sie gab mir Bilder zu besehen, aber ich sah sie nicht, denn ich hatte den Schwindel. Ich bebte, wenn ich draußen einen Hund bellen hörte, oder wenn ein Vogel im Garten sang; ich wäre gern der Hund oder der Vogel gewesen. Wenn ich mit Großmama im Garten war, so fühlte ich mich, obwohl sie durchaus keinen Zwang auf mich ausübte, durch die Rücksichten, die sie mir schon eingeflößt hatte, an ihre Seite gebannt. Sie ging nur mit Anstrengung und ich blieb neben ihr, um ihr Dose oder Handschuhe, die sie oft fallen ließ und nicht wieder aufnehmen konnte, zurückzugeben. Ich habe nie einen schwächern und kraftlosern Körper gesehen, als den ihrigen, und da sie bei alle dem dick, frisch und gesund war, erregte diese Unfähigkeit der Bewegung meine innerliche Ungeduld im höchsten Grade. Ich hatte hundertmal gesehen, daß meine Mutter, von heftiger Migraine geplagt, mit bleichen Wangen und zusammengebissenen Zähnen, wie eine Leiche auf ihrem Bette lag, und das versetzte mich in den heftigsten Schmerz; aber die gichtische Schwäche meiner Großmutter war ein Zustand, den ich mir nicht erklären konnte, und der mir zuweilen als ein willkürlicher erschien. Es lag auch wirklich etwas Aehnliches zum Grunde, aber ihre erste Erziehung war Schuld

daran. Sie hatte zu sehr in einer Schachtel gelebt und ihr Blut hatte die Kraft der Circulation verloren. Wenn man ihr zur Ader lassen wollte, fand man nicht einen Tropfen Blut, so unthätig lag es in ihrem Körper. Ich hatte die größte Angst, zu werden wie sie, und wenn sie mir befahl, an ihrer Seite nicht unruhig zu sein und kein Geräusch zu machen, war mir, als verlangte sie meinen Tod.

Alle meine Neigungen empörten sich gegen diese Verschiedenheit der Organisation, und ich habe meine Großmutter erst dann wirklich geliebt, als ich im Stande war zu prüfen und zu begreifen. Bis dahin, ich muß es gestehen, empfand ich für meine Großmutter nur eine Art geistiger Verehrung, die mit einer beinah unbesieglichen physischen Abneigung verbunden war. Die arme Frau bemerkte meine Kälte und suchte sie durch Vorstellungen zu besiegen, die nur dazu dienten, meine Abneigung zu vergrößern, indem sie mir ein Gefühl zum Bewußtsein brachten, von dem ich mir keine Rechenschaft gegeben hatte. Sie hat viel dadurch gelitten und ich selbst vielleicht noch mehr, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, mich frei davon zu machen. Aber später, als mein Geist sich entwickelte, ist eine große Umwandlung in mir vorgegangen, und sie hatte eingesehen, daß sie sich irrte, als sie mich für undankbar und starrsinnig hielt.

Wir reisten nach Paris, ich glaube, es war zu Anfang des Winters von 1810 zu 1811; denn Napoleon war als Sieger in Wien eingezogen und hatte Marie Louise während meines ersten Aufenthalts in Nohant geheirathet. Ich weiß noch, an welchen Stellen des Gartens ich meine Ange-

hörigen von diesen beiden Ereignissen sprechen hörte. Von Ursula mußte ich Abschied nehmen; das arme Kind war trostlos, aber ich sollte sie bei der Rückkehr wiederfinden, und ich war so glücklich, meine Mutter wiederzusehen, daß ich für alles Uebrige beinah unempfindlich war. Ich hatte die Tage und Stunden gezählt, die mich von dem einzigen Gegenstande meiner Liebe trennten. Ich hatte freilich auch Hyppolit lieb, trotz seiner Neckereien, und als er weinte, weil er zum ersten Male in dem großen Hause allein bleiben sollte, bedauerte ich ihn und hätte gern gesehen, wenn er mit uns gegangen wäre, aber Thränen hatte ich für Niemand, ich dachte nur an meine Mutter, und Großmama, die ihr Leben damit hinbrachte, mich zu studiren, sagte leise zu Deschartres (die Kinder hören Alles): „Diese Kleine hat nicht so viel Gefühl, als ich glaubte."

Man brauchte zu jener Zeit drei volle Tage, um Paris zu erreichen, zuweilen sogar vier. Meine Großmutter reiste zwar mit Extrapost, aber sie konnte die Nacht nicht im Wagen zubringen, und wenn sie in ihrer großen Berline fünfundzwanzig Lieues in einem Tage zurücklegte, war sie ganz erschöpft. Dieser Reisewagen war ein vollständiges Haus auf Rädern. Man weiß, mit wie vielen Packeten, Kleinigkeiten und Bequemlichkeiten alte Leute und besonders verwöhnte Personen sich ehemals auf Reisen beschwerten und belasteten. Die unzähligen Taschen unserer Kutsche waren mit Mundvorrath, Leckereien, Wohlgerüchen, Spielkarten, Büchern, Reisehandbüchern, Geld und andern Dingen gefüllt. Es war, als hätten wir uns auf einen Monat eingeschifft. Meine Großmutter und ihre Kammerfrau, die in

Fußdecken und Kissen gepackt waren, nahmen den Fond des Wagens ein; ich saß auf dem Vordersitze, und obwohl ich alle möglichen Bequemlichkeiten hatte, wurde es mir doch schwer, meine Lebendigkeit in diesem engen Raume zu mäßigen und meinem Gegenüber keine Fußtritte zu geben. Ich war in Nohant sehr wild geworden und begann mich einer vortrefflichen Gesundheit zu erfreuen; aber ich sollte mich bald in der pariser Luft, die mir immer schädlich gewesen ist, weniger lebensfrisch und sogar etwas leidend fühlen.

Die Reise wurde mir übrigens nicht langweilig; es war das erste Mal, daß ich nicht von der Schläfrigkeit überwältigt wurde, die das Rollen des Wagens in der ersten Kindheit hervorbringt, und der beständige Wechsel neuer Gegenstände erhielt meine Augen offen und meinen Geist in Thätigkeit.

Wir kamen nach Paris, wo wir in der Rue Neuve des Mattuerins, in einer hübschen Wohnung abstiegen, aus deren Fenstern wir große Gärten übersahen, die jenseits der Straßen lagen. Die Zimmer meiner Großmutter waren noch eben so eingerichtet, wie vor der Revolution; hier war Alles vereinigt, was sie aus dem Schiffbruche gerettet hatte, und dies Alles war wohlerhalten und bequem. Die Stube meiner Großmutter war mit himmelblauem Damast ausgeschlagen und die Möbeln waren mit demselben Stoff überzogen; überall lagen Teppiche, in allen Kaminen brannte ein Höllenfeuer. Ich hatte noch nie so gut gewohnt, und alle die Erfordernisse einer Behaglichkeit, die hier viel größer war, als in Nohant, wurden für mich Gegenstand der Verwunderung. Aber ich brauchte alle diese Dinge nicht;

ich war ja in dem ärmlichen, getäfelten und mit Steinplatten versehenen Zimmer der Rue de la Grange-Batelière erzogen, und ich fand nicht den geringsten Genuß an den Bequemlichkeiten des Lebens, für welche mich Großmama gern empfänglicher gesehen hätte. Ich lebte und lächelte nur, wenn meine Mutter bei mir war; sie kam alle Tage und meine Leidenschaft wuchs mit jedem Zusammensein; ich überhäufte sie mit Liebkosungen, aber weil die Arme sah, daß dies meiner Großmutter weh that, suchte sie mich zurückzuhalten und sich selbst jeder lebhaften Gefühlsäußerung zu erwehren. Man erlaubte uns auch zusammen auszugehen, und das mußte man wohl, obgleich dadurch der Plan, mich von der Mutter zu entfernen, nicht gefördert wurde. Aber meine Großmutter ging niemals zu Fuß, sie konnte ihre Kammerfrau Julie nie entbehren, und diese war auch so zerstreut, ungeschickt und kurzsichtig, daß sie mich in den Straßen verloren hätte. So hätte ich also gar keine Bewegung gehabt, wenn meine Mutter nicht alle Tage gekommen wäre, um mich zu weiten Ausflügen abzuholen, und obwohl ich sehr kurze Beine hatte, würde ich mit ihr bis an's Ende der Welt gegangen sein, um die Freude zu genießen, ihre Hand zu halten, ihr Kleid zu berühren und mit ihr alle Dinge zu betrachten, die sie mir zeigte. Alles, was ich mit ihren Augen sah, war schön für mich; die Boulevards waren ein zaubervoller Ort; die chinesischen Bäder mit ihrem fürchterlichen Muschelwerk und ihren dummen Porzellanfiguren, waren einer der Paläste aus meinen Märchen. Die gelehrten Hunde, die auf dem Boulevard tanzen, die Spielzeugläden, die Bilderverkäufer und Vogelhändler

machten mich ganz verwirrt, und meine Mutter blieb bei Allem stehen, was mich beschäftigte, freute sich mit mir darüber, denn sie war selbst noch ein Kind und sie verdoppelte mein Vergnügen, indem sie es theilte.

Das Urtheil meiner Großmutter war gebildeter und von großer natürlicher Klarheit; sie wünschte meinen Geschmack zu entwickeln und sprach über alle Dinge, die mir auffielen, ihre gegründete Meinung aus. Sie sagte zum Beispiel: „Dies ist ein falsch gezeichnetes Gesicht; eine Zusammenstellung von Farben, die das Auge beleidigt; eine Composition oder eine Rede, eine Musik oder ein Anzug von schlechtem Geschmack.“ Ich konnte das erst viel später verstehen, und meine Mutter, die weniger schwierig und viel naiver war, stand mit mir durch Gleichheit der Eindrücke in näherem Zusammenhange. Sobald die Erzeugnisse der Kunst oder der Industrie nur einigermaßen heitere Gestalt und frische Farben hatten, gefielen sie ihr, und was ihr nicht gefiel, amüsirte sie noch. Für das Neue hatte sie eine wahre Leidenschaft, und sobald irgend eine Mode auftauchte, war sie überzeugt, daß es niemals eine schönere gegeben hätte; ihr stand aber auch Alles gut; nichts konnte sie häßlich machen oder ihrer Anmuth schaden, und so ließ sie sich auch durch den Tadel meiner Großmutter nicht stören, die mit Recht die langen Taillen und die weiten Röcke aus den Zeiten des Directoriums beibehielt.

Meine Mutter, die für das Neue schwärmte, war außer sich, daß ich von Großmama wie ein altes Mütterchen gekleidet wurde. Man verfertigte mir Ueberröcke aus den abgelegten, aber wohlerhaltenen Kleidern der Großmutter,

und so trug ich fast beständig dunkle Farben und meine faltenlosen Taillen gingen bis auf die Hüften hinunter, was damals abscheulich erschien, denn der Gürtel sollte unmittelbar unter den Armen liegen; mein Anzug war aber jedenfalls der verständigere. Ich bekam damals sehr starkes braunes Haar, das mir auf die Schultern niederhing und lauter natürliche Locken bildete, wenn man mit einem feuchten Schwamm darüber strich. Aber meine Mutter quälte die Großmama so lange, bis diese ihr erlaubte, sich meines armen Kopfes zu bemächtigen, um mich à la chinoise zu frisiren.

Dies war jedenfalls die abscheulichste Haartracht, die man sich denken konnte, und sie muß für Gesichter ohne Stirnen erfunden sein. Man nahm die Haare zusammen und kämmte sie aufwärts, bis sie senkrecht in die Höhe standen, und dann drehte man den Zopf in der Mitte des Schädels zusammen, so daß der Kopf wie eine längliche Kugel aussah, die von einer andern, kleinern Haarkugel überragt wurde. Man sah aus wie eine Brioche oder wie die Kürbisflasche eines Pilgers; zu dieser Häßlichkeit gesellte sich noch die Qual, daß das Haar so gegen den Strich stand. Es waren wenigstens acht Tage voll Schmerz und Schlaflosigkeit erforderlich, ehe es sich in diese Richtung gewöhnte, und es wurde mit einer Schnur so fest zusammen gebunden, daß die Stirnhaut ausgedehnt und die Augenwinkel hinaufgezogen waren, wie die der Köpfe auf chinesischen Fächern.

Ich unterwarf mich dieser Qual ohne Widerstand, obwohl es mir damals vollständig gleichgültig war, häßlich oder schön zu sein, der Mode zu folgen oder mich gegen ihre

Verirrungen aufzulehnen. Es gefiel meiner Mutter und ich litt mit frischem Muthe; meine Großmutter fand mich abscheulich und war außer sich, aber sie mochte sich wegen dieser Kleinigkeit mit meiner Mutter nicht überwerfen, die ihr nach besten Kräften beistand, meine leidenschaftliche Zuneigung zu mäßigen.

Dem Anschein nach war dies anfangs sehr leicht. Meine Mutter ging täglich mit mir aus, aß sehr oft bei uns oder verlebte den Abend bei meiner Großmutter, so daß ich fast nur während meiner Schlafenszeit von ihr getrennt war. Aber bald darauf wurde meine Vorliebe für die Mutter durch einen Auftritt wieder erweckt, bei welchem meine liebe Großmutter in meinen Augen ganz entschieden im Unrecht war.

Karoline hatte mich seit meiner Abreise nach Spanien nicht wieder gesehen und es scheint fast, als hätte meine Großmutter damals vor Allem die Bedingung gemacht, jeden Verkehr zwischen meiner Schwester und mir auf immer abzuschneiden. Woher kam diese Abneigung gegen ein so gutes Kind, das sein Leben lang ein Muster der Sittenreinheit gewesen ist? Ich weiß es nicht und kann mir noch jetzt keine Rechenschaft davon ablegen. Warum sollte die Tochter verachtet und verstoßen sein, während die Mutter anerkannt und in die Familie aufgenommen war? Hier mußte ein Vorurtheil zum Grunde liegen, eine Ungerechtigkeit, die bei einem Wesen, wie meine Großmutter, ganz unerklärlich ist; denn wenn sie sich den Einflüssen entzog, die ihres Geistes und ihres Herzens unwürdig waren, vermochte sie sich über alle Vorurtheile ihrer Umgebung hinweg zu

setzen. Als sich meine Eltern kennen lernten, war Karoline längst geboren, und mein Vater hatte sie immer wie sein eignes Kind behandelt. Sie war die verständige und gefällige Gefährtin meiner ersten Spiele gewesen; war ein hübsches und sanftes Kind und hatte in meinen Augen nur den einen Fehler, daß sie zu streng in ihrer Ordnungsliebe und Frömmigkeit war. Ich begreife nicht, was man für mich von dem Verkehr mit ihr zu fürchten hatte und warum ich davor erröthen sollte, sie vor aller Welt als Schwester anzuerkennen, es müßte denn ein Schimpf sein, den Adel der Geburt zu entbehren und aller Wahrscheinlichkeit nach dem Volke zu entstammen. Ich habe nämlich nie erfahren, welchen Rang Karolinens Vater in der Gesellschaft bekleidete und es ist anzunehmen, daß er demselben niedrigen und rechtschaffenen Stande angehörte, wie meine Mutter. Aber war ich nicht auch die Tochter von Sophie Delaborde, die Enkelin des Vogelhändlers, die Urenkelin der Mutter Cloquard? Wie konnte man glauben, daß ich meine Abstammung vom Volke vergessen oder das Kind meiner Mutter für ein untergeordnetes Wesen halten würde, weil es nicht die Ehre hatte, den König von Polen und den Marschall von Sachsen zu seinen Ahnen väterlicher Seits zu zählen? Welche Thorheit! oder vielmehr, welch unbegreiflich kindisches Beginnen! Wenn sich aber ein Wesen von reifen Jahren und großem Verstande vor den Augen eines Kindes solcher Lächerlichkeit schuldig macht, wie viel Zeit, wie viele Anstrengungen und Vollkommenheiten sind dann erforderlich, um ihren Eindruck aus seinem Geiste zu verwischen?

Meiner Großmutter gelang dies Wunder; denn wenn

der Eindruck ihres Mißgriffes auch nicht vollständig in mir besiegt wurde, so wurde er doch durch den Reichthum von Zärtlichkeit besiegt, den ihre Seele über mich ergoß. Wenn es aber nicht einen ernsten Grund für den langen Widerstand gegeben hätte, den ich ihrer Liebe entgegen setzte, so wäre ich ein Ungeheuer gewesen. Darum bin ich gezwungen zu sagen, welchen Fehler sie im Anfang unseres Zusammenlebens beging und jetzt, da ich das Leben und den Starrsinn des Adels kenne, scheint es mir fast, als wäre dieser Fehler weniger ihr selbst als der Umgebung zuzuschreiben, in welcher sie immer gelebt hatte und von welcher sie sich, trotz ihres edlen Herzens und ihres hohen Geistes, nie vollständig frei machen konnte.

Sie hatte also verlangt, daß ich meiner Schwester ganz fremd würde, und da ich im Alter von vier Jahren von ihr getrennt wurde, konnte ich sie leicht vergessen, und dies wäre vielleicht auch geschehen, wenn mir unsere Mutter nicht oft von ihr erzählt hätte. Meine Zuneigung zu der Schwester war vor meiner Reise nach Spanien nicht sehr entwickelt, und wäre vielleicht auch niemals sehr lebhaft geworden, hätte man sie nicht durch die Anstrengungen, die man machte, um sie gewaltsam zu zerreißen und durch einen Auftritt geweckt, der mir einen fürchterlichen Eindruck hinterlassen hat.

Karoline war ungefähr zwölf Jahr, sie war in Pension und so oft sie meine Mutter besuchte, bat sie dringend, daß man sie zu meiner Großmutter führen, oder daß man mich holen möchte. Meine Mutter wich ihr aus und gab bald diesen, bald jenen Grund der Verzögerung an, denn sie konnte und wollte ihr nicht sagen, welch ein unerklärliches

Verbannungsurtheil auf ihr lastete. So blieb die arme Kleine in Ungewißheit, konnte endlich ihre Sehnsucht mich zu umarmen, nicht mehr ertragen, folgte der Stimme ihres Herzens und benutzte einen Abend, als unser Mütterchen bei meinem Onkel Beaumont aß, um die Portiersfrau zu überreden, mit ihr zu gehen. So kam sie denn voll Ungeduld und Fröhlichkeit bei uns an, obwohl sie sich etwas vor dieser Großmutter fürchtete, die sie nie gesehen hatte. Aber sie glaubte vielleicht, daß diese auch bei dem Onkel wäre, oder sie war entschlossen, Alles zu wagen, um mich wiederzusehen.

Es war sieben oder acht Uhr und ich spielte traurig und einsam auf dem Teppich des Salons, als ich plötzlich im anstoßenden Zimmer ein Geräusch vernahm. Die neue Bonne, die man mir gegeben hatte, öffnete die Thüre und rief mich mit leiser Stimme. Großmama schien in ihrem Lehnstuhl zu schlafen, aber ihr Schlummer war leicht und im Augenblick, als ich die Thür auf den Zehen erreichte, ohne zu wissen, was man von mir wollte, wachte sie auf und fragte in strengem Tone: „Wohin gehen Sie so geheimnißvoll, liebes Kind?“ „Ich weiß es nicht, Mama,“ gab ich zur Antwort, „meine Bonne hat mich gerufen.“ „Kommen Sie herein, Rose, was wollen Sie, warum rufen Sie das Kind, als ob ich's nicht wissen sollte?“ Rose wird verlegen, zaudert und erwiedert endlich: „Nun ja, Madame, die kleine Karoline ist gekommen.“

Dieser sanfte, liebliche Name brachte auf meine Großmutter eine schreckliche Wirkung hervor. Sie glaubte an einen offnen Widerstand meiner Mutter oder an eine Absicht

sie zu betrügen, die von dem Kinde oder der Bonne ungeschickter Weise verrathen wäre. Sie sprach mit einer Härte und Unfreundlichkeit, die sie gewiß nur selten im Leben gezeigt hat. „Die Kleine soll gleich wieder fortgehen,“ sagte sie, „und sich nie wieder bei mir sehen lassen. Sie weiß ganz wohl, daß sie meine Tochter nicht besuchen darf; meine Tochter kennt sie nicht mehr und ich kenne sie gar nicht. Und was Sie betrifft, Rose, so verlassen Sie sich darauf, daß ich Sie auf der Stelle fortschicke, wenn Sie noch einmal versuchen, das Kind hier einzuführen.“

Die erschreckte Rose verschwand; ich war verwirrt und ängstlich, traurig und beinahe reuevoll, daß ich für Großmama ein Gegenstand des Zornes geworden war, denn ich wußte wohl, daß diese Aufregung ihr nicht natürlich war, und daß sie dabei sehr leiden mußte. Mein Erstaunen, sie in diesem Zustande zu sehen, verhinderte mich auch an Karoline zu denken, von der ich nur ein unbestimmtes Bild im Gedächtnisse hatte. Aber plötzlich, nach einem längern Flüstern vor der Thüre, höre ich ein ersticktes Schluchzen, einen herzzerreißenden Schrei, der aus tiefster Seele hervorzubrechen schien, der tief in mein Inneres dringt und die Stimme des Blutes erweckt. Karoline weint da draußen, sie geht fort mit traurigem, zerrissenem Gemüth; sie ist verletzt und gedemüthigt in ihrem gerechten Selbstgefühl und in ihrer Liebe für mich. Mit einem Male wird das Bild meiner Schwester in mir lebendig; ich glaube sie wiederzusehen, so wie sie in der Rue Grange Batelière und in Chaillot war, als ein großes, schönes, schlankes Mädchen, voll Sanftmuth, Bescheidenheit und Güte, das sich zur Sklavin meiner Launen

machte, mir Lieder vorsang, um mich einzuschläfern, und mir hübsche Märchen erzählte. Ich breche in Thränen aus und stürze nach der Thür, aber es ist zu spät, sie ist schon fort! Auch meine Bonne weint, nimmt mich in ihre Arme und beschwört mich, der Großmama meinen Kummer, der sie erzürnt, zu verbergen. Meine Großmutter ruft mich zurück, sie will mich auf den Schooß nehmen, um mich zu beruhigen und mir Vernunft zuzusprechen; aber ich sträube mich, weise ihre Liebkosungen zurück und werfe mich in einem Winkel nieder, indem ich ausrufe: „Ich will wieder zu meiner Mutter! ich will nicht mehr hier bleiben!"

Mademoiselle Julie kommt auch herbei und will mich zur Vernunft bringen; sie erzählt mir von der Großmutter und versichert, daß ich sie krank machen werde, wenn ich mich weigere, sie anzusehen. „Sie machen Ihrer Großmama, die Sie so innig liebt und nur für Sie lebt, den bittersten Kummer." Aber ich höre sie nicht an und verlange nach meiner Mutter und nach meiner Schwester mit verzweiflungsvollem Geschrei. Ich war so krank, so besinnungslos, daß man nicht daran denken konnte, mich zum Gutenachtsagen zu Großmama zu bringen. Ich wurde zu Bett gelegt und hörte die ganze Nacht nicht auf, im Schlafe zu winseln und zu seufzen.

Wahrscheinlich hatte auch meine Großmutter eine schlechte Nacht. Ich habe mich späterhin so sehr von ihrer Zärtlichkeit und Güte überzeugt, daß ich weiß, wie schwer es ihr werden mußte, wenn sie sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen glaubte, Andern weh zu thun. Aber ihre Würde erlaubte nicht, dies zu zeigen, und sie bemühte sich nur,

meinen Kummer durch Liebkosungen und Aufmerksamkeiten in Vergessenheit zu bringen.

Beim Erwachen fand ich eine Puppe auf meinem Bette, die ich mir am Tage zuvor sehr gewünscht hatte. Als ich mit meiner Mutter ausging, hatte ich sie in einem Spielzeugladen gesehen, und als ich zum Essen nach Hause kam, hatte ich meiner Großmutter eine entzückte Beschreibung davon gemacht. Es war eine kleine Negerin, die aussah, als ob sie lachte und in ihrem schwarzen Gesichte die weißesten Zähne und glänzendsten Augen zeigte. Sie war rund, hübsch gewachsen und trug ein Kleid von rosa Crepp mit Silberfranzen besetzt. Sie erschien mir ungewöhnlich, phantastisch, bewunderungswürdig, und meine arme Großmama hatte Morgens, ehe ich erwachte, die Negerpuppe holen lassen, um mein Verlangen zu befriedigen und meinen Kummer zu zerstreuen. Das erste Gefühl war denn auch ein lebhaftes Vergnügen; ich nahm das kleine Geschöpf in meine Arme, ihr hübsches Lachen rief das meinige hervor und ich küßte sie, wie eine Mutter ihr neugebornes Kind. Aber während ich sie betrachtete und in meinen Armen wiegte, wachten meine Erinnerungen an den gestrigen Tag wieder auf. Ich dachte an meine Mutter, an meine Schwester, an die Härte der Großmutter und warf die Puppe weg. Aber da die arme Negerin immerfort lachte, nahm ich sie wieder auf, liebkoste sie auf's Neue, benetzte sie mit meinen Thränen und überließ mich den Illusionen einer mütterlichen Zärtlichkeit, welche durch das Gefühl der verletzten kindlichen Liebe noch mehr erregt wurde. Aber plötzlich überfiel mich ein Schwindel, ich ließ die Puppe auf die Erde fallen und

bekam ein fürchterliches Gallenerbrechen, das meine Wärterin sehr erschreckte.

Was in den nächsten Tagen geschah, weiß ich nicht mehr; ich bekam die Masern und ein heftiges Fieber. Der Keim dazu lag gewiß schon längst in mir, aber Aufregung und Schmerz hatten den Ausbruch beschleunigt und das Uebel wahrscheinlich verstärkt. Ich war gefährlich krank und hatte die eine Nacht eine Vision, welche mich furchtbar quälte. Es brannte eine Lampe in meinem Schlafzimmer; meine beiden Wärterinnen schlummerten, aber meine Augen waren offen und mein Kopf glühte. Und doch scheint es mir, als wäre meine Besinnung sehr klar gewesen und als hätte ich beim Anblick der Lampe genau gewußt, was ich vor mir sah. An dem Dochte hatte sich ein großer verkohlter Rand gebildet und der schwarze Rauch, der davon aufstieg, zeichnete seinen zitternden Schatten an der Stubendecke ab. Plötzlich nahm dieser Schatten eine bestimmte Form an und erschien wie ein kleines Männchen, das mitten im Lichte tanzte. Nach und nach stieg es daraus hervor und begann sich mit ungeheuerer Schnelligkeit zu drehen. Je mehr er sich drehte, um so mehr wuchs seine Gestalt, erreichte die Größe eines Menschen und wurde zuletzt ein Riese, der mit schnellen, dröhnenden Schritten auf dem Fußboden hinlief, während sein wildes Haar die Decke fegte, an welcher es im Kreise hinstrich, wie die Flügel einer Fledermaus.

Ich stieß ein fürchterliches Geschrei aus und man eilte herbei, um mich zu beruhigen. Aber die Erscheinung kam noch drei- oder viermal wieder und währte bis zum Morgen.

So viel ich weiß, ist dies das einzige Mal, daß ich das Delirium gehabt habe. Ich kann mir wenigstens nur von diesem einzigen Male Rechenschaft geben und wenn ich es später wieder hatte, so ist mir keine Erinnerung daran geblieben.

Drittes Kapitel.

Rose und Julie. — Mütterliche Diplomatie meiner Großmutter. — Ich finde mein „Daheim" wieder. — Die Häuslichkeit meines Großonkels. — Sehen ist haben. Die feinen Diners meines Großonkels, seine Tabacksdosen. — Frau von la Marlière. — Frau von Pardaillan. — Frau von Béranger und ihre Perrücke. — Frau von Ferrières und ihre schönen Arme. — Frau von Maletesté und ihr Hund. — Die Abbés. — Erste Symptome einer Neigung zur Beobachtung. — Die fünf Generationen der Rue de Grammont. — Der Kinderball. — Falsche Grazie. — Die literarischen talons rouges unserer Tage.

Als mein Fieber verschwunden war, und ich das Bett nur noch aus Vorsicht hütete, hörte ich Mademoiselle Julie und Rose einst mit halblauter Stimme über meine Krankheit und die Ursachen ihrer Verschlimmerung sprechen.

Vorher muß ich jedoch sagen, wer die zwei Personen waren, deren Herrschaft ich für das Glück meiner Kindheit nur zu viel überlassen wurde.

Rose war schon während meines Vaters Lebzeiten im Dienste meiner Mutter gewesen, und da diese mit ihrer Anhänglichkeit und einigen andern guten Eigenschaften zufrieden war, und eine rechtschaffene und reinliche Person in meiner Nähe zu haben wünschte, so hatte sie meine Groß-

mutter beredet, Rose in Dienst zu nehmen, um mich zu pflegen, spazieren zu führen und zu zerstreuen, als sie dieselbe in Paris ohne Platz wiederfand. Rose war ein starkes, rothhaariges Frauenzimmer, thätig, unerschrocken und gebaut wie ein Bursche. Sie saß wie ein Mann auf dem Pferde, galoppirte wie ein Dämon, übersprang Gräben, fiel manchmal und zerschlug sich den Kopf, ließ sich aber von Nichts abschrecken. Auf Reisen war sie meiner Großmutter von großem Werthe, denn sie vergaß Nichts, besorgte Alles, legte den Hemmschuh an die Räder, hob den Postillon auf, wenn er herunterfiel, besserte die Stränge aus und würde, wenn es nöthig geworden wäre, gern die steifen Stiefel angezogen und gefahren haben. Es war eine mächtige Natur, wie man sieht, eine wahre Karrenführerin aus der Brie, auf deren Feldern sie erzogen wurde. Sie war fleißig, muthig, geschickt, reinlich wie eine Holländerin, aufrichtig, gerecht, voll Gemüth und Anhänglichkeit, aber sie hatte einen schlimmen Fehler, den ich in der Folge wohl bemerkte und welcher von der Hitze ihres Blutes und von ihrem Ueberflusse an Lebenskraft herrührte. Sie war heftig und roh. Da sie mich in meiner frühesten Kindheit gepflegt hatte, liebte sie mich sehr, und meine Mutter glaubte, mir in ihr eine Freundin gegeben zu haben. Sie liebte mich wirklich, aber sie besaß eine Heftigkeit und Grausamkeit, die mich später niederdrücken und aus meiner zweiten Kindheitsperiode eine Art Martyrthum machen sollten.

Indessen habe ich ihr Alles verziehen, und merkwürdiger Weise habe ich sie auch, trotz meines freiheitliebenden Charakters und der Leiden, die sie mir bereitete, niemals

gehaßt. Das macht, weil sie aufrichtig und im Grunde großherzig war, meine Mutter liebte und immer geliebt hat. Das Gegentheil von ihr war Mademoiselle Julie. Sie war sanft, höflich, erhob nie die Stimme, zeigte eine engelhafte Geduld in allen Dingen, aber es fehlte ihr an Offenheit, und diese Art Charaktere habe ich nie ertragen können. Sie besaß einen bedeutenden Geist, das gestehe ich zu. Als sie ihren Geburtsort, die kleine Stadt La Châtre verließ, hatte sie Nichts gelernt und konnte kaum lesen und schreiben; aber sie verwendete ihre vielen Mußestunden in Nohant dazu, alle Arten von Büchern zu lesen. Zuerst waren es Romane, für die alle Kammerjungfern eine Leidenschaft haben, weshalb ich oft an sie denke, wenn ich Romane schreibe. Dann waren es historische Schriften und endlich philosophische Werke, die sie las. Sie kannte ihren Voltaire besser als meine Großmutter selbst, und ich habe den „Gesellschaftsvertrag" von Rousseau, den sie sehr gut verstand, in ihren Händen gesehen. Sie verschlang alle bekannten Memoiren und behielt sie in ihrem kühlen, ernsten und praktischen Kopfe. Sie war in alle Intriguen des Hofes Ludwig's XIV., Ludwig's XV., der Czarin Katharina, Maria Theresia's und Friedrich's des Großen eingeweiht, wie ein alter Diplomat, und wenn man sich nicht auf die Verwandtschaft irgend eines Seigneurs des alten Frankreich mit den großen Familien Europa's besinnen konnte, brauchte man sich nur an Julie zu wenden, sie konnte das an den Fingern herzählen. Ich weiß nicht, ob sie diese Fähigkeiten und dieses Gedächtniß auch noch im Alter bewahrte, aber als ich sie kannte, war sie wirklich gelehrt in diesem Genre, und gründlich unter-

richtet in mehreren andern Wissenszweigen, während sie nicht ein Wort orthographisch schreiben konnte.

Ich würde noch viel von ihr zu sagen haben, denn sie hat mir viele Schmerzen bereitet, sie hat mich durch die Polizeirapporte, die sie meiner Großmutter über mich abstattete, unglücklicher gemacht als Rose, die durch ihr Gekeife und die Schläge, die sie mir in bester Absicht ertheilte, daran arbeitete, mich zu verdummen — aber ich beklage mich weder über die eine noch über die andere mit Bitterkeit. Sie haben an meiner physischen und moralischen Erziehung nach ihren Kräften gearbeitet und jede nach einem System, das sie für das beste hielt.

Ich gestehe, daß Julie mir ganz besonders mißfiel, weil sie meine Mutter haßte. Sie glaubte damit ihre Ergebenheit für meine Großmutter zu beweisen, und that dieser dadurch mehr Uebles als Gutes. Es gab bei uns, mit einem Worte, eine P a r t e i m e i n e r M u t t e r, und diese bestand aus Rose, Ursula und mir, und eine P a r t e i m e i n e r G r o ß m u t t e r, die durch Deschartres und Julie gebildet wurde.

Zum Lobe der beiden Dienerinnen meiner Großmama muß ich sagen, daß die Verschiedenheit der Meinungen sie nicht hinderte, auf sehr freundschaftlichem Fuße miteinander zu leben, und daß Rose, ohne jemals die Vertheidigung ihrer ersten Herrin aufzugeben, für die zweite beständig eine große Achtung und Ergebenheit zeigte. Sie haben meine Großmutter bis zu ihrem letzten Lebenstage mit einem lobenswerthen Eifer gepflegt und haben ihr die Augen zugedrückt — und ich habe ihnen allen Verdruß verziehen,

den sie mir bereiteten, und alle Thränen, die sie mir erpreßten, die Eine durch ihre rohe Sorgfalt für meine Person, die Andere durch den Mißbrauch ihres Einflusses auf meine Großmama.

Sie waren also in meinem Zimmer und zischelten miteinander, und in wie viele Familienangelegenheiten bin ich durch sie eingeweiht worden, die nicht so früh zu erfahren, mir besser gewesen wäre! ... „Sehen Sie," sagte Julie, „diese Kleine liebt ihre Mutter wie närrisch und diese Mutter liebt sie hingegen nicht im Geringsten; sie hat das Kind nicht einmal besucht, seit es krank ist." — „Ihre Mutter ist alle Tage hier gewesen, um sich Nachricht über ihr Befinden zu holen," entgegnete Rose, „aber sie wollte sich nicht zeigen, weil sie, Karolinens wegen, böse auf Madame ist." — „Das ist egal," erwiederte Julie, „sie hätte ihre Tochter besuchen können, ohne Madame zu sehen — aber sie hat zu Herrn von Beaumont gesagt, sie fürchtete die Masern zu bekommen. Sie ist um ihre Haut besorgt!" — „Sie irren sich, Julie," antwortete Rose; „das ist nicht so. Sie fürchtet nur, Karolinen die Masern zuzutragen; und warum sollten denn auch beide Kinder auf einmal krank sein? Es ist genug an einem."

Diese Erklärung that mir wohl und beruhigte das Verlangen, meine Mutter zu umarmen. Sie kam am folgenden Tage an mein Zimmer und rief mir einen „guten Tag" durch die Thür zu. „Geh fort, liebe Mutter," entgegnete ich, „ich will Karoline nicht die Masern zuschicken." „Sehen Sie," sagte meine Mutter zu, ich weiß nicht welcher Person, die bei ihr war; „sie kennt mich wohl und beschuldigt mich

nicht! Man mag sagen und thun was man will, man wird sie nicht hindern können, mich zu lieben ..."

Man sieht aus diesen kleinen häuslichen Scenen, daß es in der Umgebung meiner beiden Mütter Menschen gab, die ihnen Alles wieder sagten und die Verschiedenheit ihrer Meinungen benutzten, um sie noch mehr gegen einander zu erbittern. Mein armes Kinderherz begann durch ihre Rivalität hin- und hergeworfen zu werden. Gegenstand der Eifersucht und eines ewigen Kampfes, mußte ich nothwendig die Beute irgend eines Vorurtheils werden, wie ich das Opfer der Schmerzen war, die ich verursachte.

Sobald ich im Stande war auszugehen, hüllte mich meine Großmutter sorgfältig ein, setzte sich mit mir in einen Wagen und brachte mich zu meiner Mutter, wo ich seit der Rückkehr nach Paris nicht gewesen war. Wenn ich nicht irre, wohnte sie damals in der Rue Duphot. Das Zimmer war klein, dunkel, niedrig, ärmlich meublirt und der Kochtopf stand im Kamin des Salons. Alles war sehr reinlich, aber Nichts verrieth Reichthum oder Verschwendung. Man hat meiner Mutter so oft vorgeworfen, sie sei Schuld an der Unordnung in den Verhältnissen meines Vaters, sie habe ihn veranlaßt, Schulden zu machen, daß ich sehr froh bin, sie in allen meinen Erinnerungen als sparsam, beinahe geizig für sich selbst wieder zu finden.

Die erste Person, die kam, uns zu öffnen, war Karoline. Trotz ihres Stumpfnäschens schien sie mir hübsch wie ein Engel. Sie war, im Verhältniß zu mir, groß für ihr Alter, hatte weißere Haut, zartere Züge und einen klugen, etwas kalten und spöttischen Gesichtsausdruck. Die Begegnung

mit meiner Großmutter ertrug sie mit vielem Aplomb, denn sie fühlte sich zu Hause. Sie umarmte mich mit Entzücken und überschüttete mich mit tausend Liebkosungen und Fragen, dann rückte sie stolz und ruhig meiner Großmutter einen Stuhl hin, indem sie sagte: „Setzen Sie sich, Madame Dupin, ich werde gleich meine Mutter rufen lassen, sie ist bei der Nachbarin.“ Nachdem sie die Portiersfrau beauftragt hatte, die ihre Commissionen besorgte, weil sie kein Dienstmädchen hielten, setzte sie sich wieder an's Feuer, nahm mich auf ihren Schooß und fuhr fort, mich zu fragen und zu liebkosen, ohne sich weiter um die vornehme Dame zu kümmern, die sie so grausam beleidigt hatte.

Meine Großmama hatte wahrscheinlich einige gute und würdevolle Worte vorbereitet, die sie diesem Kinde zum Trost und zur Beruhigung sagen wollte, das sie schüchtern, erschrocken oder schmollend zu finden erwartete. Sie hatte geglaubt, eine Scene voll Thränen und Vorwürfe aushalten zu müssen — und da sie Nichts von alledem fand, war sie, glaube ich, etwas verwundert und fühlte sich ein wenig unbehaglich, denn ich bemerkte, daß sie eine Prise Taback nach der andern nahm.

Meine Mutter kam bald. Sie umarmte mich leidenschaftlich und grüßte meine Großmutter mit einem so trocknen und glühenden Blicke, daß diese schnell begriff, sie müsse dem Ausbruch des Gewitters zuvorkommen. „Meine Tochter,“ sagte sie mit vieler Ruhe und Würde, „als Sie Karoline zu mir schickten, hatten Sie meine Meinung in Bezug auf den Verkehr zwischen ihr und Aurora jedenfalls mißverstanden. Ich habe nie die Absicht gehabt, meiner Enkelin

in ihren Neigungen entgegen zu sein. Ich werde niemals etwas dagegen haben, daß sie Sie besucht und Karoline bei Ihnen sieht. Lassen Sie uns also ein Uebereinkommen treffen, meine Tochter, damit es in dieser Hinsicht kein Mißverständniß wieder zwischen uns giebt."

Es wäre nicht möglich gewesen, die Angelegenheit vernünftiger, geschickter und mit mehr Gerechtigkeit zu schlichten. Sie hatte sich darin nicht immer so billig gezeigt. Es ist gewiß, daß sie früher nicht bewilligt hatte, daß ich Karoline bei meiner Mutter sähe; meine Mutter hatte selbst versprechen müssen, mich bei unsern Spaziergängen nicht mit nach Hause zu nehmen, und sie hielt dies Versprechen gewissenhaft. Es ist auch gewiß, daß meine Großmutter, als sie in meinem Herzen mehr Erinnerungen und Anhänglichkeit gewahr wurde, als sie sich gedacht hatte, auf einen unmöglichen und schlechten Beschluß verzichtete — aber indem sie die Concession machte, wahrte sie ihr Recht, eine Person, deren Gegenwart ihr unangenehm war, nicht in ihrem Hause zu empfangen. Ihre ebenso geschickte als unumwundene Erklärung schnitt jeden Widerspruch ab. Meine Mutter fühlte das und ihr Zorn schwand. „Gut, Mama," entgegnete sie, und dann sprachen sie von andern Dingen. Mit einem Sturme im Herzen war meine Mutter eingetreten und wunderte sich nun, wie gewöhnlich, vor der biegsamen und höflichen Festigkeit ihrer Schwiegermutter die Segel gestrichen zu haben und in den Hafen zurückgekehrt zu sein.

Nach einigen Minuten erhob sich meine Großmama, um ihre Visiten fortzusetzen, und bat meine Mutter, mich zu behalten, bis sie zurückkehren würde, um mich abzuholen.

Das war ein Zugeständniß und eine Rücksicht mehr, um zu zeigen, daß sie uns nicht geniren und unsere Herzensergießungen nicht überwachen wolle. Pierret kam zur rechten Zeit, um ihr seinen Arm bis zum Wagen zu bieten. Meine Großmutter hatte eine gewisse Vorliebe für ihn, der Ergebenheit wegen, die er meinem Vater gezeigt hatte. Sie empfing ihn sehr gut und Pierret gehörte nicht zu denen, die meine Mutter gegen sie aufreizten — er war im Gegentheil bemüht, sie zu beruhigen und sie zu vermögen, im guten Einvernehmen mit ihrer Schwiegermutter zu leben. Aber er besuchte meine Großmama selten — es war zu viel Zwang für ihn, eine halbe Stunde ohne Cigarre zu sein, keine Grimassen machen, und seinen Lieblingsfluch, sac à papier! nicht ausstoßen zu dürfen.

Welche Freude war es für mich, unter denen zu sein, die mir als meine einzige, meine wirkliche Familie erschienen! Wie fand ich meine Mutter gut, meine Schwester liebenswürdig, meinen Freund Pierret komisch und gefällig! Und dies kleine Zimmer, so ärmlich und häßlich im Vergleich zu den „wattirten" Salons meiner Großmutter (die ich spottend so nannte), wurde für mich im Augenblicke das gelobte Land meiner Träume. Ich untersuchte alle Winkel, betrachtete mit Liebe die geringsten Gegenstände: die kleine Alabasteruhr, die Vasen mit vergelbten Papierblumen unter den gläsernen Glocken, die Nadelkissen, die Karoline mit Chenille in ihrer Pension gestickt hatte, bis zu dem Kohlenbecken meiner Mutter, diesem Proletariermeubel, das aus den eleganten Einrichtungen verbannt ist, dem alten Dreifuß meiner ersten Improvisationen in der Rue Grange Ba-

telière. Wie lieb ich das Alles hatte! ... Ich wurde nicht müde zu sagen: „Ich bin hier zu Hause. Da unten bin ich bei meiner Großmama." — „Sac à papier!" schrie Pierret, „daß sie nicht sagt „zu Hause", wenn Madame Dupin es hört; sie würde uns vorwerfen, daß wir sie sprechen lehrten, wie auf dem Markte." Und dabei brach er in ein schallendes Gelächter aus, denn er lachte gern über Alles; und meine Mutter machte sich über ihn lustig und ich rief: „Wie vergnügt ist man „zu Hause"!

Karoline machte „Täubchen" mit ihren Fingern oder lehrte mich mit einem Faden, den wir einander über die Finger zogen und kreuzten, alle die Figuren und Combinationen der Linien kennen, welche die Kinder das Bett, das Schiff, die Scheere, die Säge u. s. w. nennen. Die schönen Puppen und Bilderbücher meiner Großmama schienen mir Nichts gegen diese Spiele, die mir meine Kindheit zurückriefen; denn obgleich noch Kind, hatte ich doch schon eine Kindheit, eine Vergangenheit, Erinnerungen, entschwundenes Glück, eine vollständige Existenz hinter mir, die Niemand mir wiedergeben konnte.

Ich bekam Hunger. Es gab „zu Hause" weder Kuchen noch Confituren, wohl aber den klassischen Kochtopf, und mein Vesperbrod kam in einem Augenblicke vom Kamine auf den Tisch. Mit welchem Vergnügen sah ich meinen Teller von Pfeifenthon wieder! Nie hatte ich mit besserem Appetit gegessen. Ich war wie ein Reisender, der nach langen Widerwärtigkeiten in sein Haus zurückkehrt und sich über Alles in seinem kleinen Haushalte freut.

Meine Großmutter kam wieder, um mich abzuholen —

mein Herz zog sich zusammen, aber ich begriff, daß ich ihre Großmuth nicht mißbrauchen durfte. Ich folgte ihr lachend mit Thränen in den Augen.

Meine Mutter, die ebenfalls keinen Mißbrauch von dem ertheilten Zugeständnisse machen wollte, nahm mich nur Sonntags mit in ihre Wohnung. Diese Tage hatte auch Karoline frei, die sich noch in der Pension befand oder vielleicht damals anfing, das Notengraviren zu lernen, eine Beschäftigung, die sie mit großem Fleiße bis zu ihrer Verheirathung fortsetzte und die ihr einen kleinen Verdienst gewährte. Diese glücklichen, mit so vieler Ungeduld erwarteten Sonntage vergingen wie ein Traum. Um fünf Uhr ging Karoline zu Tisch, zu meiner Tante Maréchal und ich und Mama trafen bei Onkel Beaumont mit meiner Großmutter zusammen. Dies Diner, zu welchem sich aller sieben Tage unveränderlich dieselben Personen vereinigten, war eine alte, gute Familiensitte, die sich in dem bewegten und ungeordneten Leben, das man heutzutage führt, beinahe verloren hat. Es war für Leute, die Muße und geregelte Gewohnheiten hatten, die angenehmste und bequemste Art und Weise, sich zu leben. — Meines Oheims Köchin gehörte zu den Großwürdenträgerinnen der Kunst, hatte es immer nur mit Gaumen von außerordentlicher Erfahrenheit und feinerem Unterscheidungsvermögen zu thun gehabt und suchte ihre höchste Ehre darin, diese zu befriedigen. Außerdem aber überwachten Madame Bourdieu, meines Onkels Haushälterin und dieser selbst die wichtigen Arbeiten auf das Sorgfältigste. Wir, Mama und ich, kamen Punkt fünf Uhr an und fanden dann meine Großmutter schon in ihrem

großen Sessel am Feuer, dem bequemen Fauteuil meines Oheims gegenüber. Zwischen ihnen saß Frau von la Marlière, die ihre mit sehr spitzigen Schuhen bekleideten Füße auf die Stäbe des Kamins stemmte, das Kleid ein wenig erhob und zwei magere Beine zur Schau stellte. Frau von la Marlière war eine alte intime Freundin der seligen Gräfin von Provence, der Frau desjenigen, den man später Ludwig XVIII. nannte. Ihr Gemahl, der General la Marlière war auf dem Schaffot gestorben. Es ist von der Dame schon in den Briefen meines Vaters vielfach die Rede, wie man sich erinnern wird. Sie war sehr gut, sehr heiter, mittheilsam, geschwätzig, gefällig, anhänglich, lärmend, spöttisch und ein wenig cynisch in ihren Reden. Damals war sie noch durchaus nicht fromm, sondern machte sich über die Geistlichen und selbst über andere Dinge mit einer außerordentlichen Freiheit lustig. Zur Zeit der Restauration wurde sie fromm und lebte bis in ihr achtundneunzigstes Jahr, wie ich glaube, im Geruche der Heiligkeit. Im Ganzen war sie eine vortreffliche und vorurtheilsfreie Frau, als ich sie kannte, und ich glaube nicht, daß sie jemals bigott und intolerant geworden ist — sie hatte auch kein Recht dazu, da ihr selbst während drei Viertheilen ihrer Lebenszeit die heiligen Dinge so gleichgültig gewesen waren. Für mich hatte sie viel Güte und da sie die einzige Freundin meiner Großmama war, die keine Vorurtheile gegen meine Mutter zeigte, so fühlte ich mehr Vertrauen und Zuneigung zu ihr, als zu den Andern. Indessen gestehe ich, daß ich wenig natürliche Sympathie für sie hegte, denn ihre feine Stimme, ihr südlicher Accent, ihre sonderbare Toilette, ihr

spitziges Kinn, das sie mir in die Wange drückte, wenn sie mich umarmte, und besonders die Unanständigkeit ihrer burlesken Ausdrücke hinderten mich, eine ernstliche Zuneigung zu fassen und Vergnügen an ihren Schmeicheleien zu finden.

Madame Bourdieu ging und kam unbemerkt aus der Küche in den Salon und aus dem Salon in die Küche. Sie war damals nicht älter als etwa vierzig Jahre, sehr brünett, vollblütig und hatte stark ausgedrückte Züge. Da sie aus Dax stammte, sprach sie mit noch singenderem gascognischen Accent als Frau von la Marlière. Sie nannte meinen Onkel Papa, auch meine Mutter hatte die Gewohnheit und Frau von la Marlière, die es sehr liebte, sich als Kind zu geberden, nannte ihn ebenfalls so, und das gab ihm den Anschein, als sei er viel jünger als sie.

Das Logis, welches mein Großonkel bewohnte, so lange ich ihn gekannt habe, und das ist einige zwanzig Jahre, lag in der Straße Guénégaud, in dem traurigen und weiten Hofe eines Hauses aus der Zeit Ludwig's XIV., das in allen seinen Theilen eine große Uebereinstimmung zeigte. Die Fenster waren hoch und breit, aber man hatte so viel Vorhänge, Schirme, Draperien und Teppiche angebracht, um die frische Luft auch nicht durch den kleinsten Spalt eindringen zu lassen, daß alle Zimmer düster und dumpf waren wie Keller. Die Kunst, sich gegen die Kälte zu schützen, fing an sich zur Kaiserzeit in Frankreich und besonders in Paris zu verlieren, und jetzt ist sie für Leute von mittelmäßigem Vermögen beinahe ganz verloren, trotz der zahlreichen Erfindungen für billige Heizung, deren Fortschritte uns

bereichern. Die Mode, die Nothwendigkeit und die Speculation haben uns zugleich veranlaßt, Häuser mit so vielen Fenstern zu bauen, daß nur wenig geschützter Raum in den Gebäuden bleibt, und der Mangel dicker Mauern, die Eile, mit der man die häßlichen und undauerhaften Bauwerke aufführt, machen, daß die Zimmer, je kleiner sie sind, nur um so kälter und kostspieliger zu heizen werden. Die Wohnung meines Onkels war wie ein Treibhaus, das er durch fortgesetzte Sorgsamkeit in einem dichten und massiven Gebäude geschaffen hatte, und so sollten alle Wohnungen in unserm so unbeständigen und rauhen Klima sein. Allerdings richtete man sich auch damals das Logis für die ganze Lebenszeit ein, und grub sein Grab, indem man sein Nest baute.

Die alten Leute, die ich zu jener Zeit kannte und die eine zurückgezogene Existenz hatten, lebten nur in ihrem Schlafzimmer. Sie besaßen einen großen, schönen Salon, in dem sie jährlich ein oder zwei Mal Gesellschaft empfingen, den sie aber sonst nicht betraten. Meine Großmutter und mein Großonkel, die nie große Gesellschaften gaben, hätten diesen unnützen Luxus, der den Preis der Miethe verdoppelte, ganz entbehren können, aber sie würden geglaubt haben, gar nicht logirt zu sein, wenn sie ihn nicht gehabt hätten.

Das Mobiliar meiner Großmutter stammte aus der Zeit Ludwig's XVI., und sie machte sich kein Gewissen daraus, dann und wann einen moderneren Gegenstand beizufügen, wenn er ihr bequem und hübsch erschien. Aber mein

Oheim war zu sehr Künstler, um die geringste Ungleichartigkeit zu gestatten. Alles war bei ihm im Style Ludwig's XIV., die Schnitzereien an den Thüren wie die Verzierungen des Plafond. Ich weiß nicht, ob er das reiche Ameublement geerbt oder selbst angeschafft hatte, aber es würde jetzt in seiner vollständigen Alterthümlichkeit, die sich von der Feuerzange und dem Blasebalg bis zum Bette und den Bilderrahmen erstreckte, ein glücklicher Fund für den Liebhaber sein. Im Salon befanden sich herrliche Bilder und Meubles de Boule von ehrwürdiger Größe und Pracht. Da alles dies noch nicht wieder in die Mode gekommen war, und da man diesen wirklich schönen Kunstgegenständen die curulischen Sessel des Kaiserreichs und die abscheulichen Nachahmungen pompejanischen Hausraths, von eingelegtem Mahagoni oder bronzefarben bemaltem Holze vorzog, hatte das Mobiliar meines Großonkels eigentlich nur für ihn selber Werth. Ich war unfähig, den guten Geschmack und den Kunstwerth einer solchen Sammlung zu würdigen, und hörte sogar von meiner Mutter, daß dies Alles zu alt wäre, um schön zu sein. Aber dem Eindruck, den alles wahrhaft Schöne hervorbringt, sind oft sogar die unterworfen, welche außer Stande sind, ihn zu begreifen; wenn ich zu meinem Großonkel kam, war es mir, als träte ich in ein geheimnißvolles Heiligthum; und da der Salon in der That ein verschlossenes Heiligthum war, bat ich Madame Bourdieu leise, mich hinein zu lassen. Wenn dann meine Verwandten nach dem Essen beim Kartenspiel saßen, gab sie mir einen kleinen Wachsstock und führte mich wie im Geheimen in den großen Salon, wo sie mich für einige Augenblicke allein ließ, indem

sie mir dringend anbefahl, nicht auf die Meubles zu klettern und kein Wachs abtropfen zu lassen. Ich hütete mich wohl, ihre Befehle zu umgehen, stellte mein Licht auf einen Tisch und ging mit feierlichen Schritten in dem weiten Gemache umher, das durch mein kleines Licht kaum bis zur Decke beleuchtet wurde. Ich konnte also die großen Portraits von Largillière, die schönen niederländischen Genrebilder und die Gemälde italienischer Meister, welche die Wände bedeckten, nur undeutlich sehen. Aber ich freute mich über das Blitzen der Vergoldungen, über die schweren Falten der Vorhänge, über das Schweigen und die Einsamkeit dieses ehrwürdigen Gemaches, das allem Anschein nach Niemand zu bewohnen wagte und von welchem ich ganz allein Besitz nahm.

Dieser eingebildete Besitz genügte mir, denn seit meiner frühsten Jugend ist der wirkliche Besitz der Dinge kein Vergnügen für mich gewesen. Weder Paläste noch Wagen, weder Schmuck noch Kunstgegenstände haben jemals mein Verlangen erregt, und doch macht es mir Freude, einen schönen Palast zu durchwandern; einen leichten, eleganten Wagen vorüber fliegen zu sehen; schön gearbeitete Schmucksachen zu berühren und die Erzeugnisse der Kunst und Industrie zu betrachten, worin sich der Geist des Menschen in irgend welcher Gestalt offenbart. Aber ich habe nie das Bedürfniß gehabt, mir sagen zu können: dies gehört mir! und ich begreife überhaupt nicht, wie man dies Bedürfniß haben kann. Man thut nicht wohl, mir seltne oder kostbare Dinge zu schenken, denn es ist mir unmöglich, sie nicht dem ersten meiner Freunde wieder zu geben, der sie bewundert und das Verlangen nach ihrem Besitz verräth. Ich

hänge nur an den Gegenständen, die mir von meinen verstorbenen Lieben hinterblieben sind. Mit diesen bin ich geizig, ihr Werth mag noch so gering sein, und ich gestehe, daß der Gläubiger, der mich nöthigte, die alten Meubles meines Zimmers zu verkaufen, mir großen Kummer verursachen würde, denn diese Meubles stammen fast alle von meiner Großmutter her und erinnern mich an sie in jedem Augenblicke meines Lebens. Alles, was Andern gehört, reizt mich nicht, und ich gehöre in dieser Beziehung zu dem Geschlecht der Zigeuner, von denen Béranger gesagt hat:

„Sehen ist Haben."

Ich hasse den Luxus nicht; im Gegentheil, ich habe ihn gern, aber ich weiß nicht, was ich für mich selbst damit machen soll. Ich habe besonders für Schmuck eine leidenschaftliche Vorliebe. Ich kenne nichts Hübscheres, als diese Vereinigung von Metallen und Edelsteinen, durch welche die lieblichsten und heitersten Gebilde im kleinsten Maßstabe geschaffen werden können. Es macht mir Freude, schöne Anzüge, Stoffe und Farben zu betrachten. Ich möchte Juwelier sein oder Costümier, um beständig zu erfinden und um durch die Wunderkraft des Geschmacks diesen reichen Stoffen ein gewisses Leben zu geben. Aber für meinen eignen Gebrauch sind mir alle diese Dinge nicht angenehm. Ein schönes Kleid ist unbequem; Schmucksachen kratzen und in allen Dingen bringt uns die Weichlichkeit der Gewohnheiten frühes Alter und frühen Tod. Ich bin mit einem Worte nicht dazu geschaffen, reich zu sein, und wenn sich mir das Unbehagen des Alters nicht bereits fühlbar machte, lebte ich in einer Hütte des Berry, vorausgesetzt, daß sie reinlich

wäre*), mit derselben Zufriedenheit, wie in einer italienischen Stadt.

Dies ist weder Tugend noch republikanische Einfachheit. Oder ist eine Hütte für den Künstler nicht oft schöner, reicher an Farben, an Anmuth und Charakter, als ein häßlicher moderner Palast, der im „constitutionellen" Geschmack decorirt ist, dem jammervollsten Styl, den es in der Kunstgeschichte giebt? Darum habe ich die Käuflichkeit, Prachtliebe und Geldgier unserer Künstler nie begriffen. Wenn irgend Jemand den Luxus entbehren und sich mit geringen Mitteln, aus Nichts beinah, ein Leben nach seinen Träumen schaffen kann, so ist's der Künstler. Ihm ist ja die Gabe verliehen, dem geringsten Gegenstande eine poetische Weihe zu geben, und eine Hütte sogar nach den Regeln des Geschmacks zu bauen. Der Luxus scheint mir das Hülfsmittel der Dummen zu sein.

Bei meinem Großonkel war dies übrigens nicht der Fall; er war prachtliebend von Natur, und ich bin auch ganz damit einverstanden, daß man sich mit hübschen Dingen umgiebt, wenn man sie durch ein glückliches Zusammentreffen billiger haben kann, als etwas Häßliches. Wahrscheinlich war dies mit meinem Großonkel der Fall, denn er hatte ein sehr geringes Vermögen und war sehr freigebig, das heißt also mit anderen Worten: er war arm und durfte sich keine verschwenderischen Ausgaben gestatten.

Er war Gourmand, obwohl er sehr wenig aß; seine

*) Es freut mich, sagen zu können, daß sie fast durchgängig so sind.

Gourmandise war ebenso gemäßigt und von gutem Geschmack wie alles Uebrige an ihm; sie war ohne Prunk und Prahlerei und machte selbst auf eine gewisse Einfachheit Anspruch. Es war komisch, ihn seine culinarischen Theorien entwickeln zu hören, denn er that es bald mit einem Ernst und einer Würde, die allen politischen und philosophischen Erörterungen angemessen gewesen wäre, bald mit einer hitzigen, drolligen Entrüstung. „Nichts ist einfältiger," sagte er in seiner lustigen Redeweise, deren feiner Accent die Gemeinheit der Ausdrücke milderte, „nichts ist einfältiger, als sich für seinen Bauch zu Grunde zu richten. Die köstlichste Omelette kostet nicht mehr, als wenn man sich einen alten verbrannten Lappen unter diesem Namen serviren läßt. Es kommt hauptsächlich darauf an, daß man selber weiß, was eine Omelette ist, und wenn meine Haushälterin das auch vollständig begriffen hat, ist sie mir für meine Küche lieber, als ein anspruchsvoller Gelehrter, der sich von seinem Küchenjungen Monsieur nennen läßt, und der ein Aas mit dem pomphaftesten Namen tauft."

So lange das Essen währte, bewegte sich die Unterhaltung in diesem Tone und betraf die verschiedenen Gerichte. Ich habe eine Probe davon gegeben, damit man sich ein Bild von dieser Domherrnnatur machen kann, die in unsern Tagen schwerlich ihres Gleichen hat. Meine Großmutter, die sehr lecker war, obwohl sie nur wenig aß, hatte ebenfalls die ernstesten Theorien über die Bereitung eines Vanillecremes oder einer Omelette soufflée. Madame Bourdieu ließ sich von meinem Onkel auszanken, weil sie erlaubt hatte, daß etwas zu viel oder zu wenig Muskatnuß in eine

Sauce gethan war; meine Mutter lachte über ihre Streitigkeiten, und die alte la Marlière war die Einzige, die bei Tisch das Schwatzen vergaß, denn sie aß wie ein Menschenfresser. Für mich waren diese langen Diners, die mit so viel Feierlichkeit servirt, besprochen, analysirt und genossen wurden, von einer tödtlichen Langeweile. Ich habe immer schnell und in Gedanken gegessen, und ein langes am Tisch Sitzen hat mich immer krank gemacht; darum erhielt ich die Erlaubniß von Zeit zu Zeit aufzustehen, um mit einem alten Pudel zu spielen, der Babet hieß und sein Leben dazu benutzte, Junge zur Welt zu bringen, die er in einem Winkel des Eßsaales säugte.

Auch der Abend wurde mir sehr lang. Meine Mutter mußte die Karten ergreifen und die Partie der alten Leute mitmachen, was sie ebenfalls nicht sehr amüsirte; mein Onkel war übrigens ein feiner Spieler, der sich nicht so erzürnte wie Deschartres, und die Mutter Marlière gewann beständig, weil sie betrog. Sie gestand sogar, daß ein Spiel ohne Betrügerei sehr langweilig für sie wäre und deswegen wollte sie auch niemals um Geld spielen*).

*) Ich habe späterhin eine Bemerkung gemacht, die mir betrübend gewesen ist; nämlich, daß die meisten Frauen beim Spiel betrügen und in Geldangelegenheiten unredlich sind. Ich habe dies bei reichen, frommen und geachteten Frauen bestätigt gefunden. Da dies so ist, muß es auch gesagt werden, denn ein Uebel nennen ist zugleich dagegen kämpfen. Hängt diese Neigung zur Falschheit, die man schon im Spiel der jüngsten Mädchen, auch wenn gar kein Gewinn in Frage steht, bemerken kann, mit einem innern Bedürfniß des Betruges zusammen, oder wird sie durch eine krankhafte Hart-

Während dieser Zeit suchte mich die gute Bourdieu zu unterhalten; sie ließ mich Kartenhäuser oder Gebäude aus Dominosteinen aufführen. Mein Onkel, der sehr neckisch war, pflegte sich dann umzudrehen, um mein Schloß durch Blasen umzuwerfen oder um unserm Tischchen einen Ellenbogenstoß zu geben; und dann sagte er zu Madame Bourdieu, die Victoire hieß, wie meine Mutter: „Victoire, Sie machen dies Kind ganz dumm; zeigen Sie ihr etwas Interessantes; lassen Sie die Kleine meine Tabatieren sehen!" Dann wurde ein Kästchen aufgeschlossen und man ließ etwa ein Dutzend schöner Dosen mit reizenden Miniaturbildern Revue passiren. Es waren die Portraits schöner Damen, die theils als Nymphen, theils als Göttinnen oder Schäferinnen gekleidet waren. Ich begreife jetzt, warum mein Onkel so viele schöne Damen auf seinen Dosen hatte; ihm selbst lag nichts mehr daran, und sie schienen ihm nur noch gut dazu, die Blicke eines Kindes zu erfreuen. Wer möchte wohl einem Abbé sein Bildniß schenken! glücklicherweise ist das auch nicht mehr Sitte.

---

näckigkeit des Willens hervorgebracht, der sich der Macht des Zufalls zu entziehen begehrt? Kommt es nicht vielmehr daher, daß ihre sittliche Erziehung unvollständig ist? Es giebt in der Welt eine zweifache Ehre; die des Mannes beruht auf der Tapferkeit und auf der Rechtschaffenheit im Geldverkehr; die der Frauen hängt nur von der Keuschheit und der ehelichen Treue ab. Wenn wir uns hier erlaubten, den Männern zu sagen, daß etwas Keuschheit und Treue ihnen sehr zuträglich wären, würden sie gewiß die Achseln zucken. Aber werden sie es leugnen, daß eine ehrenhafte Frau, die zugleich ein ehrenhafter Mann wäre, doppelten Anspruch auf ihre Achtung und ihr Vertrauen hätte?

Meine Großmutter führte mich auch zuweilen zu Frau von la Marlière, aber da diese nur ein geringes Einkommen hatte, gab sie keine Diners. In der Rue Villdot No. 6, hatte sie in der dritten Etage eine kleine Wohnung, die sie, wie ich glaube, vom Directorium bis zu ihrem Tode nicht gewechselt hat, sie starb 1841 oder 1842. Ihre Einrichtung, die weniger schön war, als die meines Onkels, war ebenfalls durch ihre Uebereinstimmung bemerkenswerth, und ich glaube nicht, daß sie seit der Zeit Ludwig's XVI., von der sie ein vollständiges kleines Abbild war, die geringste Veränderung erfahren hatte.

Frau von la Marlière war damals mit Madame Junot, Herzogin von Abrantes, welche interessante Memoiren hinterlassen hat, und nach einem Leben voll Freuden und Unglücksfällen im Elend gestorben ist, sehr befreundet. Sie hat, wenn ich nicht irre, auch der Frau von la Marlière eine Seite ihres Buches gewidmet, aber sie hat die gute Dame sehr idealisirt. Man muß der Freundschaft solche Unrichtigkeiten verzeihen; im Ganzen hatte auch die alte Freundin der Gräfin von Provence, der Madame Junot und meiner Großmutter mehr gute Eigenschaften als Fehler, und darum konnte man ihr einige Lächerlichkeiten und Wunderlichkeiten leicht verzeihen. Die andern Freundinnen meiner Großmutter waren: erstlich Frau von Pardaillan, die sie mit Recht allen andern vorzog. Sie war eine gute, kleine, alte Frau, und noch immer sauber, niedlich und frisch, trotz ihrer Runzeln. Sie hatte keinen Witz und nicht mehr Kenntnisse als die andern Damen aus ihrer Zeit, denn von allen, die ich hier nenne, ist meine Großmutter die einzige,

welche ihre Sprache gründlich verstand und deren Orthographie richtig war. Frau von la Marlière, deren Styl komisch und pikant war, schrieb übrigens, wie heutzutage keine Köchin mehr schreibt; aber da Frau von Pardaillan keine Ansprüche machte und durchaus nicht geistreich scheinen wollte, war sie niemals langweilig. Sie beurtheilte Alles mit klarem Verstande und folgte in ihren Meinungen und Grundsätzen den Eingebungen ihres Herzens, ohne nach dem Urtheil der Welt zu fragen. Ich glaube, daß sie in ihrem ganzen Leben eben so wenig ein boshaftes Wort gesagt, als einen feindseligen oder bittern Gedanken genährt hat. Sie war ein engelhaftes ruhiges Wesen und doch voll Gefühl und Liebe, eine treue Seele voll mütterlicher Güte gegen Alle; sie war fromm ohne Fanatismus, tolerant, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus Bescheidenheit und Milde. Ob sie Fehler hatte, weiß ich nicht; jedenfalls gehört sie zu den zwei oder drei Personen, mit denen ich in meinem Leben zusammengetroffen bin, ohne irgend etwas Tadelnswerthes an ihnen entdecken zu können.

Wenn die Oberfläche ihres Geistes nichts Glänzendes zeigte, glaube ich doch, daß sie eine gewisse Tiefe der Gedanken besaß. Sie hatte die Gewohnheit, mich arme Kleine zu nennen und als ich eines Tages allein mit ihr war, erlaubte ich mir zu fragen, warum sie mir diesen Namen gegeben hätte. Sie zog mich an sich, küßte mich und sagte mit bewegter Stimme: „Sei immer gut, mein armes Kind, das wird Dein einziges Glück auf Erden sein!“ Diese Prophezeihung machte einen gewissen Eindruck auf mich und ich fragte: „Werde ich denn unglücklich sein?“ —

„Ja," antwortete sie; „wir Alle sind zum Leiden bestimmt, aber Du wirst noch mehr als Andere zu tragen haben. Darum erinnere Dich an das, was ich Dir sage: sei gut, denn Du wirst viel zu verzeihen haben." — „Und warum muß ich verzeihen?" fragte ich wieder. „Weil Du nur im Verzeihen Glück finden wirst," gab sie zur Antwort.

Trug sie irgend einen geheimen Kummer in der Seele, der sie zu dieser allgemeinen Betrachtung veranlaßte? Ich kann mir das nicht denken; sie mußte glücklich sein, denn von ihren Angehörigen wurde sie angebetet. Und doch möchte ich glauben, daß sie in ihrer Jugend durch irgend einen Herzenskummer gebeugt wurde, den sie Niemand vertraut hatte. Oder verstand ihr gutes, edles Herz, wie sehr ich meine Mutter liebte, und wie viel ich um dieser Zuneigung willen zu leiden haben würde?

Frau von Béranger und Frau von Ferrières waren beide in ihren Adel so vernarrt, daß ich nicht weiß, welche von ihnen ich wegen ihres Hochmuthes und ihrer Vornehmthuerei zuerst nennen soll. Sie waren jedenfalls die besten Urbilder der „alten Gräfinnen", über welche sich meine Mutter so gern lustig machte. Sie waren Beide sehr schön gewesen und, wie sie sagten, auch sehr tugendhaft, was ihren Dünkel und ihre Steifheit noch vermehrte. Der Frau von Ferrières waren noch einige beaux-restes geblieben, die sie gern zur Schau trug. Vom frühsten Morgen an und bei jedem Wetter ging sie mit bloßen Armen und wenn sie ausging, verbarg sie sie in ihrem Muff. Ich betrachtete sie mit Erstaunen und konnte solche veraltete Koketterie nicht begreifen, denn wenn diese schönen sechszigjährigen Arme

sehr weiß und sehr dick waren, waren sie doch auch so welk, daß sie ganz breit wurden, wenn sie sich auf einen Tisch legten, wobei ich immer einen gewissen Ekel empfand. Mir ist diese Freude am Nackten bei alten Frauen immer unerklärlich gewesen, besonders wenn sie tugendhaft waren. Vielleicht war es bei Frau von Ferrières aber auch nur eine Gewohnheit des Anzugs, der sie nicht untreu werden mochte.

Frau von Béranger war eben so wenig wie die Vorhergehende Favoritin irgend einer Prinzessin des alten oder neuen Regimes.*) Dazu fühlte sie sich viel zu vornehm und hätte gern gesagt: es kommt mir zu, einen Hof zu haben, aber nicht, zu dem einer Andern zu gehören. Ich weiß nicht mehr, von welcher Herkunft sie war, aber ihr Mann behauptete von dem Béranger abzustammen, der zur Zeit der Gothen König von Italien war, und er und seine Frau hielten sich darum für die höchsten Wesen der Schöpfung,

„Et comme du fumier regardaient tout le monde.“

Sie waren sehr reich gewesen und waren es eigentlich noch, obwohl sie behaupteten, durch die niederträchtige Revolution zu Grunde gerichtet zu sein. Frau von Béranger zeigte ihre Arme nicht, aber auf ihre Taille war sie noch außerordentlich eitel. Sie trug so enge Corsets, daß sie von zwei Kammerfrauen zugeschnürt werden mußten, die ihre Kniee gegen den Rücken der Dame stemmten. Wenn sie auch so schön gewesen war, wie man behauptete, war

*) Frau von Pardaillan war mit der verwittweten Herzogin von Orleans befreundet.

doch nichts mehr davon zu sehen, besonders bei dem Kopfputz, den sie trug, und der aus einer kleinen, blonden Perrücke bestand, die à l'enfant oder à la Titus frisirt war. Es konnte nichts Häßlicheres und Lächerlicheres geben, als diese alte Frau mit den falschen, kurzen, blonden Löckchen, besonders da Frau von Béranger brünett war und sehr grobe Züge hatte. Abends stieg ihr das Blut zu Kopf; sie konnte dann die Wärme ihrer Perrücke nicht ertragen und nahm sie ab, während sie mit meiner Großmutter Karten spielte. Sie saß dann in ihrer schwarzen Kopfbinde da, die ihr das Ansehn eines alten Geistlichen gab. Sobald aber ein Besuch gemeldet wurde, beeilte sie sich, ihre Perrücke zu suchen, die sich bald auf der Erde, bald in ihrer Tasche, bald auf dem Sessel befand, in dem sie saß. Man kann sich denken, in welcher sonderbaren Verfassung sich alle diese kurzen, kleinen Locken befanden und da es in der Eile oft vorkam, daß sie die Perrücke verkehrt aufsetzte oder die Nackenlocken nach vorn nahm, bot sie eine Reihenfolge von Karrikaturen dar, aus denen ich die Schönheit von ehemals nicht herauszufinden vermochte.

Frau von Trousseboís, Frau von Jatteau und alle die Andern, deren Namen ich nicht mehr weiß, hatten bald ein Kinn, das mit der Nase zusammenstieß, bald ein Mumienangesicht; die Jüngste aus der Versammlung war eine blonde Chanainesse, deren ziemlich hübscher Kopf von einem zwerghaften, mißgestalteten Körper getragen wurde. Obwohl sie ein Fräulein war, hatte sie das Privilegium Madame zu heißen und ein Ordensband auf ihrem Buckel zu tragen, denn sie zählte sechszehn Ahnen. Dann war da

noch eine Frau von Hasfeld oder Hatzfeld, deren Wesen und Manieren an einen alten Feldwebel erinnerten; dann eine Madame Dubois, die Einzige, die keinen „Namen“ besaß, dagegen aber auch gar nichts Lächerliches hatte. Ich weiß nicht, welche Andere eine dicke, violette, immer geschwollne, aufgerissene und geborstne Lippe hatte und deren Küsse mir im höchsten Grade widerwärtig waren. Auch eine Frau von Maletesste war unter ihnen. Sie war noch ziemlich jung und hatte einen alten, armen und verdrießlichen Mann geheirathet, um nur den Namen der Malatesta's von Italien zu erlangen, einen Namen, der nicht besonders schön ist, da er ganz einfach böser Kopf oder vielmehr boshafter Kopf bedeutet. Durch ein sonderbares Zusammentreffen war diese dann ihr Leben lang mit der Migraine behaftet und da man ihren Namen Maltête aussprach, glaubte ich im vollen Ernst, daß dies ein Beiname wäre, den man ihr wegen ihrer Krankheit und ihrer unaufhörlichen Klagen gegeben hätte. Darum fragte ich sie eines Tages sehr unbefangen, wie sie eigentlich heiße, worauf sie mir verwunderungsvoll zur Antwort gab, ich wisse das ja ganz genau. O nein, erwiederte ich; mal de tête, mal à la tête, Mal-tête ist doch kein Name. — Verzeihen Sie, Fräulein, antwortete sie mit großem Stolze, es ist ein schöner und sehr vornehmer Name. Das kann ich nicht finden, sagte ich; Sie müßten es übel nehmen, wenn man Sie so nennt. — Ich wünsche Ihnen einen ähnlichen Namen, fügte sie pathetisch hinzu. — Ich danke, der meinige ist mir lieber, gab ich hartnäckig zur Antwort. Die andern Damen, die sie nicht leiden konnten, vielleicht weil

sie die Jüngste war, verbargen ihr Lächeln hinter den großen Fächern. Meine Großmutter legte mir Stillschweigen auf, und nach wenigen Augenblicken entfernte sich Frau von Maleteste, verletzt durch meine Ungezogenheit, deren Größe ich gar nicht einsah.

Die Männer, mit welchen meine Großmutter verkehrte, waren: der Abbé von Vernou, ein sanfter, vortrefflicher alter Herr, von sehr weltlichem Ansehn; er war beständig in einen hellgrauen Rock gekleidet und sein ganzes Gesicht war mit dicken Warzen bedeckt. Der Abbé von Andrezel, den ich schon genannt habe und der über seinem vollständigen Anzuge einen „Spincer" trug. Der Chevalier de Vinci, der mit einem Nervenzucken behaftet war, wodurch seine Perrücke fortwährend in Bewegung gesetzt wurde. Von einer heftigen, unaufhörlichen Zusammenziehung der Augenbrauen und Stirnmuskeln nach vorn gezogen, rutschte sie über den Kopf und war nach fünf Minuten drauf und dran ihm auf die Nase zu fallen. Aber in dem Augenblicke, wo sie von seinem Kopfe auf den Teller stürzte, fing er sie wieder auf und warf sie so weit als möglich auf seinen Schädel zurück, damit sie vor dem neuen Fall einen weitern Weg zurückzulegen hätte. Außerdem kamen noch zwei oder drei Greise, auf deren Namen ich mich jetzt nicht besinne, die mir aber später wohl wieder einfallen.

Man denke sich nun das Leben eines Kindes, das die Vorurtheile der Geburt nicht mit der Muttermilch eingesogen hat, inmitten dieser traurigen Gesellschaft, in welcher bald eine eisige Fröhlichkeit, bald ein finstrer Ernst herrschend waren. Ich war schon Künstler, ohne daß ich's

wußte; Künstler in meinem Fache, das die Beobachtung der Personen und Dinge verlangt; lange bevor ich ahnte, daß es mein Beruf werden sollte, Charaktere gut oder schlecht zu zeichnen und das Leben der Familien zu schildern. So unterwarf ich mich denn traurig und matt den Anforderungen dieser Bestimmung. Ich konnte mich nicht mehr in meine Träume versenken; die äußere Welt, die Wirklichkeit drang mit Gewalt auf mich ein und entriß mich den Chimären, mit welchen sich mein Geist in der Freiheit meines frühern Daseins genährt hatte. Unwillkürlich mußte ich diese vom Alter zerstörten Gesichter betrachten und studiren, die meine Großmutter aus Gewohnheit schön fand und die mir um so abschreckender vorkamen, da ich beständig hören mußte, was sie in frühern Zeiten gewesen waren. Ich analysirte den Ausdruck dieser Züge, die Haltung, das Benehmen, die Leerheit der müßigen Redensarten, die Langsamkeit der Bewegungen; die Altersschwächen, die Perrücken, die Warzen, die übermäßige Corpulenz und die leichenhafte Magerkeit; alle jene Häßlichkeiten und Leiden des Alters, die uns verletzen, sobald sie nicht mit Geduld und Herzensgüte gepaart sind. Ich liebte das Schöne und in dieser Beziehung wurden meine Blicke durch das heitre, frische, unveränderlich schöne Gesicht meiner Großmutter niemals beleidigt; dagegen that mir der Anblick der meisten ihrer Freunde weh, und ihre Unterhaltungen flößten mir die tiefste Langeweile ein. Am liebsten hätte ich nichts gesehen, nichts gehört, aber meine forschende Natur zwang mich, zu beobachten, zu hören, nichts zu übersehen, nichts zu vergessen und durch das Erwachen meiner Beobachtungs-

gabe, die sich an Gegenständen von so geringer Anziehungskraft übte, wurde mein Mißbehagen noch verdoppelt.

Wenn ich im Lauf des Tages mit meiner Mutter ausging, amüsirte ich mich mit ihr über Alles, was mich am Abend vorher gelangweilt hatte. Ich entwarf ihr auf meine Weise ein Bild der komischen kleinen Auftritte, deren schweigender und trauriger Zuschauer ich gewesen war, und dann lachte sie laut und freute sich, daß ich ihre Verachtung und ihren Widerwillen gegen die „alten Gräfinnen“ theilte.

Und doch mußte manche dieser Damen einen innern Werth besitzen, da meine Großmutter sie schätzte; aber außer bei Frau von Pardaillan, für welche ich immer eine Zuneigung besaß, sah ich nur das Häßliche und Lächerliche, womit diese feierlichen Personen behaftet waren, denn ich war noch zu jung, um das wahre Verdienst zu erkennen.

Frau von Maleteste hatte einen abscheulichen Hund, der Azor hieß. Dies ist jetzt der klassische Name für alle Hunde der Portiersfrauen; aber in ihrer Neuheit haben alle Dinge einen gewissen Reiz — und so erschien zu jener Zeit der Name Azor nur darum lächerlich, weil er einem alten Pudel von außerordentlicher Unsauberkeit gegeben war. Er wurde zwar mit der liebevollsten Sorgfalt gewaschen und gekämmt, aber seine Gefräßigkeit führte zu den traurigsten Resultaten. Seine Herrin hatte leider die Sucht, ihn überall mit sich zu nehmen, weil sie meinte, er würde sich über das Alleinbleiben zu sehr grämen; dagegen hatte Frau von la Marlière einen Widerwillen gegen alle Thiere, und ich muß gestehen, daß ich es trotz meiner Zärtlichkeit für dieselben nicht zu grausam fand, wenn sie Azor von Male-

teste — wie sie den Hund zu nennen pflegte, mit ihren großen, spitzigen Schuhen heftige Fußtritte verabreichte. Dies war die Veranlassung zu einem tiefen Haß zwischen den beiden Damen; durch ihre Worte hätten sie sich gegenseitig an den Galgen gebracht und alle Andern machten sich ein Vergnügen daraus, sie noch mehr zu reizen. Frau von Maleteste, die sehr spöttisch war, warf allerhand scharfe und bissige Reden hin und Frau la Marlière, die nicht boshaft, aber sehr lebhaft und immer schlagfertig war, erzürnte sich nicht und ärgerte ihre Gegnerin um so mehr durch ihre herben Scherze.

Ebenso verwundert, wie über den Namen der Frau von Maleteste, war ich über den Titel Abbé, den einige dieser Herren trugen, obwohl sie sich weder durch ihre Kleidung von Andern unterschieden, noch etwas Frommes und Würdiges in ihrem Benehmen hatten. Diese alten Hagestolze, die in's Schauspiel gingen und am Charfreitag Geflügel aßen, erschienen mir als ganz absonderliche Wesen, deren Existenz ich nicht zu begreifen vermochte und darum belästigte ich sie, nach Art der „ungezognen Kinder“, die Gavarni schildert, mit meinen Fragen. So erinnere ich mich, daß ich eines Tages zum Abbé von Andrezel sagte: „Wenn Du kein Pfarrer bist, wo hast Du denn Deine Frau? und wenn Du ein Pfarrer bist, wo hast Du denn Deine Messe?“ Diese Worte wurden sehr witzig und sehr boshaft gefunden, aber ich hatte keine Ahnung davon. Ich hatte, ohne daß ich's wußte, eine scharfe Kritik geübt, und das ist mir im Laufe meines Lebens noch oft passirt, denn man hat oft die Fragen und Bemerkungen, die ich in Zer-

streutheit oder Dummheit aussprach, für sehr tiefsinnig oder sehr beißend gehalten.

Da ich meine Erinnerungen nicht genau zu ordnen vermag, habe ich hier viele Personen und Beobachtungen zusammengestellt, die vielleicht nicht in die Zeit meines ersten pariser Aufenthalts mit der Großmutter gehören. Aber da ihre Gewohnheiten und ihre Umgebung sich nicht veränderten, und da jeder Aufenthalt in Paris dieselben Gegenstände und dieselben Gestalten um uns versammelte, brauche ich mich bei der Fortsetzung meiner Geschichte nicht auf weitere Beschreibungen einzulassen, darum will ich hier auch noch von der Familie Villeneuve erzählen, die in den Briefen meines Vaters so oft erwähnt ist.

Ich habe schon gesagt, daß mein Großvater, Dupin von Francueil, zweimal verheirathet war, und aus seiner ersten Ehe eine Tochter hatte. Diese Schwester meines Vaters war bedeutend älter als er und wurde mit Herrn Valet von Villeneuve verheirathet. Folglich waren ihre beiden Söhne, René und August, meines Vaters Neffen, obwohl der Onkel und die Neffen fast in gleichem Alter waren.

Ich bin nun also die Cousine dieser Beiden, und ihre Kinder sind meine Neffen und Nichten à la mode de Bretagne, obwohl ich von dieser Generation die Jüngste bin. Diese Verkehrtheit des Alters hat auf Alle, die mit der Verwandtschaft nicht genau bekannt sind, immer einen sonderbaren Eindruck gemacht. Jetzt ist freilich der Unterschied einiger Jahre kaum bemerklich, aber wenn ich als kleines Kind von großen Burschen und Mädchen „liebe Tante" genannt wurde, hielt das Jeder für ein Spiel. Aus Scherz

nannten mich die Vettern, die zu meinem Vater gewöhnlich Onkel gesagt hatten, ihre Großtante, und da mein Name diesen Scherz noch verstärkte, nannten mich Alle in der Familie, Alt und Jung, Groß und Klein, Tante Aurora.

Die Familie Villeneuve bewohnte damals ein Haus in der Rue Grammont, das ihr Eigenthum war und in dem sie wohl dreißig Jahre lang vereinigt gewesen ist. Es war eine zahlreiche Familie, deren Zusammenleben etwas Patriarchalisches hatte. Das Parterre bewohnte Frau von Courcelles, Mutter der Frau von Guibert; die erste Etage Frau von Guibert, Mutter der Frau René von Villeneuve; die zweite Etage Herr und Frau René von Villeneuve mit ihren Kindern. Zehn Jahre nach der Epoche meines Lebens, von der ich jetzt erzähle, heirathete Fräulein von Villeneuve Herrn de la Roche-Aymon, und bezog die dritte Etage, und als die Kinder der Frau von la Roche-Aymon mit ihren Wärterinnen in der vierten Etage einquartirt wurden, lebte Frau von Courcelles noch ohne Krankheit und Altersschwäche, so daß fünf Generationen unter demselben Dache vereinigt waren, und Frau von Courcelles an Frau von Guibert die hübsche sprüchwörtliche Redensart richten konnte: „Liebe Tochter, sage Deiner Tochter, daß die Tochter ihrer Tochter schreit."

Alle diese Frauen hatten sich sehr jung verheirathet und da sie hübsch und gut conservirt waren, hielt es schwer, Frau von Villeneuve für eine Großmutter, und Frau von Guibert für eine Urgroßmutter anzusehen. Die Ururgroßmutter war eine hohe, schlanke Gestalt; sie war sauber und

thätig und stieg mit Leichtigkeit in die vierte Etage hinauf, um die Urenkel ihrer Tochter zu sehen. Es war unmöglich, nicht eine große Achtung und Zuneigung zu fühlen, wenn man sie so stark und sanft, so ruhig und freundlich sah; von allen Wunderlichkeiten, Lächerlichkeiten und Eitelkeiten des Alters war sie frei. Sie ist ohne Krankheit, nach kurzem Unwohlsein gestorben, und hat die Schärfe ihrer Sinne bis an's Ende bewahrt.

Von Frau von Guibert, der Wittwe des talentvollen, verdienstvollen Generals dieses Namens, kann ich Nichts erzählen. Ich habe sie sehr wenig gekannt, denn sie lebte etwas abgesondert von der übrigen Familie. Warum, habe ich nie erfahren, man sagte, sie wäre im Geheimen mit Barrère verheirathet. Sie mußte ein eigenthümliches Wesen sein und eigenthümliche Erlebnisse gehabt haben. Aber sie war von einem gewissen Geheimniß umgeben und ich bin so wenig neugierig, daß ich nie daran gedacht habe, es zu ergründen.

Auf Herrn und Frau René von Villeneuve werde ich später zurückkommen, weil sie mit der Geschichte meines Lebens in directerm Zusammenhange stehen.

August, René's Bruder und Schatzmeister der Stadt Paris, wohnte in einem schönen Hotel der Rue d'Anjou mit seinen drei Kindern; seine Tochter Felicia war schön, sanft und gut wie ein Engel, aber sie hatte die Auszehrung, wie ihre Mutter, und starb als junge Frau in Italien, wo sie den Grafen Balbo geheirathet hatte, denselben, dessen Schriften, die einem sehr gemäßigten Fortschritt huldigen, in der letzten Zeit einiges Aufsehen in Piemont gemacht

haben. Ludwig, der eine von August's Söhnen, ist ebenfalls in der Blüthe seiner Jahre gestorben; der andere, Léonce, war Präfect der Departements de l'Indre und de Loiret unter Ludwig Philipp.

Léonce war als Knabe sehr hübsch, klug und neckisch. Ich erinnere mich eines Kinderballes, den seine Mutter gab; es war das erste und letzte Mal, daß ich diese gute Laura von Ségur gesehen habe, die mein Vater so sehr geachtet und geliebt hat. Sie trug ein rosenfarbnes, mit Hyacinthen geschmücktes Kleid, lag auf einem Divan und zog mich an ihre Seite, um mit traurigem Gesicht meine Aehnlichkeit mit dem Vater zu betrachten. Sie war sehr bleich und glühte im Fieber, aber ihre Kinder ahnten nicht, wie nahe sie dem Tode war. Léonce spottete über alle diese kleinen Mädchen im Sonntagsstaate. Die Anzüge jener Zeit waren oft höchst wunderbar und ich glaube nicht, daß sie alle auf den Bildern von damals wiedergegeben sind; wenigstens habe ich nirgends ein Kleid gefunden, wie das, was Felicie an jenem Abend trug. Es kam mir sehr abenteuerlich vor, denn es bestand aus weiten Maschen von rother Wolle und sah wie ein Fischnetz aus, in dessen Randmaschen wollene Fransen eingeknüpft waren; darunter trug sie ein Kleid von weißem Atlas. Der ganze Anzug stammte aus Italien und erfreute sich großer Gunst.

Am meisten fiel mir ein kleines Mädchen auf, das Léonce beständig neckte und dessen Name ich nie erfahren habe. Die Kleine war schon kokett wie eine Dame, obwohl sie kaum älter sein mochte als ich, das heißt im siebenten oder achten Jahre. Um sie zu ärgern, sagte ihr Léonce beständig, sie

wäre häßlich, und darüber gerieth sie wirklich so in Zorn, daß sie weinte. Sie kam zu mir und sagte: „Nicht wahr, er hat unrecht, ich bin sehr hübsch, ich bin die Hübscheste auf dem ganzen Balle und bin am besten angezogen, Mama hat es mir gesagt.“ Die andern Kinder, die um uns her standen und durch Léonce dazu aufgemuntert wurden, versicherten, daß sie sich irrte, und daß sie die Häßlichste wäre. Darüber gerieth sie so in Wuth, daß sie sich beinah mit ihrem Korallenhalsband erdrosselt hätte, indem sie es fest um ihren Hals zusammenzog, bis es glücklicherweise zerriß.

Dieser kindische Aerger und diese wirkliche Verzweiflung der Kleinen erschienen mir wie etwas ganz Außerordentliches. Meine Eltern hatten hundert Mal in meiner Gegenwart gesagt, daß ich ein prächtiges kleines Mädchen wäre, aber das hatte mich nicht im Geringsten eitel gemacht; ich hielt es für einen Lobspruch, den sie meinem guten Betragen ertheilten, denn so oft ich unartig war, wurde mir gesagt, ich sähe abscheulich aus. Darum war für mich die Schönheit der Kinder etwas durchaus Geistiges; vielleicht war ich auch von Natur nicht zur Selbstbewunderung geneigt. Gewiß ist wenigstens, daß meine Großmutter durch Alles, was sie that, um die Eitelkeit, die sie für unentbehrlich hielt, in mir zu wecken, gerade das Gegentheil erreichte und Alles zerstörte, was ich davon besaß. Sie wünschte mich anmuthig in meiner Haltung, sorgfältig in meinem kindlichen Putz, und elegant in meinen Manieren zu sehen. Bis dahin war mir die Anmuth eigen gewesen, die alle Kinder besitzen, wenn sie nicht krank oder verwachsen sind; aber nun fand man mich zu groß, um diese Anmuth zu bewahren, die nur

auf der Sicherheit eines ganz ungekünstelten Benehmens beruht. Meine Großmutter hatte eine andere, erlernte Grazie im Sinne, eine gewisse Art zu gehen, sich zu setzen, zu grüßen, den Handschuh aufzunehmen, die Gabel zu halten, einen Gegenstand zu überreichen, mit einem Worte, eine vollständige Mimik, die man, ihrer Meinung nach, den Kindern so früh als möglich beibringen sollte, damit sie ihnen durch Gewohnheit zur zweiten Natur würde. Meine Mutter fand dies sehr lächerlich und ich glaube, daß sie recht hatte, denn die Grazie liegt im Wesen, und wenn sie uns nicht angeboren ist, dienen alle Anstrengungen, die wir machen, um sie zu erwerben, nur zur Erhöhung unseres Ungeschicks. Für mich giebt es nichts Schrecklicheres, als einen Mann oder ein Weib, die sich zieren, und die conventionelle Grazie ist nur auf dem Theater gut (weil, wie ich schon früher sagte, die Wahrheit in der Kunst nicht das Wirkliche ist).

Aber in dem Leben der Männer und Frauen in der ehemaligen schönen Welt war diese Convention ein Artikel von so hoher Bedeutung, daß die Schauspieler heutzutage trotz aller Studien, die größte Mühe haben, uns einen Begriff davon zu geben. Ich habe noch einige dieser alten graziösen Wesen gekannt und ich erkläre, trotz ihrer Verehrer beiderlei Geschlechts, daß ich nie etwas Lächerlicheres und Unschöneres gesehen habe. Hundert Mal lieber ist mir ein Bauer hinter seinem Pfluge; ein Köhler, der einen Baum fällt; eine Wäscherin, die ihren Korb auf dem Kopfe trägt, oder ein Kind, das sich mit seinen Spielgefährten auf der Erde wälzt. Auch schöngebaute Thiere sind ein Vorbild

der Anmuth. Wer lehrt dem Pferde seine vornehmen, schwanengleichen Manieren, seine stolze Haltung, seine sichern und leichten Bewegungen; wer dem Vogel seine unbeschreibliche Niedlichkeit; wer dem jungen Reh seine Tänze und seine unnachahmlichen Sprünge? Aber pfui über jene alte Grazie, die darin bestand, eine Prise Taback mit Kunstfertigkeit zu nehmen, ein gesticktes Kleid, eine Schleppe, einen Degen oder Fächer auf prätentiöse Weise zu tragen. Man sagt uns, daß die schönen Spanierinnen dies letzte Spielzeug mit unbeschreiblicher Anmuth zu gebrauchen wissen, und daß dies eine wahre Kunst bei ihnen ist. Das ist wahr, aber ihr Wesen ist dazu geschaffen. Die spanischen Bauermädchen tanzen auch den Bolero besser, als die Tänzerinnen unserer Oper, aber ihre Anmuth entströmt einzig und allein ihrer herrlichen Organisation.

Die Grazie, wie sie vor der Revolution verstanden wurde, das heißt die falsche Grazie, war somit die Qual meiner Kinderzeit. Ich wurde fortwährend ermahnt und konnte nicht die geringste Bewegung machen, ohne getadelt zu werden. Dies verursachte mir einen unaufhörlichen Verdruß und ich sagte oft: „Ich wollte, ich wäre ein Ochse oder ein Esel, dann ließe man mich doch nach Belieben gehen und fressen wie ich wollte; aber jetzt will man mich abrichten, wie einen Hund; ich soll auf den Hinterfüßen gehen lernen und die Pfote geben.“

Aber jedes Unglück ist zu etwas gut, und wahrscheinlich habe ich es dem Widerwillen gegen das Gezierte, der mir durch diese stündlichen Quälereien eingeflößt wurde, zu verdanken, daß ich in meinen Ansichten und Gefühlen natürlich

geblieben bin. Das Falsche, Gezwungene, Affectirte ist mir zuwider, und je älter ich werde, um so deutlicher wird es mir, daß ich mit Recht das Wahre und Einfache als erstes Erforderniß in den Charakteren wie in den Werken des Geistes und in der Thätigkeit des allgemeinen Lebens zu finden begehre.

Ueberdies sah ich wohl, daß diese sogenannte Grazie, wenn sie wirklich hübsch und reizend gewesen wäre, doch nur ein Patent auf Ungeschicklichkeit und Körperschwäche war. Alle diese schönen Damen und schönen Herren, die so wohl verstanden, auf einem Teppich zu gehen und Verbeugungen zu machen, konnten nicht drei Schritte auf Gottes Erdboden thun, ohne vor Ermüdung umzusinken. Sie verstanden nicht einmal eine Thüre zu öffnen oder zuzumachen, und hatten nicht Kraft genug, um ein Scheit Holz aufzunehmen und in's Feuer zu legen. Sie bedurften eines Dieners, um ihnen einen Sessel hinzuschieben, sie konnten nicht allein aus- und eingehen, was hätten sie also ohne ihre Diener, die ihnen Arme, Hände und Füße ersetzen mußten, mit ihrer Grazie gemacht? Ich dachte an meine Mutter, deren Hände und Füße zierlicher waren, als die aller dieser feinen Leute, die aber Morgens vor ihrem Frühstück zwei oder drei Stunden lang im Felde spazieren ging und mit derselben Leichtigkeit große Steine fortwälzte oder einen Karren schob, wie sie die Nähnadel oder den Bleistift gebrauchte. Ich wäre lieber ein Küchenmädchen gewesen, als eine jener alten Marquisen, die ich täglich beobachtete, während ich gähnend eine Atmosphäre voll altem Moschus einathmete.

O, ihr Schriftsteller unserer Tage, die ihr ohne Unter-

laß die Roheit unserer Zeiten schmäht und über den Untergang dieses alten Plunders jammert; die ihr inmitten unserer constitutionellen Monarchie und unseres demokratischen Bürgerthums eine gepuderte Literatur, nach dem Bilde der Nymphen von Trianon geschaffen habt, ich wünsche euch Glück, daß ihr eure heitere Kindheit nicht unter dem Schutt des guten alten Tones verleben mußtet! Ihr habt meine qualvolle Langeweile nicht gekannt und darum verwerft ihr Undankbaren Gegenwart und Zukunft und beugt euch über die Urne einer „reizenden Vergangenheit“, von der ihr Nichts, als ein Gemälde kennt!

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geschichte meines Lebens

von

George Sand.

Deutsch

von

Claire von Glümer.

Zweite Ausgabe.

Fünfter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Viertes Kapitel.

Idee eines moralischen Gesetzes zur Regulirung der Gefühle. — Die Rückkehr nach Nohant. — Ein glückliches Jahr. — Apologie der kaiserlichen Macht. — Anfang der Verrätherei. — Ansichten und Verläumdungen der Salons. — Die erste Communion meines Bruders. — Unser alter Pfarrer; seine Haushälterin. — Seine Predigten. — Sein Dieb und seine Stute. — Sein Tod. — Die Unarten der Kindheit. — Der falsche Deschartres. — Die Frömmigkeit meiner Mutter. — Ich lerne Französisch und Lateinisch.

Ich langweilte mich viel, aber doch war ich nicht unglücklich, denn ich wurde sehr geliebt und an Liebe hat es mir nie im Leben gefehlt. Ich beklage mich also auch nicht über dies Leben trotz seiner Schmerzen, denn der größte Schmerz muß der sein, die Zuneigung nicht einzuflößen, die man selbst empfindet. Mein Unglück und meine Bestimmung waren, gerade durch das Uebermaß einer Liebe verletzt und zerrissen zu werden, der es bald an Scharfblick oder Zartgefühl fehlte, bald an Gerechtigkeit oder Mäßigung. Einer meiner Freunde, ein geistreicher Mann, stellte darüber oft Betrachtungen an, die mir immer sehr treffend schienen; er entwickelte sie wie folgt:

„Man hat Regeln und moralische Gesetze erfunden, um die menschlichen Triebe zu verbessern und zu entwickeln, aber man hat Nichts gethan, um die Gefühle zu leiten und zu

klären. Wir haben Religionen und philosophische Systeme, um unsere Neigungen zu regeln und unsere Leidenschaften zu unterdrücken; die Pflichten der Seele sind uns in ihren Grundzügen gelehrt, aber die verschiedenen Regungen der Menschenseele geben unsern Neigungen die verschiedenste Färbung und Gestalt. Unsere Gaben arten in's Uebermäßige aus, unsere Schwächen werden zu Krankheiten. Wenn wir unsere Freunde befragen, oder wenn wir in Büchern ein Hülfsmittel suchen, werden wir verschiedene Rathschläge und widersprechende Urtheile erhalten — es giebt also selbst für die berechtigtsten Gefühle kein unwandelbares, moralisches Gesetz, und Jeder beurtheilt von seinem Standpunkte aus den sittlichen Zustand Dessen, der ihn um Rath fragt. Dieser Rath ist überdies nutzlos, befreit von keinem Leiden und verbessert keinen Fehler. Ich wüßte nicht, wo ein Katechismus der Liebe zu finden wäre, und doch beherrscht die Liebe in jeder Gestalt unser ganzes Leben: als kindliche Liebe, brüderliche Liebe, eheliche Liebe, als Vater- und Mutterliebe, als Freundschaft, Wohlthätigkeit, Nächstenliebe oder Philanthropie. Die Liebe ist überall, sie ist unser Leben selbst, und doch entzieht sie sich allen Gesetzen, jeder Leitung, jedem Rathe, jedem Beispiele, allen Vorschriften. Sie gehorcht nur sich selbst und wird je nach der Natur des Wesens, das sie erfüllt und besitzt, zur Tyrannei und Eifersucht, zum Zweifel, zur übertriebenen Anforderung, zur Zudringlichkeit, zum Wankelmuth, zur Launenhaftigkeit, Wollust oder Brutalität, zur Keuschheit und Sittenstrenge, zur höchsten Ergebenheit oder zum rohen Egoismus, zur größten Wohlthat oder zum größten Uebel. Sollte man

nicht einen Katechismus haben, um das Uebermaß der Liebe zurecht zu weisen? Denn die Liebe ist ihrer Natur nach unmäßig und ist es oft nur um so mehr, je keuscher und heiliger sie ist. Wie oft machen Mütter ihre Kinder unglücklich, weil sie sie lieben, gotteslästerlich, weil sie sie fromm zu sehen wünschen, tollkühn, weil sie sie vorsichtig haben möchten, und undankbar, weil sie sie zärtlich und dankbar machen wollen. Und die Eifersucht in der Ehe! Wo sind die Grenzen, die sie erreichen, aber nicht überschreiten darf? Die Einen behaupten, es gäbe keine Liebe ohne Eifersucht, die Andern meinen, daß die wahre Liebe weder Zweifel noch Mißtrauen kenne. Wo ist unter diesen Umständen die Gewissensregel, die uns lehren könnte, uns zu beobachten, uns selbst zu heilen, uns wieder zu erregen, wenn unsere Begeisterung erlischt, und sie zu mäßigen, wenn sie uns über das Mögliche hinaustreibt? Diese Regel hat der Mensch noch nicht gefunden, und darum sage ich, daß wir leben wie Blinde und daß, wenn die Poeten der Liebe eine Binde um die Augen gelegt haben, die Philosophen noch nicht verstanden, ihr dieselbe wieder abzunehmen."

So sprach mein Freund, und er legte den Finger auf meine Wunden, denn mein Lebelang bin ich das Spielzeug der Leidenschaften Anderer gewesen und, in nothwendiger Folge, ihr Opfer. Ich darf nur vom Anfang meines Lebens sprechen, wo meine Mutter und Großmutter, eifersüchtig auf meine Liebe, sich um mein zerrissenes Herz stritten. Selbst meine Bonne mißhandelte und unterdrückte mich, nur weil sie mich übermäßig liebte und weil sie wollte, daß ich nach ihren Begriffen vollkommen sein sollte.

In den ersten Tagen des Frühlings packten wir unsere Koffer, um auf's Land zurückzukehren. Das war mir sehr nöthig, denn mochte es von zu gutem Leben oder von der Luft von Paris kommen, die mir niemals zusagte, ich wurde wieder schwächlich und magerte zusehends ab. Man hätte nicht daran denken dürfen, mich von meiner Mutter zu trennen, ich glaube, daß ich zu jener Zeit, wo ich weder den Willen zur Resignation noch zum Gehorsam fassen konnte, an der Trennung gestorben wäre. Meine Großmama lud also meine Mutter ein, uns nach Nohant zu begleiten, und da ich in Bezug darauf eine Unruhe zeigte, welche die Andern beunruhigte, so wurde beschlossen, daß ich in der Begleitung meiner Mutter und Rose's, meine Großmutter aber mit Julie reisen sollte. Man hatte nämlich die große Berline verkauft und sie, da unsere Finanzen etwas knapp waren, nur durch eine Kutsche mit zwei Plätzen ersetzt.

Ich habe bis jetzt weder von meinem Onkel Maréchal und seiner Frau, meiner guten Tante Lucie, noch von ihrer Tochter, meiner lieben Clotilde, gesprochen. Ich habe keine besondere Erinnerung an sie aus jener Zeit aufbewahrt. Ich sah sie ziemlich oft, aber ich weiß nicht mehr, wo sie wohnten. Meine Mutter führte mich zu ihnen, ja manchmal selbst meine Großmutter, die sie, wiewohl selten, besuchte und in ihrem Hause empfing. Das offene und freimüthige Benehmen meiner Tante gefiel ihr nicht besonders, aber sie war zu gerecht, um nicht die Treue, mit der sie meinem Vater ergeben gewesen war, und die vortrefflichen und schätzbaren Eigenschaften der beiden Gatten anzuerkennen.

Ich hatte also das Glück, zwei oder drei Tage mit meiner

Mutter und Karoline in ununterbrochener Gemeinschaft zu leben — dann kehrte meine arme Schwester weinend in ihre Pension zurück, wo man, wie ich glaube, auch Clotilde für einige Zeit hinschickte, um sie zu trösten, und wir reisten ab.

Dieser Theil des Jahres 1811, den ich in Nohant zubrachte, war, glaube ich, eine der seltenen Perioden meines Lebens, in denen ich ein vollständiges Glück genoß. Ich war nur früher in der Rue Grange-Batelière so glücklich gewesen, obgleich ich dort weder große Zimmer noch große Gärten hatte. Madrid war für mich ein aufregender und peinlicher Aufenthalt, und der krankhafte Zustand, in dem ich von dort zurückkam, dann die Katastrophe, die durch den Tod meines Vaters unvermuthet über meine Familie hereinbrach, endlich der Kampf zwischen meinen beiden Müttern, der angefangen hatte, mir Schrecken und Traurigkeit kennen zu lehren — alles Dies war schon eine Schule des Unglücks und des Leidens. Aber der Frühling und Sommer von 1811 blieben ohne Wolken und ein Beweis dafür ist, daß ich aus diesem Jahre keine besondern Erinnerungen besitze. Ich weiß nur, daß Ursula bei uns war, daß meine Mutter weniger an Migräne litt als früher und daß, wenn es Mißverständnisse zwischen ihr und meiner Großmutter gab, man diese doch sehr gut verbarg, und ich vergaß, daß es jemals Mißhelligkeiten geben konnte und gegeben hatte. Wahrscheinlich war diese Zeit auch der Moment ihres Lebens, wo sie sich am besten verstanden, denn meine Mutter war nicht die Frau, die ihre Gefühle verheimlichte; dies ging über ihre Kräfte, und wenn sie wirklich geärgert war, so konnte selbst

die Gegenwart ihrer Kinder sie nicht vermögen, an sich zu halten.

Auch ging es im Hause etwas heitrer zu, als sonst. Die Zeit schläfert einen großen Schmerz nicht ein, aber sie lindert ihn. Ich sah wohl fast alle Tage eine meiner Mütter im Geheimen weinen, aber gerade ihre Thränen bezeugten, daß sie nicht mehr in jeder Stunde, in jedem Augenblicke an den Gegenstand ihrer Trauer dachten. Der Schmerz auf seiner äußersten Höhe hat keine Krisis, weil er so zu sagen ein Zustand fortwährender Krisis ist.

Frau von la Marlière verlebte einen oder zwei Monate mit uns. Es war sehr amüsant, sie mit Deschartres zu sehen, den sie Väterchen nannte und vom Morgen bis zum Abend neckte. Sie hatte jedenfalls nicht so viel Geist wie meine Mutter, aber es war niemals Schärfe in ihren Scherzen. Sie hegte Freundschaft für Deschartres, ohne meiner Mutter feindlich gesinnt zu sein, der sie sogar fortwährend Recht gab. Diese alte leichtfertige Frau war gut und es ließ sich leicht mit ihr leben — sie wurde nur etwas lästig durch ihr Geschwätz, den Lärm, den sie machte, ihre Bewegungen, ihr schallendes Gelächter, ihre schon etwas verbrauchten bons mots und den Mangel an Zusammenhang in ihren Reden und Ideen. Ihre Unwissenheit war fabelhaft, obgleich ihr Geplauder etwas Glänzendes hatte. Sie sagte z. B. épître à l'ame statt épithalame und Mistouflé statt Mephistopheles, aber man durfte sich über sie lustig machen, ohne sie zu beleidigen. Sie lachte eben so laut und herzlich über ihre eignen Schnitzer, als über die Andrer.

Die kleinen Gärten, die Grotten, die Rasenbänke, die Cascaden spielten ihre Rolle während der ganzen schönen Jahreszeit. Das Blumenbeet unter dem alten Birnbaume, das ohne unser Wissen das Grab meines kleinen Bruders bezeichnete, wurde wesentlich verschönert. Damit wir es bequem begießen konnten, brachte man eine Wassertonne daneben an, in die ich eines Tages kopfüber fiel, und in der ich ertrunken sein würde, wenn mir Ursula nicht zu Hülfe gekommen wäre.

Jede von uns hatte einen kleinen Garten in dem Garten meiner Mutter, der an und für sich schon klein genug war; aber der Sinn für Eigenthum liegt so tief im Wesen des Menschen, daß schon das Kind ein Stückchen Erde, dessen Umfang seinen Kräften angemessen ist, sein eigen nennen muß, wenn es diese Erde, die es bebaut, wirklich lieben soll. Das hat mich immer überzeugt, daß man, mag man Communist sein so sehr man will, doch ein gewisses persönliches Eigenthum anerkennen muß. Mag man es nach einem gewissen Maße beschränken oder ausdehnen, mag man es in einer oder der andern Weise, nach den Anforderungen oder nach dem Geiste der Zeit definiren, es ist deshalb nicht weniger gewiß, daß die Erde, die der Mensch bearbeitet, eben so gut sein persönliches Eigenthum ist als sein Anzug. Sein Zimmer oder sein Haus ist ebenfalls eine Bekleidung; sein Garten und sein Feld ist die Bekleidung seines Hauses. Diese Beobachtung des menschlichen Instinktes, welche die Nothwendigkeit des Eigenthums bestätigt, scheint indessen die Nothwendigkeit einer großen Ausdehnung des Besitzes auszuschließen. Je kleiner das Eigenthum ist, je mehr hängt

man daran, je besser ist es gepflegt, je theurer wird es. Ein edler Venetianer ist gewiß nicht so an seinen Palast attachirt, wie ein Bauer des Berry an seine Hütte, und der Kapitalist, der viele Quadratmeilen Land sein nennt, hat davon weniger Freude, als der Handwerker an einer Nelke, die er in seiner Dachstube zieht. Einer meiner Freunde, der Advokat war, sagte einmal lachend zu einem reichen Clienten, der ihm bis zum Ueberdruß von seinen Domänen erzählte: „Land? Sie glauben, daß Niemand Land besitzt als Sie? Ich habe auch welches, nämlich in den Blumentöpfen vor meinem Fenster, und es macht mir mehr Vergnügen und weniger Sorgen als Ihnen das ihrige.“ Diesem Freunde fiel nachher eine reiche Erbschaft zu, er bekam Ländereien, Wälder, Meierhöfe und in Folge dessen viele Sorgen.

Wenn wir auf die communistischen Ideen eingehen, die viel Großartigkeit haben, weil sie viel Wahrheit enthalten, so müssen wir damit anfangen, das, was zur vollständigen Existenz des Individuums nöthig ist, von dem zu unterscheiden, was in allgemeinen Beziehungen zu seiner Freiheit, seiner Intelligenz, seinen Genüssen und seiner Arbeit steht. Und darum bleibt der absolute Communismus, der als Elementarbegriff noch unausgebildet ist und der wahren Gleichheit Gewalt anthut, eine Chimäre und eine Ungerechtigkeit.

Aber vor sieben und dreißig Jahren dachte ich an alles Das noch nicht*). Sieben und dreißig Jahre! Welche Um-

*) 1848.

wandlungen erfahren die Ideen des Menschen in diesem kurzen Zeitraume, und wie viel frappanter und schneller als am Einzelnen sind im Verhältniß die Veränderungen in der Masse! Ich weiß nicht, ob es vor sieben und dreißig Jahren einen Communisten gab; die Idee, die so alt ist wie die Welt, hatte damals wohl noch keinen Namen angenommen, vielleicht ist es auch Unrecht, daß man ihr jetzt einen solchen gegeben hat, denn dieser Name drückt die Bedeutung der Idee durchaus nicht vollständig aus.

Man disputirte damals noch nicht über dergleichen Dinge. Man befand sich in der letzten, glänzendsten Phase der Herrschaft der Individualität. Napoleon stand damals auf dem Gipfel seines Ruhmes und seiner Macht; sein Einfluß auf die Welt hatte den höchsten Punkt erreicht. Die Fackel des Genius, die bald verlöschen sollte, warf ihr glänzendes Licht, ihre blendende Helle auf das trunkene, in Ehrfurcht zu seinen Füßen liegende Frankreich. Großartige Waffenthaten hatten einen glänzenden, ruhmvollen, aber trügerischen Frieden errungen, denn der Vulkan grollte dumpf in ganz Europa, und die Verträge des Kaisers gewährten den alten Monarchien nur Zeit, ihre Leute und Kanonen zu sammeln. Unter der Größe Napoleon's verbarg sich ein angeborener Fehler, jene tiefe aristokratische Eitelkeit des Parvenu, welche ihn zu allen seinen Mißgriffen verleitete und den herrlichen Genius und Charakter dieses Mannes, in dem Frankreich sich personificirt sah, fruchtlos für das Heil des Vaterlandes machte. Ja, es war ein bewundernswürdiger Männercharakter, denn selbst die Eitelkeit, die kleinlichste, erbärmlichste aller Verkehrtheiten, hatte

seine Rechtschaffenheit, sein Vertrauen und seinen natürlichen Edelmuth nicht trüben und berühren können. Er war Heuchler in kleinen Dingen, aber treuherzig in großen, er war hochmüthig im Unbedeutenden, von übertriebenen Ansprüchen in Bezug auf Etiquette, wahnsinnig stolz auf die Bahn, die das Glück ihn hatte gehen lassen — aber er kannte sein eignes Verdienst, seine wahre Größe nicht, und war bescheiden in der Schätzung seines Genius.

Alle Fehler, die seinen Sturz als Krieger und Staatsmann beschleunigten, hatten ihren Grund in einem zu großen Vertrauen auf das Talent oder die Rechtlichkeit Andrer. Es ist nicht wahr, daß er das Geschlecht der Menschen verachtete, um nur sich selbst zu achten, wie man gesagt hat. Dies ist nur eine Rede gekränkter Höflinge oder ehrgeiziger Männer, die auf seine Ueberlegenheit eifersüchtig waren. Er hat sein Lebenlang an geschlossene Verträge geglaubt, an die Erkenntlichkeit Derer, die ihm zu Dank verpflichtet waren und an den Patriotismus seiner Creaturen — und er ist sein Lebenlang betrogen und verrathen worden.

Seine Vermählung mit Marie Louise war eine schlechte Handlung, sie mußte ihm Unglück bringen. Die einfachsten Leute und Die, welche am tolerantesten über das Ehescheidungsgesetz dachten, ja selbst Die, welche den Kaiser am meisten liebten, gestanden ganz leise, wie ich mich wohl erinnere: „Es ist eine Heirath aus Berechnung. Man verstößt eine Frau nicht, die man liebt, und von der man wieder geliebt wird." Es hat auch in der That nie ein Gesetz gegeben, das eine Ehescheidung moralisch gut heißt, die beide Theile betrauern, und die nur in Rücksicht auf materielle Interessen

vorgenommen wird. Aber während das Volk den Kaiser tadelte, liebte es ihn noch. Die Großen fingen an, ihn zu verrathen und hatten ihm doch noch niemals so geschmeichelt. Die vornehme Welt schwelgte in Festlichkeiten. Die Geburt des Kindes, das als König zur Welt kam (denn es genügte dem Hochmuthe des emporgekommenen Soldaten nicht, ihm den Titel Dauphin von Frankreich zu geben), versetzte die Kleinbürger, die Soldaten, die Arbeiter und Bauern in einen Freudentaumel. Es gab weder ein reiches noch ein armes Haus, weder einen Palast noch eine Hütte, wo das Portrait des kaiserlichen Kindes nicht mit wahrer oder geheuchelter Verehrung eingeführt worden wäre. Aber die Massen waren aufrichtig — sie sind es immer. Der Kaiser ging zu Fuß ohne Eskorte unter der Menge spazieren. Die Garnison von Paris bestand nur aus 12,000 Mann.

Indessen rüstete sich Rußland. Bernadotte gab das Signal zu einem ungeheuren und geheimnißvollen Verrathe. Die etwas klar sehenden Geister sahen das Gewitter heranziehen. Die durch die Continentalsperre hervorgerufene Theuerung der Lebensmittel erschreckte und bekümmerte die kleinen Leute. Man bezahlte damals 6 Livres für das Pfund Zucker, und es mangelte bei dem scheinbaren Reichthum der Nation doch oft an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Unsere Fabriken hatten die für diese Absperrung des Handels nöthige Vollkommenheit noch nicht erreicht. Man litt an einem gewissen materiellen Unbehagen, und war müde, die Schuld auf England zu wälzen, man schob sie, wiewohl ohne Bitterkeit, sondern mit Bedauern, dem Chef der Nation zu.

Meine Großmutter war nicht enthusiasmirt für den Kaiser — mein Vater war es, wie man aus seinen Briefen sieht, nicht viel mehr gewesen, aber er hatte in den letzten Jahren seines Lebens eine stärkere Zuneigung für ihn gefaßt. Er sagte oft zu meiner Mutter: „Ich habe mich sehr über ihn zu beklagen, nicht weil er mich nicht auf den ersten Anlauf in die ersten Reihen stellte, er hatte andere Dinge im Kopfe, und es hat nicht an glücklicheren und geschickteren Leuten gefehlt, die mit mehr Keckheit etwas für sich zu verlangen wußten als ich; aber ich beklage mich über ihn, weil er die Höflinge liebt, und das ist eines Mannes von seiner Größe nicht würdig. Aber trotz seines Unrechts gegen die Revolution und gegen sich selbst, liebe ich ihn. Er hat außer seinem Genie etwas, ich weiß nicht was, an sich, das mich bezwingt, wenn sein Blick dem meinigen begegnet. Er flößt mir durchaus keine Furcht ein, und das überzeugt mich, daß er besser ist, als die Miene, die er annimmt."

Meine Großmutter theilte die geheime Sympathie nicht, die sich meines Vaters bemächtigt hatte, und die ihn, verbunden mit der Biederkeit seines Charakters und der Wärme seines Patriotismus, gewiß nicht nur vom Verrath an dem Kaiser abgehalten hätte, sondern auch davon, nach dem Schlage in die Dienste der Bourbonen zu treten. Wie gewiß dies bei seinem Charakter gewesen wäre, geht aus einer Aeußerung meiner Großmutter hervor, die gänzlich zur Royalistin geworden war und nach dem letzten Feldzuge in Frankreich seufzend sagte: „Ach wenn mein armer Moritz noch gelebt hätte, müßte ich ihn jetzt doch beweinen! Er würde sich bei Waterloo oder unter den Mauern von Paris

haben tödten lassen, oder hätte sich beim Einzuge der Kosacken in Paris eine Kugel durch den Kopf gejagt." Meine Mutter sagte dasselbe.

Meine Großmutter fürchtete den Kaiser mehr, als sie ihn liebte. Er war in ihren Augen ein ruheloser Ehrgeiziger, ein Menschenschlächter, ein Despot, mehr durch den Charakter als durch die Nothwendigkeit. Zwar füllten damals weder Klagen, Kritiken, Verleumdungen, noch falsche oder wahre Enthüllungen die Spalten der Journale — die Presse war stumm — aber gerade dieser Mangel an Polemik brachte in die Unterhaltung und in das Urtheil der Privatleute eine außerordentliche Parteilichkeit und Klatschhaftigkeit. Die officiellen Lobeserhebungen schadeten Napoleon mehr, als zwanzig feindlich gesinnte Journale gekonnt hätten. Man war der schwülstigen Dithyramben, der emphatischen Bulletins, der Servilität der Beamten, des Dünkels der Höflinge müde und rächte sich, indem man im vertraulichen Gespräche das Idol erniedrigte. — Die Salons der Widersacher waren die Officin der Angebereien, der Vorzimmergeschichten, kleiner Verleumdungen und erbärmlicher Anekdoten, die später, zur Zeit der Restauration, der Presse das Leben wieder geben sollten. Und welches Leben! Es wäre besser gewesen, todt zu bleiben, als aufzuerstehen, um sich wüthend auf den besiegten und entheiligten Leichnam des Kaiserreichs zu stürzen.

Das Schlafzimmer meiner Großmutter (denn wie ich schon gesagt habe, empfing sie nicht im Salon und ihre Gesellschaften trugen den Charakter förmlicher Vertraulichkeit) würde eine jener Officinen geworden sein, hätte nicht die

Dame des Hauses mit ihrem feinen Geiste und gesunden Sinne von Zeit zu Zeit offen Partei genommen für das Wahre und gegen das Falsche der Neuigkeiten, die Jeder oder vielmehr Jede mitbrachte, denn die Gesellschaften bestanden mehr aus Damen als aus Herren; aber es war im Ganzen kein großer moralischer Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern, da die Männer die Stelle alter Schwätzerinnen versahen. Jeden Tag brachte man uns irgend ein boshaftes bon mot des Herrn von Talleyrand gegen seinen Kaiser oder irgend eine Coulissen-Klatscherei. Bald hatte der Kaiser die Kaiserin geschlagen, bald hatte er dem heiligen Vater den Bart ausgerissen, und dann hatte er wieder Furcht, und trug immer einen Panzer. Man mußte das wohl sagen, um sich dafür zu rächen, daß Niemand mehr daran dachte, ihn zu ermorden, außer irgend einem tollkühnen und fanatischen Kinde Deutschlands, wie z. B. Stabs oder La Sahla. Ein andres Mal war er wieder wahnsinnig und hatte Herrn von Cambacérès in's Gesicht gespieen. Dann sollte sein Sohn gestorben sein, als er das Licht der Welt erblickte, und der kleine König von Rom war der Sohn eines Bäckers von Paris; oder man hatte dem Kinde bei der Geburt das Hirn eingedrückt, es war nun unfehlbar blödsinnig, und man rieb sich die Hände, als hätte Frankreich von der Vorsehung gestraft werden müssen, weil es das Erbrecht zu Gunsten eines emporgekommenen Soldaten wiederherstellte, statt sich seine legitimen Cretins zu erhalten.

Bemerkenswerth ist, daß sich unter diese tückischen Ausfälle auf den Kaiser kein Bedauern, keine Erinnerung,

kein Wunsch für die exilirten Bourbonen mischte. Ich horchte mit Verwunderung auf alle diese Reden — niemals hörte ich die Namen der unbekannten Prätendenten aussprechen, die im Verborgenen thronten, man wußte nicht wo. 1814 hörte ich diese Namen zum ersten Male in meinem Leben.

Diese Klatschereien folgten uns nicht nach Nohant, außer in einigen Briefen, die meine Großmutter von ihren edeln Freundinnen erhielt. Sie las sie laut meiner Mutter vor, die nur die Achseln zuckte und Deschartres, der sie glaubwürdig wie die Worte des Evangeliums fand, denn der Kaiser war sein bête noire und er hielt ihn allen Ernstes für einen gemeinen Kerl.

Meine Mutter war wie das Volk, sie bewunderte den Kaiser und betete ihn an, und ich war wie meine Mutter und das Volk. Man darf überhaupt weder vergessen noch verkennen, daß alle Herzen, welche diesem Manne treu anhingen, nur solche waren, die keine persönliche Dankbarkeit und kein materielles Interesse an sein Glück oder Unglück band. Mit wenigen Ausnahmen waren Alle, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, Undankbare. — Alle aber, die nie daran dachten, etwas für sich von ihm zu verlangen, fühlten sich ihm für Frankreichs Größe verpflichtet.

Ich glaube, daß Hyppolit in diesem oder im folgenden Jahre zum ersten Abendmahl ging. Unsere Kirche war geschlossen und die Einwohner Nohant's mußten ihre Andacht in Saint-Chartier verrichten. Mein Bruder wurde zu seinem Ehrentage neu gekleidet: er bekam kurze Hosen, weiße Strümpfe und eine Jacke von billardgrünem Tuche. Er war noch so kindisch, daß ihm die Freude über diesen neuen An-

zug den Kopf verdrehte, und es gelang ihm gewiß nur darum, sich einige Tage ruhig zu verhalten, weil er fürchtete, daß er das glänzende Kostüm, welches für ihn zurecht gemacht wurde, nicht anziehen dürfte, wenn er vom ersten Abendmahl zurückgewiesen würde.

Der alte Pfarrer von Saint-Chartier war ein vortrefflicher Mann, dem es nur leider an aller priesterlichen Würde fehlte. Obwohl er ein Von vor seinem Namen hatte, glaube ich doch, daß er von Geburt ein Bauer war; vielleicht hatte er sich aber auch nur durch das lange Zusammenleben mit den Bauern ihr Benehmen und ihre Redeweise so zu eigen gemacht, daß ihnen nicht ein Wort seiner Kanzelreden entging, und dies wäre eine Wohlthat gewesen, hätten diese Reden nur etwas mehr vom christlichen Geiste enthalten. Aber er unterhielt seine Andächtigen größtentheils nur mit häuslichen Angelegenheiten, und sagte ihnen zum Beispiel mit gutmüthiger Vertraulichkeit von der Kanzel herab: „Meine lieben Freunde! da habe ich wieder einen Befehl des Erzbischofs bekommen, der uns abermals eine Procession vorschreibt. Der hochwürdige Herr kann davon freilich mit aller Gemüthsruhe reden; er hat eine schöne Kutsche, um Se. Gnaden zu fahren, und einen Haufen von Leuten, die sich an seiner Stelle plagen. Aber ich bin nun alt, und es ist wirklich keine geringe Aufgabe, Euch in Processionsordnung zu stellen. Die Meisten von Euch hören kein Hü und kein Hot! Ihr stoßt Euch, Ihr tretet Euch auf die Füße, Ihr drängt Euch an der Kirchenthüre beim Hinaus- und Hereingehen, und ich mag noch so zornig werden, mag schimpfen und fluchen, Ihr hört mich nicht und

betragt Euch wie Kälber, die in ihren Stall rennen. In meiner Gemeinde und in meiner Kirche muß ich mich um Alles bekümmern. Ich muß die ganze Aufsicht führen, muß mit den Kindern zanken und die Hunde fortjagen. Aber ich bin aller dieser Processionen müde, die weder Euer Seelenheil noch das meinige fördern; das Wetter ist schlecht, die Wege sind abscheulich, und wenn Se. Hochwürden genöthigt wäre, so wie wir zwei Stunden lang im Kothe zu waten, während uns der Regen auf den Kopf fällt, würde er nicht so heißhungrig nach solchen Ceremonien sein. Meiner Treu! ich habe auch gar keine Lust, mich um diese hier zu bekümmern ... und wenn Ihr meinen Rath befolgt, so bleibt Ihr Alle auch zu Haus. Aha, da höre ich, daß mich der Gevatter so und so tadelt und meine Magd ist auch nicht mit mir einverstanden. Nun wohl, wer nicht zufrieden ist, mag ... seiner Wege gehen, aber mir fällt es nicht ein, in's Feld hinaus zu laufen; ich werde Euch Euern Rundgang um die Kirche machen lassen und das wird wohl genug sein. Dabei bleibt es nun also und jetzt wollen wir diese Messe zu Ende bringen, die bereits nur zu lange gewährt hat."

Ich habe mit meinen eignen Ohren mehr als zweihundert Predigten gehört, von welchen die eben mitgetheilte nur ein unbedeutendes Probestück ist, und deren Wendungen sich als sprüchwörtliche Redensarten in unsern Gemeinden erhalten haben; vor Allem die Schlußformel, die gleichsam das Amen seiner Vorträge und väterlichen Ermahnungen war.

In Saint-Chartier lebte eine alte Dame von außergewöhnlichem Embonpoint, deren Gatte Maire oder Adjunct

der Gemeinde war. Ihr Leben war sehr stürmisch gewesen; vor der Revolution war sie als Novize über die Mauern ihres Klosters gestiegen, um einen Soldaten von der französischen oder der schweizer Garde zur Armee zu begleiten. Ich weiß nicht, durch welche Reihenfolge wundersamer Begebenheiten sie für ihre letzten schönen Tage auf die Bank der Kirchenältesten unserer Gemeinde geführt war; aber jedenfalls hatte sie mehr von den Gewohnheiten des Regimentes, als von denen des Klosters mitgebracht. So wurde die Messe fortwährend durch ihr erzwungenes Gähnen oder durch die heftigen Anreden unterbrochen, die sie an den Pfarrer richtete. „Welche verteufelte Messe!“ sagte sie ganz laut; „dieser Lumpenkerl macht kein Ende!“ „Gehen Sie zum Teufel!“ erwiederte der Pfarrer mit leiser Stimme, wendete sich dann um und ertheilte den Segen: „Dominus vobiscum.“

Wenn diese Dialoge die Messe unterbrachen — und zwar in einer so kräftigen Ausdrucksweise, daß ich nur ein schwaches Bild davon zu geben vermag — wurde der Ernst des ländlichen Publikums kaum gestört, aber da es die ersten Messen waren, denen ich beiwohnte, bedurfte es einiger Zeit, um mich zu überzeugen, daß es religiöse Ceremonien wären. Als ich zum ersten Male dort gewesen war, fragte mich meine Großmutter, was ich gesehen hätte, und ich erwiederte: „Ich habe den Pfarrer gesehen, der stehend an einem großen Tische frühstückte und sich zuweilen umwendete, um uns Grobheiten zu sagen.“

An dem Tage, als Hyppolit zum ersten Abendmahl ging, lud ihn der Pfarrer nach der Messe zum Frühstück ein. Der

dicke Junge war nicht ganz standfest in seinem Katechismus, und meine Großmutter, welche ihrer Redeweise nach „die Sache abgemacht zu sehen wünschte“, hatte den Pfarrer gebeten, etwas Nachsicht zu üben und das schlechte Gedächtniß des Knaben zu berücksichtigen. Der Herr Pfarrer hatte sich nun wirklich nachsichtig gezeigt, und Hyppolit wurde beauftragt, ihm ein kleines Geschenk, nämlich zwölf Flaschen Muskatwein zu überbringen. Man setzte sich zu Tisch und entkorkte die erste Bouteille. „Meiner Treu,“ sagte der gute Pfarrer, „dies ist ein angenehmer, leichter Wein, der sich trinken läßt und gewiß nicht so zu Kopf steigt, wie der hiesige Landwein. Er hat etwas Süßes, Liebliches und kann nicht schädlich sein! Setze Dich und trinke, mein Junge, und Du Manette, rufe den Sakristan; wenn die erste Flasche zu Ende ist, wollen wir die zweite kosten.“

Die Magd und der Sakristan nahmen Platz, der Wein erschien ihnen eben so angenehm wie Hyppolit, der keine Besorgniß kannte, da er niemals nach Gefallen getrunken hatte. Bei der zweiten Flasche fanden die Gäste den Wein etwas feurig, aber nach angestelltem Versuch erklärten sie, daß er das Wasser nicht trüge. Man ging zum dritten und vierten Blatte des Breviers über, wie der Pfarrer sagte, das heißt, man leerte die folgenden Flaschen, und der Communicant, der Pfarrer, die Magd und der Sakristan wurden nach und nach so heiter, und dann so ernsthaft, und dann so gedankenvoll, daß man sich trennte, ohne recht zu wissen, wie. Hyppolit kehrte allein durch die Wiesen zurück, denn die Kirchengänger waren schon lange heimgekehrt. Unterwegs wurde ihm der Kopf so schwer, daß er die Büsche

tanzen zu sehen glaubte und sich unter einen Baum legte, um ein Schläfchen zu machen. Hierdurch wurden seine Geister so erfrischt, daß er nach Hause gehen konnte, wo er uns für den Rest des Tages durch seinen Ernst und seine Mäßigkeit erbaute.

Die Magd des Pfarrers war eine sehr kleine Frau; sie war sauber. thätig, anhänglich, aber auch störrisch und zänkisch, denn diese Fehler erscheinen oft wie eine Ergänzung gewisser Eigenschaften, deren Uebermaß sie vielleicht hervorbringt. Während der Revolution hatte diese Frau das Leben und das Vermögen ihres Herrn gerettet. Sie hatte ihn versteckt und hatte seine Gegenwart zur Zeit der Verfolgung kühn und kaltblütig geleugnet. Dies war jedoch nicht in unserer Vallée-noire geschehen, denn hier sind weder Priester noch Gutsherrn ernstlich bedroht oder mißhandelt worden. Seit dieser Zeit tyrannisirte Manette ihren Herrn und leitete ihn wie ein kleines Kind. Sie sind kurz nach einander in sehr hohem Alter gestorben, und trotz ihrer Zänkereien, trotz des Mangels an Idealität in ihrem Zusammenleben, hatte die Zeit, welche Alles adelt, ihrer gegenseitigen Anhänglichkeit etwas Rührendes verliehen. Manette verlangte beständig, daß ihr Herr ausschließlich von ihr bedient und gepflegt würde; aber ihr fehlte die Kraft dazu, und wenn er krank war, so daß sie bei ihm wachen mußte, wurde sie regelmäßig selber krank. Dann nahm der Pfarrer eine andere Magd, damit sich die Alte ausruhen und pflegen könnte, aber kaum war sie wieder außer Bett, so war es ihr unerträglich, eine Fremde im Hause zu sehen, und sie kam nicht zur Ruhe, bis sie sie weggeschickt hatte.

Aber je mehr sie sich abmühte, um so mehr schwanden ihre Kräfte; dann klagte sie über zu viele Arbeit und über den Mangel an Unterstützung — und schnell nahm der Pfarrer eine neue Gehülfin, die er nach acht Tagen wieder fortschicken mußte. Es war ein ewiges Gezänk und der Pfarrer beklagte sich darüber bei mir, denn er lebte noch, als ich einige dreißig Jahre alt war. „Ach!“ sagte er, „sie macht mich sehr unglücklich! Aber was soll ich thun? Seit sieben und sechszig Jahren leben wir miteinander; sie hat mir das Leben gerettet, sie liebt mich wie ihren Sohn, und wer von uns zuerst stirbt, dem wird der Ueberlebende die Augen schließen. Sie zankt ohne Aufhören, sie klagt über mich, als ob ich ein Undankbarer wäre; ich suche ihr zu beweisen, daß sie ungerecht ist, aber sie ist so taub, daß sie nicht einmal die große Glocke hört.“ Und indem er dies sagte, vergaß der alte Pfarrer, daß er selbst in seiner Taubheit den Kanonendonner nicht zu hören vermochte.

Von seiner Gemeinde wurde er nicht geliebt und ich glaube, daß beide Theile schuld daran waren, denn trotz aller Erzählungen von dem rührenden Verhältnisse der Landpfarrer zu ihren Beichtkindern, ist — wenigstens seit der Revolution — Nichts so selten, als daß sie sich Gerechtigkeit widerfahren lassen und Nachsicht gegen einander üben. Der Bauer verlangt vom Pfarrer zu viele christliche Tugenden; der Pfarrer verzeiht dem Bauern weder seine Lebensweise, noch die Mängel seiner sittlichen Erziehung — und doch sind diese in gewisser Hinsicht nur ein Werk des Katholicismus, der sich mit dem Despotismus vereinigt hat, um den Landmann in Unwissenheit und Furcht zu erhalten. Unser Pfarrer

hatte jedenfalls vortreffliche Eigenschaften: er war von einer Freimüthigkeit und Unabhängigkeit der Gesinnung, wie sie in der Hierarchie nur selten gefunden werden. Um Politik bekümmerte er sich nicht und war nicht bemüht, Einfluß zu üben, um die Gunst des Einen zu erlangen, oder sich gegen die Feindschaft des Andern zu schützen, denn von Natur war er muthig, beinah tollkühn zu nennen. Der Krieg war seine Leidenschaft, die Schlachtberichte unserer Soldaten machten ihm Freude, und er pflegte zu sagen, daß er, wenn er nicht Priester wäre, dem Militärstande angehören möchte. Er hatte auch etwas von Beiden in seinem Wesen, denn er fluchte wie ein Dragoner und trank wie ein Tempelherr. „Ich bin kein Capot," sagte er zur Zeit der Restauration; „ich gehöre nicht zu jenen Heuchlern, die ihr Benehmen geändert haben, seitdem uns die Regierung begünstigt; ich bin derselbe, wie zuvor, und verlange nicht, daß mich meine Beichtkinder tiefer grüßen, oder daß sie der Schenke und dem Tanz entsagen, als wenn das, was gestern erlaubt war, heute verboten werden müßte. Ich bin starrköpfig und bedarf keiner neuen Gesetze, um mich zu vertheidigen. Wenn Jemand Streit sucht, verstehe ich mich darauf, ihm zu antworten, und zeige ihm lieber meine Faust, als daß ich ihn mit der Polizei und dem Staatsanwalt bedrohe. Ich bin ein Mann von altem Schrot und Korn, und glaube nicht, daß sie die Liebe zur Religion durch ihr Gesetz gegen Gotteslästerung befördern. Da ich Niemanden quäle, will ich mich auch nicht quälen lassen; ich liebe es nicht, den Wein mit Wasser zu vermischen, aber ich zwinge auch keinen Andern, es zu thun. Wenn der Erzbischof nicht zufrieden ist,

mag er es sagen, dann will ich ihm schon antworten! Ich will ihm zeigen, daß man einen Mann von meinem Alter nicht mehr so leitet, wie einen kleinen Seminaristen. Nimmt er mir meine Pfarre, so gehe ich deswegen doch in keine andere Gemeinde, sondern ziehe mich in's Privatleben zurück; ich habe acht bis zehntausend Francs ausstehen, das ist genug für die Zeit, die ich noch zu leben habe, und so brauche ich mich um alle Erzbischöfe der Welt nicht im Geringsten zu kümmern."

Und wirklich geschah es eines Tages, daß der Erzbischof nach Saint-Chartier kam, um die Firmelung zu ertheilen; er frühstückte bei dem Pfarrer mit seinem ganzen Generalstabe und versuchte seinen Wirth zu necken, der sich indessen Nichts gefallen ließ. „Sie zählen zweiundachtzig Jahre, Herr Pfarrer," sagte er; „das ist ein schönes Alter!" „Ei ja, Hochwürden," erwiederte dieser; „wenn Sie auch Erzbischof sind, kommen Sie doch vielleicht nicht so weit." Die Bemerkung des Prälaten bedeutete eigentlich: „Sie sind so alt, daß Sie bald kindisch werden, und es wäre wohl Zeit, Ihre Stelle einem Jüngern zu überlassen;" — und die Antwort sagte: „Ich gehe nicht weg, wenn Sie mich nicht forttreiben, und wir wollen doch sehen, ob Sie es wagen, meine weißen Haare so zu beschimpfen."

Zu Ende desselben Frühstücks ereignete sich eine drollige Scene. Der Erzbischof sollte bei mir diniren, und als das Dessert aufgetragen wurde, wendete sich der Pfarrer an meinen Bruder, der neben ihm saß, und rief ihm nach Art und Weise der Tauben mit lauter Stimme zu: „Führen Sie ihn doch endlich fort und befreien Sie mich von allen diesen

großen Herren, die mir so verteufelte Ausgaben verursachen und Alles im Hause über einander werfen. Ich habe sie wahrlich satt und weiß nur zu genau, daß sie sich über mich lustig machen, indem sie meine Rebhühner und meine Hähne verzehren." Diese Rede, die mit lauter Stimme und inmitten eines Schweigens gehalten wurde, von dem der gute Pfarrer keine Ahnung hatte, brachte Hyppolit in die größte Verlegenheit; aber als er sah, daß der Erzbischof und der Großvicar herzlich darüber lachten, überließ er sich ebenfalls der Heiterkeit, und zur großen Zufriedenheit des Wirths und seiner Manette, die ihre Gedanken zu verbergen glaubten, indem sie dieselben ihren vornehmen Gästen in's Gesicht sagten, standen Alle vom Tische auf.

In der letzten Zeit seines Lebens hatte unser Pfarrer eine Gemüthsbewegung, durch welche sein Tod wahrscheinlich beschleunigt wurde. Wie viele Greise, die nicht wagen, ihr Geld zu verleihen, und die sich durch die Ersparnisse, welche die Ruhe ihres Alters sichern könnten, eine Qual bereiten, hatte auch er die Manie, sein Vermögen zu verstecken. Er hatte dasselbe auf seinem Boden untergebracht; aber einer seiner Nachbarn, den er, wie man sagte, mit Wohlthaten überhäuft hatte, erlag der Versuchung, kletterte Nachts über die Dächer, drang durch eine Luke ein und bemächtigte sich des Schatzes. Der Geistliche wurde fast wahnsinnig vor Zorn und Schmerz, als er seine Thaler ausgenommen sah, und als der Staatsanwalt erschien, um die Klage aufzunehmen und die Untersuchung einzuleiten, lag der Pfarrer zu Bett und hatte beinah das Delirium. Der Schmerz und Unwille des Greises wurde dadurch vermehrt,

daß er den Thäter errathen hatte, aber als er im Begriff war, ihn der Gerechtigkeit zu überliefern, wurde er von Mitleid für den Mann ergriffen, den er geliebt hatte; vielleicht erwachte auch die Reue des Christen über die Liebe zum Gelde, die ihn so sehr beherrscht hatte. „Thun Sie, was Ihre Schuldigkeit ist," sagte er zu dem Beamten, der ihn befragte; „ich bin freilich bestohlen, aber wenn ich einen Verdacht habe, so bin ich nur Gott Rechenschaft schuldig, und es kommt mir nicht zu, den Verbrecher zu strafen." Man drang umsonst in ihn: „Ich habe Ihnen Nichts zu sagen," erwiederte er, indem er sich verdrießlich abwendete; „ich könnte mich irren; Ihr Beamten mögt das auf Euer Gewissen nehmen, das ist Euer Beruf, aber nicht der meinige."

In der folgenden Nacht wurde das Geld zurückgebracht; Manette, die in Verzweiflung umhersuchte, fand es in dem Versteck, aus dem es genommen war. Die Großmuth des Pfarrers hatte den Dieb mit Reue erfüllt und er hatte sein Vergehen auf der Stelle wieder gut gemacht. Um nun die Nachforschungen der Gerechtigkeit und das Gerede der Gemeinde zu beendigen, gab der Pfarrer zu verstehen, daß er den Verlust seines Geldes nur geträumt hätte, oder daß ihm seine Magd, um es besser zu verbergen, einen andern Platz gegeben und dies nachher in Folge ihrer Altersschwäche vergessen hätte. Das Erlebniß des Pfarrers wurde also in verschiedener Weise erzählt, und noch heute machen sich darüber verschiedene Ansichten geltend. Aber ich habe von ihm selbst erfahren, was ich hier zu seiner Ehre und eigentlich auch zur Ehre des Diebes erzähle, denn die christliche

Regung der Reue, die zur Umkehr führt und das Gott Wohlgefällige zu thun antreibt, ist ein schönes Gefühl, das von der menschlichen Gerechtigkeit nicht genug gewürdigt wird.

Dieser alte Pfarrer hatte eine große Zuneigung für mich; als ich etwa fünfunddreißig Jahre alt war, sagte er noch immer: „Die Aurora ist ein Kind, das ich immer lieb gehabt habe" — und an meinen Mann schrieb er — wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß dieser eifersüchtig werden könnte: „Sie mögen es nun nehmen, wie Sie wollen, ich muß gestehen, mein Herr, daß ich Ihre Frau auf's Zärtlichste liebe."

In Wahrheit hat er sich immer ganz väterlich gegen mich benommen, und zwanzig Jahre lang hat er keinen Sonntag verfehlt, mit mir nach der Vesper zu speisen. Ich ging ihm zuweilen entgegen, verletzte mir eines Tages den Fuß, und hätte nicht gewußt, wie ich nach Hause kommen sollte — denn zu jener Zeit konnte auf den Wegen von Saint-Chartier von Wagen gar keine Rede sein — wenn mir der Pfarrer nicht angeboten hätte, mich hinter sich auf sein Pferd zu nehmen. Es wäre jedenfalls besser gewesen, wenn er sich hinter mich gesetzt hätte, denn er war so alt, daß er bei der Bewegung des Reitens einschlief. Ich hatte träumend die Gegend betrachtet, als ich bemerkte, daß das Pferd, dessen Schritt immer langsamer geworden war, endlich still stand, um zu fressen, und daß der Pfarrer nach Herzenslust schnarchte. Glücklicherweise hatte ihn die Gewohnheit auch während des Schlummers zum sichern Reiter gemacht; ich trieb das Thier mit den Fersen an, und da es

seinen Weg kannte, trug es uns an das Ziel, obwohl ihm die Zügel auf dem Halse lagen.

Nachdem er reichlich gegessen und getrunken hatte, pflegte er am Kamin wieder einzuschlafen und sein Schnarchen erschütterte die Fenster. Wenn er aufwachte, bat er mich, ihm etwas auf dem „Klavier" oder „Spinett" vorzuspielen; „Pianoforte" konnte er nicht sagen, das war ihm zu neu. Je älter er wurde, um so weniger hörte er von den tiefen Tönen, nur die scharfen, hohen Klänge des Instrumentes kitzelten noch immer sein Ohr; aber eines Tages sagte er mir: „Nun höre ich gar nichts mehr, nun bin ich alt!" Er war es schon lange, der arme Mann! Aber trotzdem stieg er um zehn Uhr Abends auf sein Pferd und kehrte mitten im Winter, ohne Begleitung in sein Pfarrhaus zurück. Einige Stunden vor seinem Tode sagte er zu dem Diener, den ich geschickt hatte, um nach seinem Befinden zu fragen: „Sagen Sie zu Aurora, daß sie mir nichts mehr schickt, ich brauche gar Nichts mehr; und dann sagen Sie ihr auch, daß ich sie und ihre Kinder sehr lieb habe."

Ich glaube, daß wir keinen größern Beweis von Anhänglichkeit empfangen können, als wenn sich die letzten Gedanken eines Sterbenden mit uns beschäftigen. Vielleicht liegt darin aber auch etwas Prophetisches, das uns mit Vertrauen oder Angst erfüllen muß. Als die Vorsteherin meines Klosters starb, war ich von den sechszig Pensionairinnen, die sie alle fast gleichmäßig interessirten, die einzige, an die sie dachte, obwohl sie mir niemals eine besondere Sorgfalt bewiesen hatte. „Arme Dupin!" sagte sie mehrere Male in ihrem Todeskampfe; „wie leid thut es mir,

daß sie ihre Großmutter verliert!" Sie glaubte meine Großmutter krank und sterbend zu sehen, was mich in große Unruhe versetzte und die abergläubische Ahnung eines drohenden Unglücksfalles in mir erweckte.

Als ich etwa sieben Jahre alt war, wurde ich Deschartres' Unterricht übergeben und es dauerte lange, ehe ich mich über ihn zu beklagen hatte, denn so hart und brutal er gegen Hyppolit war, so sanft und geduldig war er gegen mich in den ersten Jahren. Ich machte darum auch rasche Fortschritte bei ihm, denn er hatte, so lange er ruhig war, einen klaren, übersichtlichen Vortrag, doch sobald er sich erhitzte, wurden seine Erklärungen weitschweifig und verworren; im Zorne fing er sogar an zu stottern, und wurde dadurch gänzlich unverständlich. Der arme Hyppolit wurde von ihm auf's Fürchterlichste mißhandelt, obwohl derselbe eine schnelle Fassungsgabe und ein vortreffliches Gedächtniß besaß. Descharires wollte nicht begreifen, daß eine robuste Natur das Bedürfniß der Bewegung fühlt, und durch lange Studien zur Verzweiflung getrieben wird. Auf der andern Seite muß ich freilich, trotz der Freundschaft für meinen Bruder gestehen, daß derselbe ein unausstehlicher Junge war. Seine größte Lust war, Alles zu zerbrechen, zu zerstören, alle Welt zu necken und tolle Streiche auszuführen. Bald schleuderte er Feuerbrände durch das Kamin, unter dem Vorwande, den Göttern der Unterwelt Opfer zu bringen, wobei er das Haus beinah in Brand setzte. Bald that er Pulver in einen dicken Klotz, so daß eine Explosion erfolgte, welche den Suppentopf mitten in die Küche warf, und das nannte er die Theorie der Vulkane studiren. Ein ander

Mal band er dem Hunde ein Kasserol an den Schwanz und ergötzte sich an seiner hastigen Flucht durch den Garten und an seinem kläglichen Geheul. Oder er zog den Katzen Holzschuhe an, das heißt, er zwängte ihre Pfoten in Nußschalen ein, und setzte sie dann auf Eis oder auf einen Parquetboden, um zu sehen, wie sie ausglitschten, fielen, und mit wüthendem Knurren hundert vergebliche Versuche machten, sich wieder aufzurichten. Zuweilen behauptete er auch, Kalchas, der Priester der Griechen zu sein, und unter dem Vorwande, Iphigenie auf dem Küchentische opfern zu wollen, ergriff er ein Messer, das für weniger erhabene Opfer bestimmt war, und indem er damit wüthend herumfuhr, verletzte er die Umstehenden oder sich selbst.

Zuweilen nahm auch ich an seinen Unarten Theil, obwohl ich von Natur nicht so ungestüm war, wie er. Eines Tages hatten wir ein fettes Schwein im Hofe schlachten sehen und Hyppolit kam auf den Einfall, die Gurken im Garten ebenso zu behandeln. Er stieß ihnen einen kleinen Holzspan in das Ende, das seiner Meinung nach den Hals des Thieres vorstellte, und dann drückte er diese unglücklichen Früchte so lange mit dem Fuße, bis aller Saft herausfloß. Ursula fing denselben in einem alten Blumentopfe auf, um Blutwurst davon zu machen, und ich zündete ein eingebildetes Feuer daneben an, um das Schwein, das heißt die Gurke, so abzusengen, wie wir es vom Fleischer gesehen hatten. Dies Spiel gefiel uns so sehr, daß wir von einer Gurke zur andern übergingen; wir wählten zuerst die „fettsten", gingen dann zu den weniger dicken über, und hatten bald ein ganzes Beet verwüstet, das ein Gegenstand

besonderer Sorgfalt für den Gärtner gewesen war. Man kann sich denken, was er empfand, als er diese Scene der Verwüstung sah. Inmitten der Leichen glich Hyppolit dem Ajax, der in seiner Wuth die Heerden der Griechen schlachtete. Der Gärtner beschwerte sich und wir wurden bestraft; aber das konnte die Gemordeten nicht wieder erwecken, und für uns Alle gab es in diesem Jahre keine Gurken zu essen.

Zuweilen machten wir uns auch das boshafte Vergnügen, sogenannte „Hundefallen" anzulegen. Diese bestehen aus einer Grube, die mit einem Gemengsel von Erde und Wasser gefüllt wird, worauf man sie mit kleinen Reisern, einigen Schieferplatten, und mit einer dünnen Schicht Erde oder dürrem Laube bedeckt. Man pflegt diese Fallen inmitten eines Weges oder einer Gartenallee anzulegen, und versteckt sich dann im Gebüsch, um zu belauschen, wie die Vorübergehenden einsinken und auf die Gassenbuben schimpfen, die sich solchen Spaß erdenken. Wenn die Grube einigermaßen tief ist, läuft man Gefahr, sich darin die Beine zu brechen, aber die unsrigen, die eine große Oberfläche darboten, waren hierzu nicht geeignet. Das Lustigste bei der Geschichte war das Erschrecken des Gärtners, dem plötzlich in seinen schöngeharkten Wegen die Erde unter den Füßen wich und der stundenlanger Arbeit bedurfte, um den Schaden wieder auszubessern. Eines schönen Tages wurde sogar Deschartres angeführt. Er trug beständig sehr weiße Zwickelstrümpfe, kurze Hosen und hübsche Nankinggamaschen, denn er war sehr eitel auf seinen Fuß und sein Bein, und war in seiner Fußbekleidung von außerordentlicher, gesuchter Zierlichkeit. Außerdem ging er, wie alle Pedanten, mit

steifen Knien und auswärts gestreckten Füßen (dies ist ein ganz charakteristisches Zeichen, an welchem man sie sicher erkennt, auch wenn sie nicht zur Schulmeisterzunft gehören). Wir gingen hinter ihm her, um den Anblick besser zu genießen — plötzlich senkt sich der Boden und er steckt bis zur halben Wade in einer gelben Thonerde, die zum Färben seiner Strümpfe bewunderungswürdig zubereitet ist. Hyppolit spielte den Erstaunten und Deschartres' ganze Wuth fiel auf Ursula und mich zurück; aber wir fürchteten ihn nicht, und ehe er seine Schuhe herausgefischt hatte, waren wir schon weit entfernt.

Da mein armer Bruder von Deschartres auf's Unbarmherzigste geschlagen wurde, wir kleinen Mädchen aber nur Schelte bekamen, waren Ursula und ich mit Hyppolit übereingekommen, daß wir so viel als möglich auf unsere Rechnung nehmen wollten. Um die Täuschung besser durchzuführen, hatten wir uns sogar eine Art kleiner Komödie eingeübt, die eine Zeit lang vom besten Erfolge war. Hyppolit ergriff die Initiative, und sobald er einen Teller zerbrochen oder einen Hund gequält hatte, dessen Geschrei Deschartres hörte, rief er aus: „Da seh' Einer diese kleinen Mädchen! sie machen nichts als Dummheiten; wollt ihr bald aufhören, ihr unartigen Dinger!“ und darauf lief er fort, während Deschartres die Nase zum Fenster herausstreckte und sich wunderte, die kleinen Mädchen nicht zu sehen.

Eines Tages, als Deschartres nach dem Jahrmarkte gegangen war, um Vieh zu verkaufen — denn der Ackerbau und die Verwaltung unseres kleinen Gutes war seine Hauptbeschäftigung — fiel es Hyppolit, der in der Stube des

„großen Mannes“ seine Aufgabe lernen sollte, plötzlich ein, den großen Mann in eigner Person zu spielen. Er zieht also eine weite Jacke an, die ihm bis an die Fersen reicht, setzt die Schirmmütze auf und geht so im Zimmer umher, mit gespreizten Beinen und auf den Rücken gelegten Händen, wie der Schulmeister zu thun pflegte. Dann fängt er auch an, seine Redeweise nachzuahmen, tritt an die schwarze Tafel, zeichnet mit Kreide verschiedene Figuren darauf; beginnt eine Erklärung, wird zornig, geräth in's Stottern und nennt seinen Schüler einen argen Dummkopf und einen Esel; mit seinem Nachahmungstalent zufrieden, stellt er sich endlich auch an's Fenster und beginnt ein Gespräch mit dem Gärtner, den er über die Art und Weise, wie er die Bäume beschneidet, zur Rede stellt und tadelt. Er zankt mit ihm, er schimpft, ganz in Deschartres' Weise und mit der lauten Stimme, die diesem eigen ist. Und mag es nun wirklich an der Vollkommenheit der Nachahmung oder an der Entfernung liegen, der Gärtner, der jedenfalls ein einfältiger, leichtgläubiger Bursche war, läßt sich anführen und beginnt zu murren und sich zu verantworten. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er plötzlich dicht neben sich den wahren Deschartres erblickt, der diesem Auftritt beiwohnt und keine Geberde und kein Wort dieses Possenspiels verliert. Deschartres hätte darüber lachen sollen, aber es war ihm unerträglich, daß man seine Persönlichkeit angriff, und zum Unglück sah ihn Hyppolit nicht, da er hinter den Bäumen versteckt war. So stieg denn Deschartres, der früher heimgekehrt war, als man vermuthete, geräuschlos die Treppe hinauf und öffnete die Stubenthüre im Augenblick, als der

muthwillige Knabe mit tiefer Stimme zu einem eingebildeten Hyppolit sagte: „Du thust Nichts! das ist die Handschrift einer Katze und die Orthographie eines Tölpels! Pim, pam! das ist für deine Ohren, du dummes Thier!“

In diesem Augenblicke verdoppelte sich die Scene und während der falsche Deschartres einen eingebildeten Hyppolit mit Ohrfeigen traktirte, wurde der wirkliche Hyppolit von dem wirklichen Deschartres in gleicher Weise begrüßt.

Deschartres gab mir grammatikalische Stunden, meine Großmutter unterrichtete mich in der Musik und meine Mutter ließ mich lesen und schreiben. Obwohl ich die biblische Geschichte durchnahm, war von keiner bestimmten Religion die Rede und man stellte mir frei, die Wunder des Alterthums zu glauben oder zu verwerfen. Meine Mutter ließ mich knieend an ihrer Seite mein Gebet verrichten und sie selbst hat diese Andachtsübung nie versäumt. Ihre Gebete waren sogar ziemlich lang, denn nachdem die meinigen vollendet waren, und nachdem ich schon längst im Bette lag, sah ich sie noch immer mit gesenktem Haupte, in tiefes Sinnen verloren, auf den Knien liegen. Und doch ging sie nie zur Beichte und hielt die Freitagsfasten nicht; aber sie unterließ es nur selten, zur Sonntagsmesse zu gehen, und wenn sie am Kirchenbesuch verhindert wurde, verdoppelte sie ihre häuslichen Gebete. Wenn sie von meiner Großmutter befragt wurde, warum sie die Vorschriften der Kirche so zur Hälfte erfüllte, antwortete sie: „Ich habe meinen eignen Glauben; von dem, was geboten ist, nehme ich Manches an und verwerfe ich Manches. Die Priester mag ich nicht leiden; das sind Heuchler, denen ich niemals meine Gedanken

mittheilen werde, denn sie würden mich doch nur falsch verstehen. Ich glaube, daß ich nichts Böses thue; wenn es der Fall ist, so geschieht es wenigstens ganz gegen meinen Willen. Darum werde ich auch meine Fehler nicht ablegen, aber das ist nicht meine Schuld; ich liebe Gott von Grund des Herzens und glaube, daß er zu gütig ist, um uns in jenem Leben zu bestrafen; wir müssen für unsere Thorheiten schon hienieden genugsam büßen. Und doch habe ich eine große Angst vor dem Tode, aber nur, weil ich das Leben liebe, nicht aber, weil ich mich fürchte, vor Gott zu erscheinen, auf den ich vertraue und dem ich sicherlich nie mit Absicht zuwider gehandelt habe." — „Aber was sagen Sie ihm in Ihren langen Gebeten?" — „Ich sage ihm, daß ich ihn liebe, suche Trost bei ihm, wenn ich bekümmert bin, und bitte ihn, mich in jenem Leben mit meinem Gatten wieder zu vereinigen." — „Aber was thun Sie in der Messe? Sie verstehen ja Nichts davon!" — „Es thut mir wohl, in der Kirche zu beten; ich weiß, daß Gott allgegenwärtig ist, aber in der Kirche ist er mir näher, und ich glaube, daß dies gemeinsame Gebet das beste ist. Während der Messe habe ich freilich manche Zerstreuung, denn sie währt zu lange, aber es kommt doch einmal ein guter Augenblick, wo ich aus tiefster Seele bete, und das giebt mir Erleichterung." — „Und doch vermeiden Sie die Frommen," sagte meine Großmutter wieder. „Ja," antwortete sie, „ich thue das, weil sie intolerant und heuchlerisch sind, und weil ich glaube, daß wenn Gott irgend welche seiner Geschöpfe zu hassen vermöchte, dies besonders die Frömmler und Frömmlerinnen sein würden." — „Dadurch verurtheilen Sie aber Ihre

eigne Religion; denn wenn die Personen, die ihre Gebote am treusten befolgen, die hassenswerthesten und bösesten sind, muß diese Religion eine verderbliche sein, und man ist um so besser, je mehr man sich von ihr entfernt; ist dies nicht die Consequenz Ihrer Ansicht?" — „Sie fragen mich zu viel," sagte meine Mutter; „ich bin nicht daran gewöhnt, meine Gefühle zu ergründen; ich gehe, wie sie mich leiten, und thue Alles, was mir mein Herz vorschreibt, ohne meinen Verstand nach den Gründen zu fragen."

Man sieht hieraus, so wie aus der Erziehung, die ich erhielt, oder vielmehr aus dem Mangel aller religiösen Unterweisung, daß meine Großmutter durchaus nicht rechtgläubig war. Sie haßte nicht allein die Frömmler, wie meine Mutter that, sondern sie verurtheilte kalt und mitleidslos die Frömmigkeit selbst und den Katholicismus. Sie war übrigens weit davon entfernt, Atheistin zu sein; sie glaubte an jene Naturreligion, welche die Philosophen des 18. Jahrhunderts gelehrt, aber nur wenig ergründet haben. Sie nannte sich selbst Theistin und verwarf alle Dogmen, alle Religionsformeln mit gleicher Verachtung. Sie verehrte Jesum Christum und bewunderte das Evangelium als eine vollendete Philosophie, aber sie bedauerte, die Wahrheit überall von einer mehr oder weniger lächerlichen Fabel umhüllt zu sehen.

Ich werde später sagen, wie viel ich von ihren Ansichten bewahrt oder verloren, angenommen oder verworfen habe. Aber während ich Schritt für Schritt der Entwicklung meines Wesens folge, muß ich sagen, daß ich in meiner Kindheit viel mehr von dem kindlichen, vertrauensvollen Glau-

ben meiner Mutter, als von der strengen Kritik der Großmutter angezogen wurde. In dem religiösen Gefühl meiner Mutter lag, ihr unbewußt, viel Poesie, und Poesie war mir Bedürfniß. Nicht jene gemachte, nach reiflicher Ueberlegung geschaffene Poesie, die man damals pflegte, um gegen den Positivismus des 18. Jahrhunderts anzukämpfen, sondern die Poesie, die in den Dingen selbst liegt und die wir in der Kindheit fühlen, ohne zu wissen, was sie ist und welchen Namen sie trägt. Mit einem Worte, ich bedurfte der Poesie, wie das Volk, wie meine Mutter oder wie der Landmann ihrer bedarf, der sich halb vor Gott, halb vor dem Teufel niederwirft, der beide miteinander verwechselt, und der alle geheimnißvollen Kräfte der Natur zu seinen Gunsten zu stimmen versucht.

Ich hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für das Wunderbare und meine Einbildungskraft wurde durch die Erklärungen meiner Großmutter nicht befriedigt. Die Wunder des jüdischen und heidnischen Alterthums las ich mit gleichem Vergnügen und würde gern an sie alle geglaubt haben; aber da meine Großmutter von Zeit zu Zeit an meine Vernunft appellirte, konnte ich nicht zum Glauben gelangen. Doch rächte ich mich für den kleinen Schmerz, der mir dadurch verursacht wurde, indem ich dabei beharrte, innerlich Nichts vollständig zu negiren; es war ganz dasselbe Verhältniß, wie mit meinen Feenmärchen. Auch an diese glaubte ich nur zur Hälfte, zu gewissen Zeiten und gleichsam nur in einzelnen Anfällen.

Die Färbung, in welche sich das religiöse Gefühl bei verschiedenen Individualitäten kleidet, ist Sache der Organi-

sation. Ich spreche kein Verdammungsurtheil über die Frömmigkeit aus, wie meine Großmutter wegen der Gebrechen der meisten Frommen that. Die Frömmigkeit ist eine Exaltation der Seelenkräfte, wie die Trunkenheit eine Ueberreizung unserer physischen Eigenschaften ist. Jeder Wein berauscht, wenn er im Uebermaß getrunken wird; aber das ist kein Fehler des Weines. Es giebt Personen, die viel vertragen können und nur klarer dadurch werden, und es giebt andere, die eine kleine Dosis stumpfsinnig oder wüthend macht. Aber im Allgemeinen bin ich der Ansicht, daß der Wein nur das an's Licht bringt, was wir in uns tragen, und der beste Wein der Welt muß Denen schaden, die einen schwachen Kopf oder ein reizbares Gemüth besitzen.

Die religiöse Exaltation, auf welches Dogma sie auch basirt sein mag, ist also ein Seelenzustand, der bald erhaben, bald abscheulich, bald jammervoll sein muß, je nachdem das Gefäß, in welchem diese brennende Flüssigkeit gährt, zu den starken oder zu den gebrechlichen gehört. Diese Ueberreizung unseres Wesens macht uns zu Heiligen oder zu Verfolgern, zu Märtyrern oder zu Henkern, und das Christenthum ist gewiß nicht schuld daran, daß die Katholiken Tortur und Inquisition erfunden haben.

Was mich im Allgemeinen von den Frommen zurückstößt, sind nicht die Fehler, die unvermeidlich aus ihrer Organisation hervorgehen, sondern es ist der Mangel an Zusammenhang zwischen ihren Meinungen und ihrem Leben. Sie mögen sagen, was sie wollen, sie machen es doch wie meine Mutter: sie befolgen das Eine und vernachlässigen das Andere — aber sie haben nicht das Recht, das meine

Mutter für sich in Anspruch nehmen konnte, da sie sich nicht zu den Orthodoxen zählte. Als ich fromm war, ließ ich mir Nichts hingehen; ich machte keine Bewegung, ohne mir Rechenschaft davon zu geben, und ohne mein erschrecktes Gewissen zu fragen, ob es mir erlaubt sein möchte, mit dem rechten oder mit dem linken Fuße auszuschreiten. Wenn ich jetzt noch fromm wäre, hätte ich vielleicht nicht genug Energie, intolerant gegen Andere zu sein, denn der Charakter läßt sich niemals verleugnen; aber ich würde intolerant gegen mich selber sein, und da uns das reifere Alter zu einer gewissen positiven Logik bringt, würde mir für mich selbst Nichts streng genug erscheinen. So habe ich die Frauen der großen Welt niemals begriffen, die zu Ball gehen, ihre Schultern zeigen, an ihren Putz denken und doch alle Sakramente empfangen, keine Vorschrift des Kultus vernachlässigen und vollständig in Harmonie mit sich selbst zu sein glauben. Ich spreche hier nicht von den Heuchlerinnen, diese gehören nicht zu den Frommen; ich spreche von den ganz unbefangenen Frauen, die ich oft um das Geheimniß befragt habe, so ohne alle Gewissensbisse gegen ihre eigne Ueberzeugung sündigen zu können; und jede hat es mir in ihrer Weise erklärt, ohne daß ich deswegen klüger geworden wäre, als zuvor.

Ebensowenig kann ich gewisse Männer begreifen, die mit ganzer Seele an die Vortrefflichkeit aller Vorschriften des Katholicismus glauben und sein Princip mit Wärme vertheidigen, ohne jedoch eines seiner Gesetze zu befolgen. Wenn mir die eine Handlungsweise besser erschiene als die andere, so glaube ich, daß ich nicht zögern würde, jene

bessere zu erwählen. Dieser Mangel an Logik bei Personen, die ich als klug und aufrichtig kenne, ist etwas Unerklärliches für mich geblieben. Vielleicht wird es mir klar, wenn ich meine Erinnerungen der Ordnung nach überschaue, was mir beim Niederschreiben zum ersten Mal im Leben möglich ist, und vielleicht gelingt es mir, den Zustand der Seele, die zwischen Glauben und Zweifeln ringt, zu analysiren, indem ich mich erinnere, auf welche Weise ich fromm geworden bin, und auf welche Weise ich wieder aufgehört habe, fromm zu sein.

Mit sieben oder acht Jahren hatte ich unsere Sprache so ziemlich gelernt; das war zu früh, denn man ließ mich nun gleich zu andern Studien übergehen und versäumte die Grammatik wieder mit mir durchzunehmen. Ich mußte sehr viel schreiben, man beaufsichtigte meinen Styl und machte mich nur gelegentlich auf die Unrichtigkeiten aufmerksam, die sich nach und nach in meine Sprache einschlichen, während ich durch die Leichtigkeit des schriftlichen Ausdrucks fortgerissen wurde. Als ich in's Kloster kam, war man überzeugt, daß ich zu viel Französisch könnte, um am Unterricht der Klassen theilzunehmen; und bei der Prüfung vermochte ich wirklich die leichten Aufgaben, die den Zöglingen meines Alters gegeben wurden, ganz gut zu lösen. Aber als ich mich später meiner eignen Schreibweise hingab, kam ich oft in Verlegenheit. Ich werde später erzählen, wie ich nach dem Austritt aus dem Kloster das Französische wieder lernte, und wie ich zehn oder zwölf Jahre später, als ich für die Oeffentlichkeit zu schreiben begann, einsehen mußte, daß ich noch immer Nichts davon verstand; wie ich abermals ein Studium anfing,

das wohl zu spät kam und mir wenig nützte, so daß ich meine Sprache noch immer lerne, indem ich mich derselben bediene, und daß ich fürchte, sie niemals ganz zu verstehen. Und doch gehören Reinheit und Richtigkeit der Sprache zu den Bedürfnissen meines Geistes, besonders jetzt, und wenn ich mich dagegen versündige, so geschieht es nie aus Nachlässigkeit oder Zerstreuung, sondern aus wirklicher Unwissenheit.

Das Unglück kam daher, daß Deschartres dem Vorurtheile huldigte, wonach der Unterricht der Männer geleitet wird, und daß er sich einbildete, ich müßte Lateinisch lernen, um mich in der Kenntniß der französischen Sprache zu vervollkommnen. Ich lernte gutwillig Alles, was man begehrte, und verschlang auch die Anfangsgründe der lateinischen Sprache mit Resignation. Im Allgemeinen verwenden die Kinder zu viel Zeit auf das Erlernen des Französischen, Lateinischen und Griechischen, sei es, daß man sich falscher Lehrmethoden bedient, oder liegt es an der Schwierigkeit dieser Sprachen, oder ist das Studium jeder Sprache für das Kind am allerschwierigsten — gewiß ist, daß man das Colleg verläßt, ohne Französisch oder Lateinisch, und noch viel weniger Griechisch zu können, es müßten denn etwa ganz besondere Anlagen vorhanden sein. Ich für mein Theil verlor eine Menge Zeit, ohne das Lateinische zu lernen, anstatt mich in dem Alter, wo man sich Alles am leichtesten aneignet, dem Studium der französischen Sprache mit Eifer zu widmen.

Glücklicherweise gab ich das Lateinische bald wieder auf und daher kommt es, daß ich trotz aller Lücken das Fran-

zösische noch immer besser verstehe, als die meisten Männer unserer Zeit. Ich spreche hier nicht von den Schriftstellern, denn ich bin überzeugt, daß diese ihre Sprache und ihren Styl nicht im Colleg gelernt haben, sondern ich meine die Mehrzahl der Männer, welche ihre klassischen Studien vollendet haben, ohne späterhin ihre Muttersprache zum Gegenstand eines besondern Studiums zu machen. Wenn man recht darauf achten will, wird man bemerken, daß sie keinen Brief von drei Seiten schreiben können, ohne daß sich darin ein sprachlicher oder orthographischer Fehler befände. Ebenso wird man bemerken, daß Frauen von zwanzig bis dreißig Jahren, die einigen Unterricht genossen haben, das Französische im Allgemeinen besser schreiben, als Männer, was meiner Ansicht nach davon herrührt, daß sie nicht acht bis zehn Jahre ihres Lebens an den Versuch verschwendet haben, todte Sprachen zu erlernen.

Dies Alles läuft auf die Erklärung hinaus, daß ich das System, worauf der Unterricht der Knaben basirt ist, für einen beklagenswerthen Irrthum halte. Und ich stehe mit meiner Ansicht nicht allein, denn von allen Männern höre ich sagen: daß sie auf dem Colleg ihre Zeit, sowie ihre Freude am Lernen verloren haben, und daß Alle, die wirklich fortgeschritten sind, zu den Ausnahmen gehören. Aber ist es denn nicht möglich, ein System zu befolgen, durch welches die gewöhnlich Begabten nicht mehr den Anforderungen auserwählter Naturen geopfert würden?

Fünftes Kapitel.

Tyrannei und Schwäche Deschartres'. — Das Menuet von Fischer. — Das Buch der Magie. — Wir citiren den Teufel. — Der Sucher der Zärtlichkeit. — Die erste Liebe meines Bruders. — Pauline. — Herr Gogault und Herr Loubens. — Die Ausbildung der Talente für die Gesellschaft. — Der Marschall Maison. — Die Wohnung in der Rue Thiroux. — Große Betrübniß eines siebenjährigen Kindes bei dem Gedanken an seine Verheirathung. — Mobilmachung der Armee für den russischen Feldzug. — Nohant. — Ursula und ihre Schwester. — Eindruck des Spiels auf mich. — Meine alten Freunde. — Kriegssystem des Czaren Alexander. — Moskau.

Wir nahmen unsere Stunden in dem Zimmer Deschartres', das sehr reinlich gehalten war, in dem aber ein sehr starker Lavendelseifengeruch herrschte, der mir ekelhaft wurde. — Meine eignen Unterrichtsstunden waren nicht lang, aber die meines armen Bruders dauerten den ganzen Nachmittag, denn er war verurtheilt, unter den Augen des Pädagogen zu lernen und sich zu präpariren. Allerdings öffnete er, wenn man ihn aus den Augen ließ, nicht einmal das Buch, sondern lief im Felde umher und ließ sich den ganzen Tag über nicht sehen. Gewiß hatte Gott dieses ungestüme Kind zur Strafe Deschartres' geschaffen und in die Welt gesetzt, aber Deschartres, der von Natur ein Tyrann war, nahm seine muthwilligen Streiche nicht als Züchtigung hin. Er machte Hyppolit entsetzlich unglücklich, und das Kind mußte von Bronze sein, um nicht unter diesem harten Drucke zu zerbrechen. Es war nicht das Latein, das ihn zum Märtyrer machte, man unterrichtete ihn nicht darin, sondern die Mathematik, für die er viel Talent zeigte und auch wirklich besaß. — Er haßte das Studium an sich selbst nicht, aber er zog Bewegung und Heiterkeit vor, die für ihn

eine gebieterische Nothwendigkeit waren. Deschartres gab ihm auch Musikunterricht, und da dessen Lieblingsinstrument das Flageolet war, so mußte es Hyppolit lernen, mochte er wollen oder nicht. Man kaufte ihm ein Flageolet von Buchsbaumholz und Deschartres schlug ihn bei jeder falschen Note mit seinem eignen, mit Elfenbein ausgelegten Instrumente von Ebenholz, heftig auf die Finger. Besonders hätte ein Menuet von Fischer Schwielen auf den Händen des unglücklichen Schülers zurücklassen mögen. Dies war um so unverzeihlicher von Deschartres, da er sich, selbst im heftigsten Zorne, bis zu einem gewissen Grade beherrschen konnte, wenn er sich Personen gegenüber befand, die er liebte. Er hatte meinen Vater in seiner Kindheit nie brutal behandelt und sich gegen mich nur ein einziges Mal bis zum Versuche einer thätlichen Mißhandlung hinreißen lassen. Aber Hyppolit's Schelmenstreiche und Spöttereien hatten ihm eine Abneigung gegen den Knaben eingeflößt, obwohl er, um meines Vaters willen, auch wieder ein tiefes Interesse für ihn fühlte. Er wurde durch Nichts gezwungen, Hyppolit zu unterrichten, und doch that er es mit einer Hartnäckigkeit, die wohl nicht aus Rachsucht entsprang, denn er hätte einer Satisfaction bald müde werden müssen, die ihn sein Schüler so theuer bezahlen ließ — aber wenn er seine Aufgabe als Gewissenspflicht ansah, so darf man auch wohl behaupten, daß bei Gelegenheit zugleich die Rache befriedigt wurde.

Wenn ich meine Stunden in Hyppolit's Gegenwart hatte — der sich mit den Ellbogen auf den Tisch stützte und mit den Fliegen spielte, sobald man ihn nicht beobachtete —

war auch Ursula anwesend. Deschartres liebte das kleine Mädchen, das ihm mit vielem Selbstbewußtsein Widerpart hielt und ihm sehr treffende Antworten gab. Er liebte zuweilen, wie alle heftigen Männer, offnen Widerstand und wurde sanftmüthig, ja sogar schwach gegen Die, welche ihn nicht fürchteten. Hyppolit's Unrecht und Unglück war, daß er ihm niemals in's Gesicht sagte, daß er grausam und ungerecht sei. Hätte er ein einziges Mal gedroht, sich bei meiner Großmutter zu beklagen oder das Haus zu verlassen, Deschartres wäre sicherlich in sich gegangen; aber das Kind fürchtete und haßte ihn, und suchte nur Trost in der Rache.

Es ist gewiß, daß Hyppolit erfinderisch war und einen wirklich dämonischen Geist besaß, um Lächerlichkeiten zu beobachten und zu entdecken. Deschartres wurde oft während des Unterrichts durch einige Wirthschaftsdetails in's Haus oder in den Oekonomiehof gerufen, und diese Zeit benutzte man, um sich über ihn lustig zu machen. Hyppolit nahm das Flageolet und spielte mit seltner Nachahmungsgabe den Professor. In der That gab es nichts Lächerlicheres, als Deschartres Flageolet spielend. Dies ländliche Instrument war an und für sich schon in den Händen einer so feierlichen Persönlichkeit und in einem aus Gewohnheit verdrießlich gerunzelten Gesichte außerordentlich lächerlich, zum Ueberfluß aber behandelte er es mit der äußersten Geziertheit. Er bog seine Finger mit Grazie, wiegte seinen dicken Körper hin und her und kniff die Oberlippe mit solcher Affectation ein, daß er die lächerlichste Person der Welt war. Besonders in dem Menuet von Fischer entfaltete er alle diese Mittel, und Hyppolit wußte das Stück sehr gut auswendig, das er

nie spielen konnte, wenn er die Noten und das drohende Gesicht Deschartres' vor sich sah. Er hatte es aus Lust zum Widerspruch gelernt und ich glaube, daß er niemals andere musikalische Studien gemacht hat.

Ursula, die während des Unterrichts sehr artig war, wurde während der Zwischenakte sehr unruhig. Sie stieg auf alle Meubles, blätterte in allen Büchern, warf alle Pantoffeln und Seifenkugeln umher, und wälzte sich vor Lachen beinahe auf der Erde bei Hyppolit's Bemerkungen über die Toilette, die Gewohnheiten und Manieren des Schulmeisters. Er hatte in den Fächern seines Bücherschrankes immer eine Anzahl kleiner Säcke voll Samen, mit dem er im Garten Versuche anstellte, denn er träumte ohne Unterlaß davon, irgend ein neues Futterkraut oder eine neue Korn- oder Gemüseart in dem Departement zu acclimatisiren und schmeichelte sich, den Ruhm seiner Concurrenten im Comité der Agrikultur zu verdunkeln. Wir sorgten dafür, den Samen, den er mit eignen Händen und mit so vieler Gewissenhaftigkeit ausgelesen hatte, zu vermischen; wir vermengten den Waid- mit dem Rübsamen, und den Buchweizen mit dem Hirse so gut, daß aller Samen durcheinander aufging, und daß er Luzerne erntete, wo er Rüben gesäet hatte. Er häufte Manuscript auf Manuscript, um seinen Collegen bei der Gesellschaft für Agrikultur zu beweisen, daß Herr Cadet von Vaux ein Esel und Herr Rougier von der Bergerie ein Kalb wäre, denn in diesen wenig parlamentarischen Ausdrücken führte er den Krieg gegen die Systeme seiner Concurrenten in den Berathungen für Ackerbau. Wir verwirrten die Blätter dieser Schriften und setzten Buch-

staben zu manchen Wörtern, um die Orthographie zu verderben. Einmal schickte er ein so verschönertes Manuscript in die Druckerei, und als man ihm die Correcturbogen schickte, war er außer sich vor Zorn gegen den Einfaltspinsel von Setzer, der solche Fehler machen konnte.

Unter seinen Büchern gab es mehrere, die unsere Neugier lebhaft reizten, unter andern: le grand Albert und le petit Albert, und mehrere sehr alte land- und hauswirthschaftliche Manuale, die viele Schnurren enthielten. Es gab darunter eins, dessen Titel ich vergessen habe, das Deschartres in das höchste Fach stellte und wegen des Alters der Ausgabe sehr schätzte. Ich kann nicht genau sagen, was es enthielt und ob es etwas taugte, denn wir konnten es niemals durchsehen, weil das Hinaufklettern, um es herunter zu holen und wieder an seinen Platz zu stellen, uns einen Theil der Zeit raubte, die wir ohne Aufsicht des Lehrers zubrachten. So viel ich mich erinnere, enthielt es alles Mögliche: Mittel, um die Krankheiten der Menschen und Thiere zu kuriren, Recepte für Medicamente, Liqueure, Getränke und Speisen, und auch Magie. Die letztere interessirte uns am meisten. Hyppolit hatte Deschartres sagen hören, daß auch eine Formel, um den Teufel zu beschwören, in dem Buche sei, und es handelte sich nun darum, diese aus all' dem Plunder herauszufinden. Wir nahmen das Buch mehr denn zwanzig Mal zur Hand, aber immer, wenn wir zu dem magischen Blatte gekommen zu sein glaubten, hörten wir Deschartres' schwere Tritte auf der Treppe. Es würde das Einfachste gewesen sein, Deschartres zu bitten, daß er es uns zeigen möchte, und es ist möglich, daß er uns

in einem Moment guter Laune lachend gelehrt hätte, den Teufel zu citiren, aber es schien uns pikanter, das Geheimniß selbst zu entdecken und den Versuch allein unter uns zu machen.

Endlich, als Deschartres eines Tages auf der Jagd war, holte uns Hyppolit. Er hatte, unter verschiedenen andern Zaubersprüchen, die Beschwörungsformel gefunden, oder glaubte sie wenigstens gefunden zu haben. Man mußte gewisse Worte sagen, Linien mit Kreide auf den Fußboden ziehen und andere, ich weiß nicht welche Vorbereitungen treffen, die mir entgingen oder die wir nicht ausführen konnten. Mochte sich nun Hyppolit über uns lustig machen, oder mochte er selbst an die Kraft der Formeln glauben, wir thaten, was er uns vorschrieb. Er hatte das Buch in der Hand und wir durchschritten in verschiedenen Richtungen die auf den Boden gezeichneten Linien. Es war eine Art pythagoräische Tafel mit Quarrés, verschobenen Vierecken, Sternen, Zeichen des Thierkreises, vielen Chiffern und andern kabbalistischen Figuren, von denen ich nur noch eine verwirrte Erinnerung habe.

Am deutlichsten erinnere ich mich noch der Aufregung, die uns überfiel, je weiter wir in der Procedur kamen. Es war gesagt, daß als erster Beweis für den Erfolg der Beschwörung blaue Flammen aus bestimmten Chiffern und Figuren aufsteigen würden, und wir erwarteten dies Wunder mit einer gewissen Angst, obgleich wir nicht daran glaubten. Hyppolit war schon Freigeist genug, und ich war durch meine Mutter und Großmutter (die in diesem Punkte übereinstimmten) daran gewöhnt, das Dasein des Teufels als

eine Täuschung, als die Erfindung eines Schreckgespenstes für kleine Kinder anzusehen. Aber Ursula hatte Furcht, obgleich sie lachte; sie verließ das Zimmer und ließ sich nicht zur Rückkehr bewegen.

Wir, mein Bruder und ich, sahen uns also allein bei dem Werke, und da uns die Heiterkeit unserer Gefährtin nicht mehr unterstützte, nahmen wir es mit einem gewissen Heldenmuthe wieder auf. Die Einbildungskraft erhitzte sich gegen unsern Willen, und die Erwartung irgend eines Wunders erregte uns ein wenig. Sobald die Flammen erschienen, konnten wir in der Beschwörung einhalten und brauchten nicht weiter darauf zu bestehen, daß Lucifer den Fußboden unter der mittelsten Chiffer mit den Hörnern durchbräche. „Bah!“ sagte Hyppolit, „es ist in dem Buche geschrieben, daß Die, welche nicht wagten die Beschwörung zu Ende zu bringen, den Teufel zur Rückkehr unter die Erde zwingen können, wenn sie schnell gewisse Chiffern auslöschen, sobald sein Kopf zum Vorschein kommt. Man muß dies nur thun, ehe die Augen erscheinen, denn sobald er uns angesehen hat, haben wir nicht mehr die Macht ihn zurückzuschicken, ohne vorher mit ihm zu sprechen. Ob ich das wagen werde, weiß ich nicht, aber ich möchte wenigstens die Spitzen der Hörner sehen.“

„Aber wenn er uns ansieht,“ entgegnete ich, „wenn wir mit ihm sprechen müssen, was wollen wir ihm sagen?“

„Meiner Treu,“ erwiederte Hyppolit, „ich werde ihm befehlen, Deschartres, sein Flageolet und alle seine alten Scharteken zu holen.“

Wir nahmen, indem wir so plauderten, die Sache

scherzhaft, aber wir waren doch bewegt. Kinder vermögen mit dem Wunderbaren nicht ohne einige Erschütterung zu spielen, und die frühern Menschen waren in dieser Beziehung noch gläubigere Kinder als wir.

Wir vollendeten den Versuch so gut wir konnten, aber der Teufel erschien nicht, ja es zeigte sich nicht einmal die kleinste Flamme. Endlich legten wir das Ohr an den Fußboden und Hyppolit behauptete ein leises Knistern, den Vorläufer der ersten Funken zu hören, aber er wollte sich nur über mich lustig machen und ich ließ mich nicht betrügen, obgleich ich that, als horchte ich und als hörte ich auch etwas. Es war nur ein Spiel, aber ein Spiel, das uns Herzklopfen verursachte. Unsere Scherze hielten unsere Vernunft wach, aber ich weiß nicht, ob Eins von uns ohne das Andere gewagt haben würde, so mit der Hölle zu spielen. Ich glaube nicht, daß es Hyppolit seitdem versucht hat.

Wir waren ein wenig ärgerlich, uns so viel Mühe um Nichts gegeben zu haben und trösteten uns nur mit dem Bewußtsein, daß wir kaum die Hälfte der in dem Buche angegebenen Gegenstände gehabt hatten, um den Zauber zu vollenden. Wir nahmen uns vor, sie uns zu verschaffen, und in der That sammelten wir während einiger Tage gewisse Kräuter und Lumpen; da es aber eine Menge wissenschaftlicher Vorschriften gab, die wir nicht verstanden, und Ingredienzien erforderlich waren, die wir durchaus nicht kannten, so hatte die Sache keinen Fortgang.

Das Flageolet Deschartres' erinnert mich daran, daß es in La Châtre einen Narren gab, der oft kam und unsern Lehrer bat, ihm ein kleines Stück zu spielen, was dieser

nicht abschlug, denn der Wahnsinnige war ein sehr aufmerksamer Zuhörer, wahrscheinlich der einzige, den Deschartres jemals entzückt hatte. Der Unglückliche hieß Demai, war noch jung, sehr reinlich gekleidet und hatte ein angenehmes Gesicht, trotz seines großen, schwarzen Bartes, den man zu jener Zeit, wo man sich das ganze Gesicht rasirte und nur die Militairs Schnurrbärte trugen, entsetzlich fand. Er war sanft und höflich, und sein Wahnsinn war nur eine tiefe Melancholie, eine Art Insichversunkensein. Niemals unterbrach ein Lächeln die Ruhe der Verzweiflung oder der unbegrenzten Langeweile, die sich auf seinem Gesichte ausdrückte. Er kam allein zu jeder Stunde des Tages zu uns, und wir bemerkten mit Erstaunen, daß unsere ziemlich bösen Hunde ihn von Weitem anbellten, seine Kleider prüfend berochen und sich dann zurückzogen, als hätten sie verstanden, daß dies ein unschädliches und unbedeutendes Wesen war. Ohne auf die Hunde zu achten, trat er in den Garten oder in's Haus — obgleich wir vor seinem Wahnsinne in keiner Verbindung mit ihm gestanden hatten — blieb bei der ersten Person, die ihm begegnete, stehen, sagte ihr einige freundliche Worte und hielt sich kürzere oder längere Zeit auf, ohne daß man sich um ihn zu kümmern brauchte. Zuweilen trat er, ohne anzuklopfen und ohne sich anmelden zu lassen, in das Zimmer meiner Großmutter, fragte sehr höflich nach ihrem Befinden, beantwortete die Fragen, die sie an ihn richtete, sehr vernünftig, nahm, ohne daß man ihn dazu nöthigte, einen Stuhl, und blieb ruhig sitzen, während meine Großmutter fortfuhr zu schreiben oder mich zu unterrichten. Empfing ich eben Musikunterricht, so erhob er sich, stellte

sich hinter das Klavier und blieb unbeweglich bis zum Schluß der Stunde.

Wenn seine Gegenwart lästig wurde, sagte man ihm: „Wünschen Sie etwas, Herr Demai?“ worauf er regelmäßig antwortete: „Nichts Neues, ich suche die Zärtlichkeit.“ — „Haben Sie dieselbe noch nicht gefunden, seit Sie sie suchen?“ — „Nein,“ entgegnete er, „und doch habe ich sie überall gesucht. Ich weiß nicht, wo sie sein mag.“ — „Haben Sie auch schon im Garten nachgesehen?“ — „Nein,“ lautete die Antwort, und dann ging er wie von dieser Idee überrascht in den Garten, durchwanderte alle Alleen, sah in alle Ecken, setzte sich neben uns auf das Gras, um unsere Spiele mit großer Ernsthaftigkeit zu beobachten, ging zu Deschartres hinauf, trat bei meiner Mutter ein, guckte selbst in die unbewohnten Zimmer, durchlief das ganze Haus, ohne Jemand anzureden und begnügte sich, wenn man ihn befragte, zu antworten, daß er die Zärtlichkeit suche. Um ihn los zu werden, sagten ihm dann die Domestiken: „Die werden Sie hier nicht finden; Sie müssen nach La Châtre zu gehen, da werden Sie ihr gewiß begegnen.“ Manchmal schien es, als verstände er, daß man ihn wie ein Kind behandelte. Er seufzte dann und ging weg. Zuweilen aber schien er zu glauben, was man ihm sagte und ging mit raschen Schritten der Stadt zu.

Ich glaube gehört zu haben, daß er aus Liebeskummer wahnsinnig geworden war, er würde es aber auch über irgend etwas Anderes geworden sein, denn es gab schon mehrere Wahnsinnige in seiner Familie. Wie dem aber auch sei, ich kann nicht ohne Betrübniß an den armen Sucher

der Zärtlichkeit denken. Wir Kinder liebten ihn nur aus Mitgefühl, denn er sprach beinahe nie mit uns, und beachtete uns, obgleich er stundenlang unsern Spielen zusah, doch so wenig, daß er uns nicht von einander unterscheiden konnte. Er nannte Hyppolit Herr Moritz und fragte Ursula oft, ob sie Fräulein Dupin, oder mich, ob ich Ursula sei. Wir hatten Respekt vor seinem Unglücke und haben ihn nie verspottet oder vermieden. Die Fragen, die man ihm vorlegte, beantwortete er nicht, und schien zufrieden, wenn man ihn nicht zurückstieß oder fürchtete. Vielleicht wäre er zu kuriren gewesen, wenn man die Behandlung durch Sanftmuth, Zerstreuung und Freundschaft unterstützt hätte, aber wahrscheinlich fehlte es an einer solchen intelligenten Pflege seines Geistes, denn er kam und ging immer allein. — Endlich hat er seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht — wenigstens hat man ihn ertrunken in einem Brunnen gefunden, wo der Unglückliche wahrscheinlich den unerreichbaren Gegenstand seines schmerzlichen Verlangens, die Zärtlichkeit, suchte.

Meine Mutter verließ uns zu Anfang des Herbstes. Sie konnte Karoline nicht verlassen und sah sich gezwungen, ihr Leben zwischen ihren beiden Kindern zu theilen. Ihre vernünftigen Vorstellungen sollten mich verhindern, ihr folgen zu wollen, aber ich war sehr betrübt, obgleich auch unsere Abreise nach Paris zu Ende des October stattfinden sollte. Es war nur eine Trennung von zwei Monaten, und das Entsetzen, das sich meiner im vergangenen Jahre bei dem Gedanken einer gänzlichen Trennung bemächtigt hatte, war durch mein bisheriges, beinahe ununterbrochenes Zusammen-

leben mit meiner Mutter verschwunden. Sie machte mir begreiflich, daß Karoline sie nöthig habe, daß wir bald wieder in Paris vereinigt sein würden, daß sie im nächsten Jahre wieder nach Nohant käme, und ich unterwarf mich.

Die zwei Monate vergingen ohne besondere Ereignisse. Ich gewöhnte mich an die Ehrfurcht gebietenden Manieren meiner Großmama; ich war vernünftig genug geworden, um ohne Widerspruch zu gehorchen, und sie ihrerseits war etwas weniger streng gegen mich in ihren Ansprüchen an „guten Anstand". Auf dem Lande fiel ihr das Unzulässige in meinem „Michgehenlassen" weniger auf; nur wenn sie mich in Paris mit den kleinen Puppen der guten Gesellschaft verglich, erschrak sie über mein freies Sprechen und meine bäuerischen Manieren, und dann begannen alle die kleinen Plagen wieder, die mir doch so wenig nützten.

Wir verließen Nohant, wie man mir versprochen hatte, nach den ersten Frösten. Es war beschlossen, Hyppolit in eine Pension in Paris zu schicken, um ihm ebenfalls das bäuerische Wesen abzugewöhnen. Deschartres erbot sich, ihn zu begleiten, das Etablissement zu wählen, welches „das Glück haben sollte, einen so netten Eleven zu besitzen," und ihn dort unterzubringen. Man steuerte Hyppolit also aus, und da er mit Deschartres von Chateauroux an die Diligence benutzen sollte, wurde beschlossen, die Haide zusammen zu durchreisen; wir im Wagen, den Saint-Jean und die beiden alten Pferde führten, Hyppolit und Deschartres auf friedlichen Ackerpferden. Einige Tage vor der Abreise bemerkte man, daß zu dem beabsichtigten Ritte Stiefel nöthig

wären, denn die kurzen Hosen und weißen Strümpfe der ersten Communion entsprachen der Jahreszeit nicht.

Ein Paar Stiefel! Das war seit langer Zeit der Traum, der Ehrgeiz, das Ideal, die Qual des dicken Jungen. Er hatte schon versucht, mit Hülfe eines Paares alter Stiefelschäfte von Deschartres und einem Stück Leder, das er in der Remise gefunden hatte, und das vielleicht das ehemalige Spritzleder eines Kabriolets war, sich selbst ein Paar Stiefel zu machen. Er hatte vier Tage und vier Nächte gearbeitet; hatte geschnitten, genäht, sein Leder in den Pferdetrog getaucht, um es weich zu machen, und endlich ein Paar unförmliche, eines Eskimo's würdige Dinger zu Stande gebracht, die den ersten Tag, als er sie anzog, platzten. Aber alle seine Wünsche wurden erfüllt, als der Schuhmacher ihm ein Paar wirkliche Stiefel mit Sporenriemen und Eisen an den Absätzen brachte.

Ich glaube, daß dies die größte Freude war, die ich je einen Sterblichen empfinden sah. Die Reise nach Paris, die erste Veränderung des Aufenthaltes in seinem Leben, die Tour zu Pferde, der Gedanke, bald von Deschartres getrennt zu sein, Alles das war Nichts im Vergleich zu dem Glücke, Stiefel zu besitzen. Er selbst stellt diese kindische Freude in seiner Erinnerung über jede andere, die er später empfunden hat, und pflegt oft zu sagen: „Es ist wohl eine schöne Sache um die erste Liebe! Die meinige hatte ein Paar Stiefel zum Gegenstande, und ich versichere Euch, daß ich dabei sehr glücklich und stolz gewesen bin!"

Es waren Husarenstiefel nach der damaligen Mode, und man trug sie über dem mehr oder weniger anschließenden

Beinkleide. Ich sehe sie noch vor mir, denn mein Bruder zwang mich, sie so viel zu betrachten und zu bewundern, mochte ich wollen oder nicht, daß ich selbst in der Nacht davon träumte. Er zog sie den Abend vor der Abreise an und erst in Paris wieder aus, denn er legte sich damit nieder. Aber er konnte nicht schlafen, so sehr fürchtete er, nicht etwa, daß die Stiefel die Betttücher zerreißen könnten, sondern daß die Betttücher dem Glanze seiner Stiefeln schaden möchten. Er stand also gegen Mitternacht auf und kam in mein Zimmer, um beim Scheine des Feuers, das noch im Kamine brannte, seine Fußbekleidung zu besehen. Meine Bonne, die im Nebenzimmer schlief, wollte ihn fortschicken, aber das war unmöglich. Er weckte mich, um mir seine Stiefel zu zeigen, setzte sich dann an das Feuer und wollte nicht schlafen, denn er würde dadurch für Augenblicke das Gefühl seines Glückes verloren haben. Indessen hatte der Schlaf doch diese Trunkenheit besiegt, und als meine Bonne mich weckte, sahen wir Hyppolit, der nach und nach vom Stuhle geglitten war, schlafend auf den Steinplatten vor dem Kamine liegen.

Ich sah meine Mutter im Winter von 1811 — 1812 vielleicht etwas seltner. Man gewöhnte mich nach und nach daran, sie zu entbehren, und sie ihrerseits fühlte, daß sie sich Karoline mehr widmen mußte, die keine Großmama hatte, die sie verzog. Sie unterstützte den Wunsch, daß ich mich in die Verhältnisse fügen möchte. Ich hatte jetzt Zerstreuungen und Vergnügungen, die für mein Alter paßten. Meine Großmutter war mit Frau von Fargès liirt, deren Tochter, Frau von Pontcarré, ein allerliebstes kleines Mäd-

chen, Namens Pauline, hatte. Man ließ uns Bekanntschaft miteinander machen, und wir haben von der Zeit bis zu unsrer Verheirathung, die uns unter Umständen von einander trennte, von denen ich seiner Zeit sprechen werde, fortwährend in einem sehr vertrauten Verhältnisse gestanden. Pauline, die später ein reizendes junges Mädchen wurde, war ein blondes, schmächtiges, ein wenig blasses, lebhaftes, angenehmes und heiteres Kind. Sie hatte prächtiges gelocktes Haar, herrliche blaue Augen und regelmäßige Züge. Im Alter waren wir uns ziemlich gleich. Da die Mutter viel Geist besaß, so war das Kind durchaus nicht geziert, aber es hatte einen „bessern Anstand" als ich, ging mit größerer Leichtigkeit und verlor viel seltner Handschuh und Taschentuch. Deshalb stellte mir meine Großmutter Pauline jederzeit als Muster vor, und das wäre ein sicheres Mittel gewesen, sie mir widerwärtig zu machen, wenn ich so viel Eigenliebe besessen hätte, als man mir einzuflößen wünschte, und wenn ich nicht mein Lebelang das unwiderstehliche Bedürfniß gefühlt hätte, mich an die Menschen anzuschließen, mit denen mich der Zufall zu leben nöthigte.

Ich liebte also Pauline zärtlich und diese ließ sich lieben — das war ihre Natur. Sie war gut, aufrichtig, liebenswürdig, aber kalt. Ich weiß nicht, ob sie sich verändert hat — es sollte mich sehr wundern.

Wir nahmen alle Unterrichtsstunden zusammen, und da meine Großmutter in Paris nicht mehr Zeit hatte, sich in dieser Weise mit mir zu beschäftigen, so hatte Frau von Pontcarré die Güte, mich an den Studien Paulinens theilnehmen zu lassen, sowie man Pauline an meinen Stunden

theilnehmen ließ. Zwei oder drei Mal wöchentlich kamen ein Schreiblehrer, ein Tanzlehrer und eine Musiklehrerin zu uns — an den übrigen Tagen holte mich Frau von Pontcarré ab und gab sich selbst die Mühe, uns unsere Uebungen wiederholen zu lassen. Sie war eine vortreffliche Musikerin und sang mit viel Feuer und Geschmack. Ihre schöne Stimme und die brillanten Accompagnements, welche auf einem Instrumente ausgeführt wurden, das etwas weniger scharf und von größerem Umfange war, als das Klavier in Nohant, steigerten meine Liebe zur Musik. Nach der Musik unterrichtete sie uns in der Geographie und ein wenig in der Geschichte, und zu allem diesem bediente sie sich der Methode des Abbé Gaultier, die damals sehr in Aufnahme war und die, wie ich glaube, vortrefflich ist. Es war eine Art Spiel mit Kugeln und Rechenpfennigen, und man lernte, indem man sich amüsirte.

Sie behandelte mich sehr sanft und ermuthigte mich, aber sei es nun, daß Pauline zerstreuter war, oder daß Frau von Pontcarré, wie alle Mütter, wünschte, ihre Tochter möchte schnelle Fortschritte machen, genug, sie verfuhr mit dieser etwas rauh und kniff sie selbst, in ganz Napoleonischer Weise, in die Ohren. Pauline weinte und schrie, aber die Stunde wurde glücklich zu Ende gebracht und dann führte uns Frau von Pontcarré spazieren oder zu ihrer Mutter, die eine Parterrewohnung mit Garten, vielleicht in der Rue de la Ferme-des-Mathurins oder de la Victoire hatte, und da durften wir spielen. Ich amüsirte mich dort sehr gut, denn wir fanden oft Kinder, die allerdings um einige Jahre älter waren als wir, uns aber gern an ihrem Blindekuhspiele

theilnehmen ließen. Es waren die Kinder von Madame Debrosse, der zweiten Tochter der Frau von Fargès, wie ich glaube, also die Cousins und Cousinen Paulinens. Ich erinnere mich nur, daß der Knabe Ernst hieß — das Mädchen war schon, im Vergleich zu uns, eine ziemlich große Person, aber sie war lustig, lebhaft und geistreich, hieß Constanze und war damals im Kloster des Anglaises, wo wir, Pauline und ich, später auch gewesen sind. Außerdem fanden wir dort noch einen Knaben, der Ferdinand von Brunelet genannt wurde, und dessen Gesicht, trotz seiner enormen Nase, sehr angenehm war. Als der älteste der Spielkameraden, war er auch der gefälligste, und hatte die meiste Nachsicht mit den Launen und Capricen der zwei kleinen Mädchen. Zuweilen speisten wir zusammen, und dann ließ man uns, nach dem Diner, im Speisesaale unser Wesen treiben, wo wir einen entsetzlichen Lärm machten. Die Domestiquen und selbst die Mütter betheiligten sich an den Spielen. Es war eine Art Landleben nach Paris versetzt und ich hatte das sehr nöthig.

Ich sah auch von Zeit zu Zeit meine theuere Clotilde, mit der ich mich viel mehr zankte als mit Pauline, weil sie meine Zuneigung mehr erwiederte und es nicht so unbekümmert hingehen ließ, wenn ich Unrecht that. Sie wurde böse, wenn ich böse war, und bestand auf ihrem Willen, wenn ich ihr das Beispiel gab, aber dann kam es wieder zu Umarmungen und Ausbrüchen der Zärtlichkeit, wie mit Ursula und besser noch, denn wir hatten in einer Wiege geschlafen und waren mit derselben Milch genährt, da unsere Mütter immer derjenigen von uns die Brust reichten, die zuerst

schrie. Wenn wir später auch nicht viel zusammen gewesen sind, so fühlten wir uns doch immer durch eine Liebe verbunden, die weit inniger war, als der Grad unsrer Verwandtschaft bedingte. Von Kindheit an haben wir uns wie Zwillingsschwestern betrachtet.

Hyppolit war in Halbpension. In den freien Stunden und Tagen, die er im Hause zubrachte, nahm er Tanz- und Schreibunterricht mit uns. Aber ich darf auch nicht vergessen, von unsern Lehrern etwas zu sagen.

Herr Gogault, der Tanzmeister, war Tänzer bei der Oper. Er kratzte auf seiner kleinen Geige und verdrehte uns die Füße, um sie auswärts zu gewöhnen. Zuweilen wohnte Deschartres den Stunden bei und überbot den Professor, indem er uns vorwarf, wir tanzten wie Bären und Papageien. Wir aber fanden den prätentiösen Gang Deschartres' widerwärtig und Herr Gogault, der in's Zimmer trat, wie ein Zephyr, der eben ein Entrechat ausführt, schien uns außerordentlich lächerlich, deshalb beeilten wir uns, sobald er das Zimmer verlassen hatte, die Füße einwärts zu kehren, und da er sie uns verdrehte, um sie in die „erste Position" zu bringen, so verdrehten wir sie, aus Furcht, daß sie so bleiben möchten, wie er sie stellte, in der entgegengesetzten Richtung und nannten dies die „sechste Position". Wie man weiß, giebt es nur fünf in der Tanzkunst.

Hyppolit besaß eine entsetzliche Ungeschicklichkeit und Schwerfälligkeit und Herr Gogault erklärte, daß er einen solchen Karrengaul noch nie unter den Händen gehabt habe. Seine „changements" erschütterten das ganze Haus und von seinen „battements" barsten die Mauern. Man sagte ihm,

er solle den Kopf hoch halten und den Hals nicht einziehen, und nun faßte er sein Kinn mit der Hand und hielt es auch so, während er tanzte. Der Professor mußte lachen; Deschartres aber goß seine ernste und heftige Entrüstung über den Schüler aus, der einen Beweis seines guten Willens gegeben zu haben glaubte.

Der Schreiblehrer, Herr Loubens, war ein Mann von großen Ansprüchen und im Stande, auch die beste Hand mit seinem Systeme zu verderben. Er gab so viel auf die Haltung der Arme und des Körpers, als sei das Schreiben eine choregraphische Mimik; aber das war ganz in dem Genre der Erziehung, die meine Großmutter uns zu geben wünschte; man mußte Alles „graziös“ thun.

Herr Loubens hatte also eine Menge Instrumente erfunden, um seine Schüler zu zwingen, den Kopf gerade, die Ellbogen frei zu halten, die Feder mit gestreckten Fingern zu führen und den kleinen Finger so auf dem Papiere ruhen zu lassen, daß er die Schwere der Hand trug. Da diese Regelmäßigkeit der Bewegung und diese Anstrengung der Muskeln der natürlichen Geschicklichkeit und Biegsamkeit des Kindes geradezu widerstehen, so hatte er erfunden: 1) für den Kopf, eine Art Krone von Fischbein; 2) für Körper und Schultern, einen Gürtel, der hinten mittels einer Schnur an der Krone befestigt war; 3) für die Ellbogen, einen hölzernen Stab, der am Tische befestigt wurde; 4) für den Zeigefinger der rechten Hand, einen Messingring, an welchen noch ein kleinerer Ring gelöthet war, durch den man die Feder steckte; 5) für die Haltung der Hand und des kleinen Fingers, eine Art Sockel von Holz mit Falzen und kleinen

Rollen. Fügt man zu diesen, nach Loubens für das Studium der Kalligraphie unentbehrlichen Dingen, noch die Lineale, das Papier, die Federn, die Bleistifte, Sachen, die durchaus Nichts taugten, wenn der Professor sie nicht geliefert hatte, so wird man sehen, daß er einen kleinen Handel trieb, der ihn für die Mäßigkeit des Honorars ein wenig entschädigte, das man gewöhnlich für Schreibstunden zahlt.

Zuerst lachten wir über alle diese Erfindungen, aber nach einem Versuche von fünf Minuten erfuhren wir schon, daß es wahre Marterwerkzeuge waren. Die Finger wurden steif, die Arme erstarrten und die Kopfbinde verursachte Migräne. Man hörte indessen nicht auf unsere Klagen und wir wurden erst wieder freigelassen, wenn es Herrn Loubens gelungen war, unsere Handschrift vollständig unleserlich zu machen.

Die Musiklehrerin nannte sich Frau von Villiers. Sie war noch jung, immer schwarz gekleidet, geistreich, geduldig, und hatte sehr feine Manieren.

Unter Andern hatte ich auch für mich allein eine Zeichenlehrerin, Fräulein Greuze, die sich für die Tochter des berühmten Malers Greuze ausgab und es vielleicht auch war. Sie war eine gute Person, die vielleicht auch Talent hatte, aber Nichts that, um das meinige zu entwickeln, denn sie unterrichtete mich auf die dummste Weise von der Welt; ließ mich schattiren, ehe ich eine Linie zeichnen konnte, und große, häßliche Augen machen mit enormen Wimpern, die man einzeln zählen mußte, ehe ich einen Begriff von dem Ensemble eines Gesichtes hatte.

Mit einem Worte: das Geld für allen unsern Unter-

richt war so ziemlich weggeworfen, denn er war viel zu oberflächlich, um irgend eine Kunst wirklich lernen zu können. Die Stunden hatten nur ein gutes Resultat, sie beschäftigten uns und wir gewöhnten uns daran, uns selbst zu beschäftigen. Es würde besser gewesen sein, wenn man unsere Fähigkeiten geprüft und uns nur fortgesetzt in dem Fache unterrichtet hätte, in dem wir einen Erfolg erreichen konnten. Diese Manier, jungen Damen ein wenig von Allem zu lehren, ist gewiß besser, als die, ihnen gar Nichts lehren zu lassen — sie ist auch jetzt noch in Gebrauch, und man nennt dies: „eine Ausbildung der Talente für die Gesellschaft"; eine Ausbildung, deren Annehmlichkeit (in Parenthese sei's gesagt) von den unglücklichen Nachbarn geleugnet wird, die verdammt sind, tagelang gewisse Gesang- und Pianofortestudien anzuhören. Es scheint mir, als sei jede von uns zu irgend einer Sache besonders befähigt, und daß Die, welche in der Kindheit Geschick zu Allem haben, sich in der Folge zu Nichts eignen. In diesem letztern Falle muß die hervorragendste Fähigkeit aufgesucht und entwickelt werden, und diejenigen jungen Mädchen, die eine solche nicht besitzen, darf man nicht durch Studien verdummen, für die sie nicht empfänglich sind, und die sie zuweilen albern und eitel machen, während sie von Natur einfach und gut waren.

Man muß aber auch die gute Seite aller Dinge betrachten, und die der eben getadelten Erziehung ist, daß sie alle Fähigkeiten gleichmäßig entwickelt und folglich, so zu sagen, die Seele vervollständigt, denn im Geiste wie im Gemüth des menschlichen Wesens steht Alles miteinander im Zusammenhange. Es ist ein großes Unglück für die Musiker, für

die Genüsse der Malerei ganz unempfänglich zu sein, und so auch umgekehrt. Der Poet vervollständigt sich durch das Verständniß aller Künste und bleibt nicht ungestraft gegen eine derselben gleichgültig. Die Philosophie der Alten, die zum Theil im Mittelalter und unter der Renaissance fortgelebt hat, umfing alle Entwickelungen des Körpers und des Geistes, von der Gymnastik bis zur Musik, bis zu den Sprachen u. s. w. Aber es war ein logisches Ganzes und die Philosophie krönte die Spitze des Gebäudes. Die verschiedenen Zweige des Unterrichts waren mit dem Baume der Wissenschaft verbunden, und man lernte die Declamation oder die verschiedenen Behandlungsarten der Lyra, um die Götter zu verherrlichen oder die heiligen Gesänge der Dichter zu verbreiten. Dies hatte nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Lernen einer Sonate oder einer Arie. Unsere vervollkommneten Künste sind zugleich in ihrem innersten Wesen profanirt, und wir bezeichnen die geringe Würde ihrer Stellung am allertreffendsten, wenn wir sie „arts d'agrément" in der Gesellschaft nennen.

Da die Erziehung nun einmal ist, wie sie ist, so beklage ich nicht, daß meine Großmutter mich frühzeitig zwang, mich mit diesen verschiedenen Künsten bekannt zu machen — und wenn daraus keine Annehmlichkeit für Andere entsprang, so sind sie wenigstens für mich die Quelle reiner und ungetrübter Genüsse gewesen, und da sie mir zu einer Zeit beigebracht wurden, wo der Geist noch frisch und empfänglich ist, so haben sie mir weder Mühe noch Ekel verursacht.

Ich nehme davon nur den Tanz aus, den Herr Gogault mir lächerlich machte, und die große Kunst der Kalligraphie,

die mir durch Herrn Loubens widerwärtig wurde. Wenn der Abbé Andrezel meine Großmutter besuchte, kam er zuweilen in das Zimmer, wo wir unsere Stunden hatten; beim Anblicke des Herrn Loubens rief er einst aus: „Heil dem Professor der belles-lettres!“*) und Herr Loubens, mochte er das Wortspiel verstanden haben oder nicht, nahm den Titel sehr ernsthaft an. „Großer Gott!“ sagte später der Abbé, „wenn man die wirklichen belles-lettres mit Hülfe von Halseisen, Zwangsjacken und eisernen Ringen, nach Loubens' Methode lehrte, wie viel weniger Literaten, wie viel mehr Pedanten würden wir haben!“

Wir hatten damals eine sehr hübsche Wohnung in der Rue Thiroux No. 8. Es war ein Entresol, ziemlich hoch für ein solches und ziemlich geräumig für eine Wohnung in Paris, und wir besaßen hier, wie in der Rue des Mathurins, einen schönen Salon, der nie benutzt wurde. Das Speisezimmer war nach der Straße heraus gelegen — mein Pianoforte stand zwischen den beiden Fenstern, und das Rasseln der Wagen, das Geschrei von Paris, das damals noch ärger und mannichfaltiger war, als jetzt, die Drehorgeln und die Besucher, welche durch das Zimmer gingen, störten mich so sehr, daß ich ohne alles Vergnügen und nur um meinem Gewissen zu genügen, lernte.

Die Fenster des Schlafzimmers, welches der eigentliche Salon meiner Großmutter war, gingen nach dem Hofe, der durch einen Garten und einen großen Pavillon im Geschmack

---

*) Ein nicht zu übersetzendes Wortspiel: belles-lettres, schöne Buchstaben, schöne Wissenschaften.

des Kaiserreichs begrenzt wurde, wo, wie ich glaube, ein ehemaliger Armeelieferant wohnte. Er erlaubte uns, in seinem Garten umher zu laufen, der in der That Nichts war, als der bepflanzte und mit Sand bestreute Hintergrund des Hofes, wo wir aber doch Gelegenheit fanden, uns Bewegung zu machen. Ueber uns wohnte Madame Périer, eine sehr hübsche und geputzte Person, die Schwägerin von Casimir Périer. Die zweite Etage wurde von dem General Maison, einem Emporkömmling bewohnt, dessen Vermögen sehr ansehnlich sein mochte, der aber einer der Ersten gewesen war, die den Kaiser 1814 verlassen hatten. Seine Equipagen, Ordonnanzen und bepackten Maulthiere (ich glaube, er ging damals nach Spanien oder kehrte von dort zurück) erfüllten Hof und Haus mit Lärm und Bewegung. Was mir am meisten auffiel, war seine Mutter, eine alte Bäuerin, die in ihrem Anzuge, in ihrer Sprache, und in ihren bäuerischen, sparsamen Gewohnheiten Nichts geändert hatte. Zitternd und alterschwach, wie sie war, blieb sie doch beim härtesten Froste im Hofe, um das Sägen des Holzes und das Messen der Kohlen zu beaufsichtigen, zankte sich mit dem Portier, wenn dieser sich das Scheit Holz, das man „das Scheit des Portier" zu nennen pflegt, etwas zu dick aussuchte, und riß es ihm wieder aus den Händen. Das hatte seine gute und schlimme Seite. Ich glaube, daß man jetzt und noch in langer Zeit den Bauer nicht aus dem Elende in den Reichthum versetzen kann, ohne daß sein Geiz auf's Aeußerste steigt. Das Leben dieser armen Alten war eine stete Anstrengung und Sorge, ein fortwährender Aerger.

Wir wohnten in der Rue Thiroux bis zum Jahre 1816. Als ich 1832 oder 33 eine Wohnung suchte, bemerkte ich einen Anschlag an der Thür, und trat ein, weil ich hoffte, das unbesetzte Logis könnte das meiner Großmutter sein — aber es war der Pavillon und man verlangte dafür, glaube ich, 1800 Fr., ein Preis, der für meine damaligen Verhältnisse viel zu hoch war. Ich machte mir indessen das Vergnügen, den Pavillon zu besichtigen, um durch den bepflanzten Hof gehen zu können, in dem Nichts verändert war, und die Fenster zum Zimmer meiner Großmama zu sehen, von wo aus sie mir oft das Zeichen gegeben hatte, heim zu kehren, wenn ich mich im Garten verspätete. Indem ich mit dem Portier sprach, erfuhr ich, daß das Haus den Besitzer nicht gewechselt hatte, daß dieser Besitzer noch lebte und gerade in dem Entresol wohnte, das ich begehrte. Ich wollte mir wenigstens die Befriedigung verschaffen, die Wohnung wiederzusehen und ließ mich unter dem Vorwande, über den Pavillon zu sprechen, bei Herrn Buquet melden. Er erkannte mich nicht, und ich würde ihn ebensowenig wiedererkannt haben. Ich hatte ihn aus dem Gesichte verloren, als er noch jung und leichtfüßig war, und fand ihn als Greis wieder, der sein Zimmer nicht mehr verließ. Wahrscheinlich, um sich, nach der Verordnung des Arztes, ein wenig Bewegung zu machen, hatte er ein Billard neben seinem Bett, in dem ehemaligen Zimmer meiner Großmutter aufstellen lassen. Uebrigens war, außer meinem Zimmer, das man einer andern Wohnung beigefügt hatte, Nichts verändert: die Verzierungen im Geschmacke des Kaiserreichs, die Plafonds, die Thüren, die Lambris, ich glaube, selbst

die Tapeten des Vorzimmers, waren noch ganz dieselben, aber Alles war schwarz, schmutzig, verräuchert, und statt der feinen Wohlgerüche meiner Großmutter, herrschte überall ein starker Kasernenduft. Besonders überraschte mich die Kleinheit des Hauses, des Hofes, des Gartens und der Zimmer, die mir ehedem so geräumig erschienen und in meiner Erinnerung so geblieben waren. Es schnürte mir das Herz zusammen, in der Wohnung, die so viele Erinnerungen umschloß, Alles so häßlich, traurig und düster zu finden.

Aber ich besitze wenigstens noch einen Theil der Meubels, die mir meine Kindheit zurückrufen, und selbst noch den großen Teppich, der Pauline und mir so viel Vergnügen machte. Es war ein Teppich aus der Zeit Ludwig's XV., mit Ornamenten, die alle für uns einen Namen und Sinn hatten. Jener Kreis war eine Insel, dieser Theil des Grundes ein Arm des Meeres, den wir passiren mußten. Eine gewisse Rosette von purpurnen Flammen bildete die Hölle, gewisse Guirlanden das Paradies, und eine große Bordüre von Ananas stellte den hercynischen Wald vor. Welche phantastische, gefahrvolle oder angenehme Reisen haben wir mit unsern kleinen Füßen auf diesem alten Teppich gemacht! Das Leben der Kinder ist ein magischer Spiegel. Die Nichteingeweihten erblicken Nichts darin, als die wirklichen Gegenstände, die Eingeweihten hingegen finden alle die lachenden Bilder ihrer Träume. Aber es kommt ein Tag, wo der Talisman seine Kraft verliert oder der Spiegel zerbricht, und die Splittern zerstreut werden, um sich nie wieder zu verbinden.

So wurden für mich beinahe alle Verhältnisse und alle

Dinge zerrissen und zerstört, die mein Leben in Paris bis zum siebzehnten oder achtzehnten Jahre erfüllt hatten. Meine Großmutter und alle ihre alten Freunde und Freundinnen starben nach und nach. Mein Umgang änderte sich. Ich wurde vergessen und vergaß selbst eine große Anzahl der Wesen, die ich während so langer Zeit täglich gesehen hatte. Ich trat in eine andere Lebensphase, und man möge mir verzeihen, wenn ich zu lange bei der verweile, die gänzlich hinter mir liegt.

Von Zeit zu Zeit kam ich mit den Neffen meines Vaters zusammen, sowie mit der zahlreichen Verwandtschaft, die sich um René, den Aeltesten schaarte, welcher das kleine hübsche Hotel in der Rue Grammont bewohnte. Um meine Leser nicht durch die verwickelten Familienverhältnisse zu verwirren, habe ich noch Nichts von René's Kindern gesagt, auch werde ich von seinem Sohne Septimus, mit dem ich selten in Berührung kam und der mir immer unangenehm war, nur wenig zu erzählen haben. Es war der Traum meiner Großmutter, mich mit ihm oder mit seinem Vetter Léonce zu verheirathen; aber ich war für Beide nicht reich genug und glaube nicht, daß sie oder ihre Eltern jemals an diese Partie gedacht haben. Ich wurde übrigens sehr früh und ganz gegen meinen Willen durch das Geschwätz der Mägde in die Wünsche meiner Großmutter eingeweiht. Es ist aber eine große Thorheit, daß man Kinder durch solche Heiraths-pläne quält; auch ich wurde viel früher dadurch belästigt, als nöthig gewesen wäre, und gerieth in die größte Unruhe. Léonce gefiel mir, wie ein Kind dem andern gefallen kann, denn er war heiter, lebhaft und gefällig. Septimus dagegen

war kalt und finster, wenigstens schien er mir so, vielleicht nur, weil ich ihm besonders bestimmt zu sein glaubte, da meine Großmutter seinen Vater lieber hatte, als seinen Onkel August. Im Ganzen flößte mir die Verbindung mit Léonce jedoch eben so große Scheu ein, wie die mit Septimus, weil die Aeltern der Beiden meine Mutter seit des Vaters Tode nicht mehr empfingen und derselben durch ihre Urtheile sehr Unrecht thaten.

Ich dachte also, daß die projectirte Heirath zu einem vollständigen Bruch mit meiner Mutter führen müßte, und ich war meiner Großmutter zu jener Zeit so vollständig unterworfen, daß der Gedanke, mich ihrem Willen zu widersetzen, noch gar nicht in mir erwachte. Darum fühlte ich mich den Villeneuve's gegenüber sehr unbehaglich, obwohl ich sie recht lieb hatte, und wenn ich in ihrem Hause mit ihren Kindern spielte, überfiel mich oft mitten im Lachen die Lust zu weinen. Es war eine chimärische Besorgniß, ein unnöthiger Schmerz! Damals dachte Niemand daran, mich von der Mutter zu trennen, und diesen Kindern, die glücklicher waren, als ich, fiel es gar nicht ein, ihre Freiheit oder die meinige durch eine Heirath zu fesseln.

Septimus' Schwester, Emma von Villeneuve, jetzt Frau von la Roche-Aymon, war ein liebenswürdiges, anmuthiges, sanftes und gefühlvolles Wesen, und ich habe seit meiner Kindheit eine besondere Zuneigung zu ihr gehabt. Ich fühlte mich ihr gegenüber ganz ungezwungen, und wenn sie die Gedanken, die mich peinigten, errathen und mir ermuthigend zugesprochen hätte, würde ich ihr mein Herz erschlossen haben. Aber sie dachte gar nicht daran, daß ich sie voll Traurigkeit

verließ, nachdem ich auf ihrem Schoße gelacht hatte oder um sie herum gesprungen war, und daß ich mir die Liebe, die ich für meines Vaters Verwandte fühlte, gewissermaßen zum Vorwurf machte, weil man mir diese als Feinde meiner Mutter geschildert hatte.

Emma's und Septimus' Mutter, Frau René von Villeneuve, war eine der hübschesten Frauen am kaiserlichen Hofe. Zu jener Zeit war sie Ehrendame der Königin Hortense, und ich sah sie zuweilen Abends in Schleppkleidern und mit antikem Diadem, was mich ungemein blendete; aber ich fürchtete mich vor ihr, ohne daß ich wußte, warum.

René war Kammerherr des Königs Louis Bonaparte. Er gehört zu den liebenswürdigsten Männern, die ich je gekannt habe, und bis zu dem Augenblick, als Alles um mich her in Trümmer fiel, habe ich ihn wie einen Vater geliebt. Später, in seinen alten Tagen, hat er mich wieder in seine Arme gerufen, und ich bin mit ganzer Seele zu ihm geeilt, denn man vermag nicht mit sich selbst zu grollen.

Hyppolit wollte in der Pension nicht gut thun; er fand andere Knaben, die eben so wild und viel ungezogner waren, als er, und die seine glücklichen Anlagen zum Unruhstiften und Ungehorsam vollständig entwickelten. Meine Großmutter sah ein, daß er hier noch weniger lernte, als in Nohant, und nahm ihn bei unserer Abreise wieder mit.

Während des Winters, von welchem ich eben erzählt habe, wurden die ungeheuren Rüstungen zum russischen Feldzuge betrieben. In allen Häusern, die wir besuchten, trafen wir mit Offizieren zusammen, die im Begriff waren, sich zur Armee zu begeben, und die von ihren Angehörigen Abschied

nahmen. Man glaubte noch nicht daran, daß man bis in's Innere von Rußland vordringen würde, denn man war gewöhnt, überall zu siegen, und bezweifelte nicht, daß man gleich nach Ueberschreitung der Grenzen und nach den ersten Schlachten auf russischem Gebiet, durch ruhmvolle Verträge Satisfaction erlangen würde. Von dem Klima machte man sich durchaus keinen Begriff und ich erinnere mich, daß eine alte Dame, die ihrem Neffen, welcher Kavallerielieutenant war, ihr Pelzwerk schenken wollte, wegen dieser Sorglichkeit sehr verlacht wurde. Der junge Mann trug seinen kleinen, engen Dolman mit großem Stolze, zeigte auf seinen Säbel und meinte: daß dies im Kriege das einzige Mittel wäre, um sich zu erwärmen. Die gute Dame stellte ihm vor, daß er in ein Land käme, welches immer mit Schnee bedeckt wäre. Aber es war im April, die Gärten blühten und die Lüfte waren mild. Alle jungen Leute, und besonders die Franzosen, glauben leicht, daß der December nie für sie kommen wird. Vielleicht hat sich dieser kühne junge Mann zur Zeit des schrecklichen Rückzuges mehr als einmal nach den Pelzen seiner alten Tante gesehnt.

Die klugen Leute — und Gott weiß, daß es daran nicht fehlt, wenn die Dinge geschehen sind, — die klugen Leute behaupten, daß sie dieser riesenhaften Unternehmung immer Unglück prophezeit, daß sie Napoleon als tollkühnen Eroberer verurtheilt, und daß sie mit einem Worte die Ahnung einer fürchterlichen Niederlage gehabt hätten. Aber ich bezweifle das sehr; wenigstens habe ich niemals von irgend welcher Besorgniß gehört, selbst nicht von Personen, die aus Grundsatz oder Eifersucht der Größe des Kaiserreichs

feindlich gesinnt waren. Die Mütter, deren Söhne fortzogen, klagten über die unermüdliche Thätigkeit des Kaisers und überließen sich den persönlichen Sorgen und Schmerzen, die in solchem Falle unvermeidlich sind. Sie fluchten dem ehrgeizigen Eroberer, aber niemals habe ich in ihnen den geringsten Zweifel am Erfolg gefunden, und zu jener Zeit beachtete und begriff ich Alles, was um mich her geschah. Der Gedanke, daß Napoleon besiegt werden könnte, entstand nur im Geiste Derer, die ihn verriethen; sie wußten wohl, daß dies das einzige Mittel war, ihn zu stürzen. Die rechtschaffenen Leute, die gegen ihn eingenommen waren, hatten das unbedingteste Vertrauen zu ihm, obwohl sie ihn verdammten, und ich erinnere mich, daß eine Freundin meiner Großmutter sagte: „Wenn wir nun aber Rußland erobert haben, was sollen wir dann damit beginnen?"

Andere meinten, daß der Kaiser die Eroberung Asiens im Sinne trüge, und daß der russische Feldzug nur der erste Schritt nach China wäre. Er will der Herr der Welt sein! rief man aus — und keines Volkes Rechte sind ihm heilig. Wo wird er stehen bleiben? Wann wird er befriedigt sein? Es ist unerträglich — Alles gelingt ihm!

Und Niemand sagte, daß ihn ein Unglücksfall treffen könnte, und daß der Ruhm, in dem sich Frankreich berauschte, vielleicht theuer bezahlt werden müßte.

Mit dem Frühling von 1812 kehrten wir nach Nohant zurück; meine Mutter verlebte einen Theil des Sommers bei uns, und Ursula, die jeden Winter zu ihren Aeltern ging, wurde mir, zu unserer beiderseitigen Freude, wiedergegeben. Außer der Zuneigung, die Ursula für mich empfand,

schwärmte sie für Nohant. Sie war für die Behaglichkeiten des Lebens empfänglicher, als ich, und genoß überdies größerer Freiheit, denn außer einigem Nähunterricht und einigen Rechenstunden, die sie von ihrer Tante Julie bekam, war sie sich vollständig selbst überlassen. Aber ich muß gestehen, daß sie dies nie mißbrauchte, und daß sie von Natur sehr fleißig war. Meine Mutter unterrichtete sie im Lesen und Schreiben, und während ich meine übrigen Stunden bei Deschartres oder bei Großmama nahm, blieb sie, anstatt herumzulaufen, bei meiner Mutter, die sie wahrhaft anbetete, und die sie mit der zartesten Sorgfalt umgab. Sie wußte sich sehr nützlich zu machen, und meine Mutter bedauerte oft, daß ihr die Mittel fehlten, Ursula für den Winter mit nach Paris zu nehmen.

Dieser fatale Winter machte die Verzweiflung meiner armen Ursula aus. Im Gegensatz zu mir, fühlte sie sich wie verbannt, wenn sie zu den Ihrigen zurückkehren mußte. Ihre Aeltern waren übrigens nicht im Elende. Der Vater war Hutmacher und verdiente ziemlich viel, besonders auf den Jahrmärkten, wo er ganze Wagen voll Hüte an die Bauern verkaufte. Um seinen Absatz zu vermehren, hielt seine Frau eine Bude auf den Märkten — aber sie hatten viele Kinder, und mußten sich natürlich einschränken.

Ursula vermochte den jährlichen Wechsel der Gewohnheiten und der Lebensweise nicht ohne Klagen zu ertragen. Man fürchtete, die „Reichthümer“ möchten ihr den Kopf verwirren, man begann zu bedauern, daß man ihr „die Semmel zuerst zu essen“ gegeben hatte, und sprach davon, sie von uns wegzunehmen und in die Lehre zu schicken, damit sie zu

irgend einem Berufe tüchtig würde. Ich wollte davon Nichts wissen und meine Großmutter zögerte eine Weile. Sie wünschte Ursula zu behalten und meinte, daß dieselbe späterhin meinen Haushalt führen und sich nützlich machen könnte, ohne ihr Glück zu verlieren. Aber die Zeit lag noch in weiter Ferne; man wußte nicht, was geschehen konnte, und Ursula's Gemüthsart befähigte sie nicht, jemals ein Kammermädchen zu werden. Sie war zu stolz, zu aufrichtig und zu unabhängig, um sich jemals für Geld in den Willen Anderer zu fügen. Sie bedurfte eines Berufes, aber nicht einer häuslichen Dienstbarkeit; es kam also darauf an, ihr in einer Familie, die sie liebte, und von der sie geliebt wurde, eine Stellung zu sichern. Was sollte aus ihr werden, wenn sie statt einer Geschicklichkeit, die ihren Unterhalt sicherte, nur die Gewohnheit eines behaglichen Lebens besaß, und ihr der Schutz unseres Hauses durch einen unvorhergesehenen Zufall entrissen wurde? Ihre Tante Julie dachte mit Recht, daß das arme Kind sehr unglücklich werden würde, und bestand darauf, daß man sie nicht länger in einer Umgebung lassen möchte, durch deren Erinnerung sie während unserer Abwesenheit so sehr gepeinigt wurde. Meine Großmutter gab nach und man kam überein, daß uns Ursula bei unserer nächsten Abreise nach Paris auf immer verlassen sollte, aber daß bis dahin weder sie noch ich von diesem Beschluß etwas erfahren dürften, damit wir unser gegenwärtiges Glück ungetrübt genössen. Und wirklich war auch für mich das Ende des Glückes nah; zu derselben Zeit, wie Ursula, sollte auch ich die Gegenwart meiner Mutter verlieren, um unter das Joch und in die Gesellschaft der Kammerfrauen zu gerathen.

Aber der Sommer von 1812 war noch wolkenlos. Jeden Sonntag kamen die drei Schwestern Ursula's, um den Tag mit mir zu verleben. Die Aelteste wurde nach Landessitte beim Familiennamen genannt, dem man eine weibliche Endung beifügte; sie war ein gutes Geschöpf von engelhafter Schönheit, und ich habe eine herzliche Zuneigung für sie bewahrt. Sie sang uns Rundtänze vor und lehrte uns den cob, die marelle, die évaline, den traine-balin, den aveuglat,*) mit einem Worte alle Spiele unserer Heimath, deren Namen eben so alt sind, als ihr Gebrauch, und die man nicht einmal in dem ungeheuern Register kindlicher Spiele findet, das im Gargantua mitgetheilt ist. Wir schwärmten für diese Vergnügen; das Haus, der Garten und das kleine Holz wiederhallten von unserm Lachen und Lärmen. Aber gegen Abend war ich vollständig gesättigt, und ich hätte es nicht ausgehalten, zwei Tage nacheinander so zu verleben. Ich hatte mich schon an eine gewisse Thätigkeit gewöhnt und inmitten dieser Spiele überfiel mich eine unbeschreibliche Langeweile. Ich hätte mir um keinen Preis gestanden, daß ich mich nach meiner Musik- oder Geschichtsstunde sehnte, und

*) Der aveuglat ist eine Art von Blindekuh; der cob und die évaline sind eine Art Knöchelspiel mit großer Marmorkugel. Der traine-balin heißt, wenn ich nicht irre, in Paris les petits paquets. Die marelle muß in vielen Provinzen bekannt sein, und wird von Esmengard in den Anmerkungen zum Pantagruel erklärt. Ein würdiger Alterthumsforscher des Berry hat sich die Mühe gegeben, über die Etymologie des Wortes évaline ein Werk zu schreiben; aber an den cob hat er sich nicht gewagt, das mochte wohl zu schwierig und gewichtig sein.

doch fehlten sie mir; mein Gehirn, das sich in diese kindischen Freuden und diese ziellose Thätigkeit nicht zu finden wußte, kam, ohne daß ich es ahnte, zur Uebersättigung, und wäre nicht die Freude, meine liebe Godignoune zu sehen, damit verbunden gewesen, so würde ich am Sonntag Abend gewünscht haben, daß Ursula's Schwestern die folgende Woche nicht wieder kämen. Aber mit dem Sonntage stellten sich auch meine Lustigkeit und meine Freude am Spiel wieder ein und dauerten einen Theil des Tages.

In diesem Jahre bekamen wir einen abermaligen Besuch meines Onkels Beaumont, und für den Geburtstag der Großmama wurden wieder „Ueberraschungen" vorbereitet. Wir waren nicht mehr unbefangen genug, und hatten nicht mehr genug Selbstvertrauen, um Komödie spielen zu wollen. Der Onkel begnügte sich damit, einige Verse auf die Melodie der Tabackspfeife zu machen, die ich während des Frühstücks, bei Ueberreichung meines Bouquets absingen mußte. Ursula bekam einen halb ernsten, halb komischen Glückwunsch in Prosa herzusagen, und Hyppolit sollte sein Menuet von Fischer ohne Fehler vorspielen, und hatte an diesem Tage die große Ehre, in das Ebenholz-Flageolet Deschartres' zu blasen und zu spucken.

Die Besuche, welche wir machten und empfingen, brachten mich mit mehreren Kindern in Berührung, die später meine treuen Freunde geworden sind. Der Kapitän Fleury, von dem in den ersten Briefen meines Vaters die Rede ist, hatte einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter war ein liebenswürdiges, vortreffliches Wesen, und ist wenige Jahre nach ihrer Verheirathung gestorben, aber ihr Bruder Alphons

ist auch für mich ein Bruder geblieben. Herr und Frau Duvernet, die Freunde meines Vaters, und 1797 die fröhlichen Genossen seiner dramatischen Versuche, hatten einen Sohn, den ich seit seiner Geburt nur selten aus den Augen verloren habe, und den ich jetzt meinen alten Freund zu nennen pflege. Unser nächster Nachbar endlich, Herr Papet, der ein hübsches Schlößchen im Renaissancestyl, früher ein Besitzthum der Diana von Poitiers, bewohnte und noch bewohnt, kam mit Frau und Kindern, um den Tag bei uns zu verleben, und sein Sohn Gustav trug noch ein Kleidchen, als wir Bekanntschaft machten. Diese drei Knaben waren um einige Jahre jünger als ich — jetzt sind sie längst Familienväter, und obwohl ich sie im Unterröckchen und Fallhut gekannt habe, obwohl ich sie in meinen schon kräftigen Armen emporhob, damit sie die Kirschen meines Gartens pflücken konnten, und obwohl ich mich tagelang von ihnen quälen ließ (denn seit meiner frühsten Jugend habe ich kleine Kinder mit mütterlicher Zärtlichkeit geliebt), haben sie sich späterhin oft für klüger gehalten als mich. Die beiden Aeltesten sind jetzt schon etwas kahlköpfig, und mein Haar wird grau; aber sie wollen mir nicht recht glauben, wenn ich sie zu überzeugen suche, daß sie Kinder sind, und sie erinnern sich der zahlreichen Ungezogenheiten nicht, die ich ihnen vorzuwerfen habe. Eine vierzigjährige Freundschaft kann freilich manchen dummen Streich wieder gut machen, wie z. B. zerrissene Kleider, zerbrochene Spielsachen, eigensinnige Wünsche und andere Unarten, die ich übergehe. Vielleicht war ich auch selbst daran schuld, denn ich konnte es nicht lassen, mit Ursula und meinem Bruder über ihre Unarten zu lachen.

Es war ja noch nicht lange her, daß wir uns selbst dergleichen zu schulden kommen ließen.

Aber unsere Spiele und unsere goldnen Träume wurden im Herbst durch die Nachrichten aus Rußland gestört. Traurige Töne drangen an unser Ohr und unsere lange verblendeten Augen sahen jetzt Bilder des Schreckens und der Noth. Wir begannen auf das Lesen der Zeitungen zu achten, und der Brand von Moskau erschien mir wie eine große That des Patriotismus. Jetzt weiß ich nicht mehr, ob man diese Katastrophe so beurtheilen darf: die Art und Weise, wie Rußland den Krieg gegen uns führte, hat jedenfalls etwas Unmenschliches und Barbarisches, und bei freien Völkern werden wir nichts Aehnliches finden. Die eignen Felder verwüsten, die eignen Häuser verbrennen, ein großes Land verheeren, um eine feindliche Armee dem Hunger und der Kälte preiszugeben, möchte bei einer Bevölkerung, die aus eignem Antriebe handelte, als etwas Heroisches erscheinen. Aber der Czar, der wie Ludwig XIV. zu sagen wagt: L'état, c'est moi! befragte die geknechteten Einwohner seines Reiches nicht. Er verjagte sie aus ihren Wohnungen, er verwüstete ihre Felder, er ließ sie wie eine elende Heerde von seinen Soldaten zu Paaren treiben, ohne ihre Wünsche zu berücksichtigen, ohne für ihr ferneres Unterkommen zu sorgen — und gewiß hätte unsere siegreiche Armee diese Unglücklichen weniger geknechtet, weniger beraubt und weniger mißhandelt, als es durch ihr eignes Heer geschah, das den grausamen Befehlen einer Gewalt ohne Mitleid, ohne Gefühl und ohne die geringste Achtung der Menschenrechte, unterworfen war.

Wenn wir auch annehmen, daß Rostopschin, ehe er

Moskau in Brand steckte, einige der reichen und mächtigen Familien zu Rathe zog, so wurde doch der größte Theil der Einwohnerschaft gezwungen, seine Häuser und seine Güter zu opfern, und es ist zu bezweifeln, daß sie sich einstimmig dazu bereit erklärt hätten, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben wäre, Einsprache zu thun und ihre Rechte geltend zu machen. Die russische Kriegführung gleicht dem Schiffe, das vom Sturme gepeischt seine Ladung über Bord wirft; der Czar ist der Kapitain; die Ballen, die man in's Meer wirft, sind das Volk; das Schiff, das gerettet wird, ist die Politik des Monarchen. Wenn jemals eine Regierung das Leben und das Eigenthum der Menschen gering geachtet hat, so mag man das Ideal eines solchen Systems in den absoluten Monarchien suchen.

Aber sobald unser Unglück in Rußland begann, wurde Napoleon's Herrschaft auf's Neue zum Repräsentanten des Wesens, der Unabhängigkeit und der Würde Frankreichs. Wer die Verhältnisse während unseres Kampfes mit den Alliirten anders beurtheilte, war einem verderblichen Irrthum verfallen. Die Einen, die sich zum Verrath anschickten, ließen sich wissentlich diese Lüge gegen das öffentliche Bewußtsein zu schulden kommen. Andere, die Väter des werdenden Liberalismus, nahmen den Irrthum wahrscheinlich aus voller Ueberzeugung an. Aber die Geschichte beginnt schon, ihr Benehmen bei dieser Gelegenheit richtig zu würdigen. Es war kein günstiger Augenblick, die Uebergriffe des Kaisers im Gebiet unserer politischen Freiheit zu rügen, als der Russe Alexander der erste Repräsentant unseres Liberalismus wurde.

Ich war also acht Jahre alt, als ich zum ersten Male die große Streitfrage über Frankreichs Zukunft verhandeln hörte. Bis dahin war mir mein Volk ganz unbesiegbar erschienen, und der kaiserliche Thron dem Throne Gottes gleich. Man sog zu jener Zeit den Stolz des Sieges mit der Muttermilch ein; die Chimäre des Adels hatte sich ausgebreitet und war das Eigenthum aller Klassen der Gesellschaft geworden: als Franzose geboren werden, gab Rang und Würde, und der Adler war das Wappen der ganzen Nation.

Sechstes Kapitel.

Das Heer und der Kaiser sind 14 Tage lang verschollen. — Vision. — Ein Wort des Kaisers über meinen Vater. — Deutsche Gefangene. — Tirolerlieder. — Trennung von Ursula. — Das Du. — Das große gelbe Bett. — Meines Vaters Grab. — Die Witzworte des Herrn von Talleyrand. — Die Politik alter Gräfinnen. — Ein patriotischer Knabe. — Andere Vision. — Frau von Béranger und meine Mutter. — Hungernde Soldaten in der Sologne. — Der republikanische Gastwirth. — Krankheit meiner Großmutter. — Frau von Béranger verwüstet unsern Garten. — Das Corsett. — Lorette von Béranger. — Einzug der Alliirten in Paris. — Ansicht meiner Großmutter über die Bourbonen. — Die Kanonenkugel. — Schöne Damen und Kosacken.

Das Kind verarbeitet den Eindruck allgemeiner Begebenheiten und öffentlicher Unglücksfälle auf seine Weise. Um uns her war nur von dem russischen Feldzuge die Rede und dieser war für uns etwas eben so Ungeheures und Fabelhaftes, als Alexander's Züge in Indien.

Was uns ganz außerordentlich auffiel, war, daß, wenn ich nicht irre, vierzehn Tage lang alle Nachrichten vom Kaiser

und dem Heere fehlten, daß eine Armee von 300,000 Mann, daß Napoleon, dessen Name die ganze Welt und dessen Gegenwart Europa erfüllte, verschwunden sein sollten, wie ein Pilger, der im Schnee versinkt und dessen Leichnam selbst nicht wieder gefunden wird, erschien mir ganz unbegreiflich. Ich hatte wundersame Träume; die Aufregung meiner Einbildungskraft verursachte mir Fieber und erfüllte meinen Schlummer mit Gespenstern — und meines Gehirns, das von den Erzählungen und Betrachtungen meiner Angehörigen ergriffen war, bemächtigte sich um diese Zeit eine seltsame Phantasie, die ich lange bewahrt habe: wenn ich bis zu einem gewissen Punkte meiner Träumerei gelangt war, bildete ich mir nämlich ein, daß ich Flügel hätte, daß ich den Raum durcheilte und daß mein Blick, der die Tiefe durchdrang, die weiten Schneefelder und Steppen Rußlands überschaute. Ich schwebte in den Lüften, ich suchte, bis ich die irrenden Colonnen unserer unglücklichen Legionen fand — und dann zeigte ich ihnen den Weg und führte sie nach Frankreich zurück. Was mich am meisten quälte, war der Gedanke, daß sie nicht wüßten, wo sie sich befänden, daß sie immer tiefer in die Wüsteneien geriethen, nach Asien zuschritten und dem Occident den Rücken kehrten. Wenn ich dann wieder zu mir selbst kam, war ich erschöpft und ermüdet durch den weiten Flug; meine Augen waren geblendet von dem Schnee, den ich so lange angeschaut hatte; ich war kalt und hungrig, aber ich fühlte die größte Freude, das französische Heer und den Kaiser gerettet zu haben.

Gegen den 25. December erfuhren wir endlich, daß Napoleon in Paris wäre; aber das Heer war hinter ihm

zurückgeblieben und der entsetzliche Rückzug währte noch zwei Monate lang. Die Leiden und Unglücksfälle desselben wurden erst später allgemein bekannt — der Kaiser war wieder in Paris und so schien Alles gerettet, Alles wiederhergestellt zu sein, die Bülletins der großen Armee und die Zeitungen sagten nur einen Theil der Wahrheit und nur die Privatbriefe und die Erzählungen der Krieger, welche dem Unheil entgangen waren, gaben einen Begriff von den Ereignissen. Aus einer der Familien, welche meine Großmutter kannte, war ein junger Mann von sechszehn Jahren in diesen unheilvollen Krieg gezogen und inmitten der forcirten Märsche und der unerhörten Anstrengungen war er um einen Kopf größer geworden. Seine Mutter, die nichts mehr von ihm hörte, beweinte seinen Tod — aber eines Tages stürzt eine Art Räuber von kolossaler Gestalt und im sonderbarsten Anzuge in ihr Zimmer, fällt ihr zu Füßen und drückt sie in die Arme — zuerst schreit sie vor Entsetzen und dann vor Freude! Es war ihr Sohn, der nahe an sechs Fuß groß war, einen dichten schwarzen Bart hatte und statt der Beinkleider einen Frauenrock trug, das Kleid einer armen Marketenderin, die unterwegs erfroren war.

Ich glaube, daß es derselbe junge Mann war, der kurze Zeit nachher dasselbe Schicksal hatte, wie mein Vater. Den entsetzlichen Gefahren des Krieges war er entgangen und verunglückte bei einem Spazier-Ritt, sein Pferd ging mit ihm durch, und schleuderte ihn an die Deichsel eines Wagens. Als der Kaiser von diesem Unfall hörte, sagte er in rauhem Tone: „Die Mütter behaupten, daß ich ihre Kinder im Kriege tödten lasse, aber da ist Einer, dessen Ende ich mir

nicht vorzuwerfen habe; — das ist eben so, wie mit Dupin. Oder ist es etwa auch meine Schuld, daß dieser durch ein wildes Pferd getödtet wurde?"

Dieser Vergleich zwischen Herrn von ... und meinem Vater ist ein Beweis von dem wunderbaren Gedächtniß des Kaisers, aber wodurch er zu seiner Beschwerde über die Mütter veranlaßt wurde, habe ich nicht erfahren; auch weiß ich nicht genau, zu welcher Zeit Herr von ... verunglückte, es muß wohl in dem Augenblicke gewesen sein, als das aristokratische Frankreich die Sache des Kaisers verließ und als dieser begann über sein Geschick bittere Betrachtungen zu machen.

Ich kann mich durchaus nicht darauf besinnen, ob wir im Winter von 1812—1813 nach Paris gingen; dieser Theil meines Lebens ist ganz aus meinem Gedächtniß entschwunden. Eben so wenig weiß ich zu sagen, ob meine Mutter im Sommer 1813 nach Nohant kam; aber wahrscheinlich ist es, denn im entgegengesetzten Falle hätte ich mich gegrämt und würde mich daran erinnern.

In Betreff der Politik war es in meinem Kopfe wieder ruhig geworden. Der Kaiser hatte Paris verlassen und im April hatte der Krieg auf's Neue begonnen. Ein auswärtiger Krieg war damals gleichsam ein Normalzustand und man ängstigte sich nur, wenn Napoleon nicht in ostensibler Weise handelte. Nach seiner Rückkehr von Moskau sollte er niedergeschlagen und muthlos gewesen sein — und damals war die Entmuthigung dieses einen Mannes noch das einzige Unglück, das man vorauszusetzen und zu fürchten wagte. Aber vom Mai an wurden die Gemüther durch die Siege

bei Lützen, Bautzen und Dresden wieder aufgerichtet. Der Waffenstillstand, von dem die Rede war, erschien mir als die Sanctionirung des Sieges. Es fiel mir nicht mehr ein, Flügel zu haben und unsern Truppen zu Hülfe zu eilen, sondern ich kehrte zu meinem Leben voller Spiele, Bewegung und leichter Studien zurück.

Im Laufe des Sommers kam ein Transport Gefangener durch Nohant. Der Erste, den wir erblickten, war ein Offizier, welcher am Rande der Chaussee auf der Schwelle eines Pavillons saß, der unsern Garten nach dieser Seite begrenzt. Er trug einen Rock von feinem Tuche, sehr schöne Wäsche, elendes Schuhwerk und an einem schwarzen Bande hing das Bild einer Frau auf seiner Brust. Mein Bruder und ich sahen ihn neugierig an, während er das Portrait mit trauriger Miene betrachtete; aber ihn anzureden wagten wir nicht. Bald darauf kam sein Diener, er stand auf und ging weiter, ohne uns zu bemerken. Eine Stunde später kam ein großer Trupp anderer Gefangener vorüber, die sich nach Chateauroux begaben. Niemand führte oder bewachte sie und von den Bauern wurden sie kaum angesehen.

Am folgenden Tage, während mein Bruder und ich in der Nähe des Pavillons spielten, ging einer dieser armen Teufel vorbei. Die Hitze war erdrückend; er blieb stehen und setzte sich ebenfalls auf die Stufe des Pavillons, wo die Vorübergehenden etwas Schatten und Kühle fanden. Er hatte das derbe, blonde, unbefangene Gesicht eines deutschen Bauern, und sein Aussehn gab mir Muth ihn anzureden; aber er gab uns zur Antwort: Moi pas comprend, das war Alles, was er französisch sagen konnte. Darauf fragte

ich ihn durch Zeichen, ob er durstig wäre“ und er antwortete, indem er mit fragender Miene auf das Wasser des Grabens zeigte. Wir gaben ihm zu verstehen, daß dies nicht trinkbar wäre und daß er uns erwarten möge und dann liefen wir fort, um ihm eine Flasche Wein und ein ungeheures Stück Brod zu holen. Ueber Beides fiel er mit lauten Ausbrüchen der Freude und Dankbarkeit her und als er sich etwas erquickt hatte, reichte er uns zu verschiednen Malen die Hand hin. Wir dachten, er bäte uns um Geld, aber wir hatten nichts — schon war ich im Begriff meine Großmutter für ihn in Anspruch zu nehmen, als er meinen Gedanken errieth; er hielt mich zurück und machte uns begreiflich, daß er nichts von uns begehrte, als einen Handschlag; seine Augen standen voll Thränen und nachdem er sich lange besonnen hatte, gelang es ihm die Worte hervorzubringen: „enfants très bons!“

Wir gingen zur Großmutter, um ihr voller Rührung unser Abenteuer zu erzählen; sie fing an zu weinen, denn sie erinnerte sich der Zeit, als ihr Sohn ein ähnliches Schicksal bei den Kroaten gehabt hatte. Später als sich neue Colonnen Gefangene auf der Heerstraße zeigten, ließ sie ein Faß Landwein und einen Vorrath Brod in den Pavillon schaffen. Mein Bruder und ich nahmen Besitz davon und wir wurden den ganzen Tag von den Stunden befreit, damit wir unser Marketender-Geschäft bis zum Abend fortsetzen konnten. Die armen Gefangenen waren sehr bescheiden und sehr freundlich; sie bezeigten die lebhafteste Dankbarkeit für das Stück Brod und das Glas Wein, das ihnen ohne Umstände angeboten wurde. Besonders schien es sie zu rühren,

daß zwei Kinder die Wirthe machten und um uns zu danken, stellten sie sich in Chören zusammen und sangen uns Tirolerlieder vor, die mich entzückten. Ich hatte nie etwas Aehnliches gehört: diese fremden Worte, diese wohlklingenden, harmonischen Stimmen und die eigenthümlichen Kehllaute, welche den Refrain ihrer Nationalgesänge begleiteten, waren damals in Frankreich etwas Neues und ich war nicht die Einzige, auf die es Eindruck machte. Alle deutschen Gefangenen, die in unsern Provinzen einquartirt waren, wurden mit der Freundlichkeit und Gastfreundschaft behandelt, die früher dem Einwohner des Berry eigenthümlich waren; aber ihre Lieder und ihr Walzertalent erwarb ihnen noch mehr Sympathien und sicherte ihnen eine bessere Behandlung, als das Mitleid allein gethan haben würde. Sie wurden die Gefährten und Freunde aller Familien, in denen sie sich niederließen, einige haben sich sogar bei uns verheirathet.

Ich glaube fast, daß dies Jahr das erste war, das ich in Nohant ohne Ursula verlebte. Wahrscheinlich hatten wir den Winter in Paris zugebracht und als ich wieder kam, war die Trennung vorbereitet und ausgeführt, denn ich erinnere mich nicht, daß sie Ueberraschung und Thränen verursacht hätte. Ich weiß, daß mich Ursula in diesem Jahre oder im folgenden jeden Sonntag besuchte und wir waren so befreundet geblieben, daß kein Sonnabend verging, wo ich ihr nicht einen Brief geschrieben hätte, um sie zu ermahnen, am folgenden Tage zu kommen und um ihr ein kleines Geschenk zu senden. Es war immer irgend eine Dummheit von meiner Erfindung: eine Arbeit in Perlen, oder etwas in

Papier Ausgeschnittenes, oder ein Endchen Stickerei. Ursula fand das Alles herrlich und machte daraus Reliquien der Freundschaft.

Was mich überraschte und mich sehr verletzte, war, daß sie plötzlich aufhörte, mich Du zu nennen. Ich glaubte, sie liebte mich nicht mehr und als sie mich ihrer Anhänglichkeit versichert hatte, dachte ich, es wäre eine Neckerei, ein Eigensinn; aber das erschien mir wie eine Beleidigung und um mich zu trösten, mußte sie mir gestehen, daß ihre Tante Julie feierlich verboten hätte, mir gegenüber auf diesem Fuße unpassender Vertraulichkeit stehen zu bleiben. Ich lief zu meiner Großmutter, um Erklärung zu verlangen; diese bestätigte den Befehl, indem sie mir sagte: ich würde später begreifen, wie nöthig dies wäre — ich muß jedoch gestehen, daß ich es niemals begriffen habe.

Ich verlangte nun von Ursula, daß sie mich Du nenne, wenn wir allein wären; aber da sie sich auf diese Weise noch schwerer in die Gewohnheit fand, die man ihr auferlegte und da sie gescholten wurde, wenn sie in Gegenwart ihrer Tante sich einige Du anstatt des Sie entschlüpfen ließ, mußte ich gestatten, daß sie im Verkehr mit mir die süße und natürliche Vertraulichkeit aufgab. Ich habe lange dadurch gelitten und habe sogar eine Zeitlang versucht auch zu ihr Sie zu sagen, um die Gleichheit zwischen uns herzustellen; aber das machte ihr zu großen Schmerz: „da man Ihnen nicht verbietet, mich Du zu nennen,“ sagte sie, „dürfen Sie mir diese Freude nicht entziehen, sonst hätte ich doppelten Kummer.“ Wir waren nun klug genug, um über die Ausdrucksweise unserer ersten Kindheit zu lächeln und so sagte ich ihr: „Du siehst

nun, was an diesen verd... „Reichthümern“ ist, die ich durchaus lieb haben sollte, die mir aber immer zuwider sein werden; sie hindern uns nur geliebt zu sein!“

„Glauben Sie das nicht von mir,“ erwiederte Ursula, „in der ganzen Welt werden Sie mir immer das Liebste bleiben und ob Sie arm oder reich sind, ist mir ganz gleichgültig.“ — Das vortreffliche Mädchen, das mir wirklich Wort gehalten hat, war damals bei einer Schneiderin in der Lehre. Sie ist in ihrem Berufe sehr geschickt geworden und weit entfernt faul oder verschwenderisch zu sein, wie die Ihrigen fürchteten, ist sie eine der fleißigsten und verständigsten Frauen, die ich kenne.

Ich glaube mich jetzt genau zu erinnern, daß meine Mutter diesen Sommer mit uns in Nohant verlebte, und daß ich sehr betrübt war, weil mir zum ersten Male die Freude versagt wurde, in einem Zimmer mit ihr zu schlafen. Meine Großmutter fand mich zu groß, um auf dem Sopha zu liegen und wirklich war das kleine Ruhebett, das mir bis dahin gedient hatte, zu kurz geworden; aber das große gelbe Bett, das schon bei der Geburt meines Vaters existirte und das meine Mutter in Nohant zu benutzen pflegte (— es ist dasselbe, dessen ich mich jetzt bediene, —) war sechs Fuß breit und es war ein Fest für mich, wenn sie mir erlaubte, mit ihr darin zu schlafen. Ich war da wie ein kleiner Vogel unter dem Flügel der Mutter und es schien mir, als ob ich hier besser schliefe und schönere Träume hätte.

Trotz des Verbotes meiner Großmutter hatte ich zwei oder drei Abende die Geduld schlaflos zu warten, bis meine Mutter um 11 Uhr in ihr Zimmer gegangen war; dann

stand ich leise auf, verließ das meinige und ging auf den Zehen, mit bloßen Füßen zu meinem Mütterchen hinüber, um mich in ihre Arme zu schmiegen. Sie hatte nicht die Kraft mich fortzuschicken und war wohl selber glücklich, wenn sie einschlafen konnte, während mein Kopf an ihrer Schulter lag. Aber meine Großmutter bekam Verdacht oder wurde durch Demoiselle Julie, ihren Polizeilieutenant benachrichtigt. Sie kam herauf und überraschte mich in dem Augenblicke, als ich aus meinem Zimmer schlüpfte. Nun wurde Rose ausgescholten, weil sie gegen meine Streiche nachsichtig gewesen war; meine Mutter, die das Geräusch vernahm, kam auf den Korridor und es wurden zwischen beiden ziemlich heftige Worte gewechselt. Großmama behauptete, es wäre weder gesund noch anständig, daß ein neunjähriges Mädchen neben seiner Mutter schliefe. Sie war ernstlich erzürnt und wußte nicht, was sie sagte, denn es kann im Gegentheil nichts gesunder und anständiger sein. Was mich betrifft, so war ich so rein, daß ich nicht einmal den Sinn des Wortes „Unanständigkeit" begriff; alles Unlautere war mir ganz unbekannt. Ich hörte, daß meine Mutter zur Antwort gab: „Wenn hier Jemand den Anstand verletzt, so geschieht es durch solche Gedanken! indem man Kindern zu früh von solchen Dingen sagt, wird ihnen die Unschuld der Seele geraubt und ich versichere Sie, daß Sie besser gethan hätten mir meine Tochter zu lassen, wenn Sie dieselbe auf diese Art erziehen wollen; denn meine Liebkosungen sind viel reiner als Ihre Gedanken."

Ich weinte die ganze Nacht; es schien mir, als wäre ich mit meiner Mutter physisch und geistig durch eine diamantne

Kette verbunden, die meine Großmutter umsonst zu zerreißen versuchte und die sich nur um so fester um mich schlang, so daß sie mich zu ersticken drohte.

Im Verkehr mit meiner Großmutter trat nun mehrere Tage lang eine große Kälte und Verstimmung ein. Die Arme sah wohl ein, daß sie um so mehr in meiner Zuneigung sank, je mehr sie sich bemühte mich von meiner Mutter abzuwenden und daß das einzige Mittel mich mit ihr zu versöhnen, ihre Aussöhnung mit meiner Mutter war. Sie nahm mich in ihre Arme, setzte mich auf ihren Schooß, um mich zu liebkosen und ich that ihr sehr weh, als ich mich von ihr losmachte und ihr sagte: „da es nicht anständig ist, will ich nicht küssen.“ Sie antwortete nicht, setzte mich nieder, stand auf und verließ das Zimmer mit einer Schnelligkeit, die ihr nicht natürlich war.

Dies überraschte mich, beunruhigte mich sogar nach einiger Ueberlegung; ich folgte der Großmutter und fand sie im Garten. Sie hatte den Weg eingeschlagen, der an der Mauer des Kirchhofs entlang führt und stand am Grabe meines Vaters. Ich weiß nicht, ob ich schon erzählt habe, daß mein Vater in einem kleinen Gewölbe beigesetzt worden war, das sich unter der Mauer des Kirchhofes befand, so daß sein Kopf in unserm Garten und seine Füße in der geweihten Erde ruhen. Zwei Cypressen und ein Dickicht von Rosen und wildem Lorbeer bezeichnen die Begräbnißstätte, die jetzt auch meine Großmutter aufgenommen hat.

Sie stand also an diesem Grabe, das zu betrachten sie nur selten Kraft genug hatte, und weinte bitterlich. Ich war besiegt, stürzte auf sie zu, drückte ihre zitternden Knie

an meine Brust und sagte die Worte, die sie mir seitdem oft wiederholt hat: „Großmutter, ich werde Dich trösten!“ Sie bedeckte mich mit Thränen und Küssen und ging auf der Stelle mit mir zu meiner Mutter; sie umarmten sich, ohne sich weiter zu erklären und für einige Zeit kehrte der Frieden zurück.

Es hätte meine Aufgabe sein müssen, die beiden Frauen einander zu nähern und sie nach jedem Streite zur Versöhnung an das Grab meines Vaters zu führen. Es kam auch ein Tag, wo ich dies begriff und es zu thun wagte; aber in der Zeit, von der ich jetzt erzähle, war ich noch zu kindisch, um unparteiisch zwischen den Beiden zu stehen. Ich glaube sogar, daß ich einer großen Kälte oder eines großen Stolzes bedurft hätte, um mit Ruhe zu entscheiden, welche von ihnen in den Streitigkeiten am meisten Recht oder Unrecht hatte und ich gestehe, daß ich eines Zeitraumes von dreißig Jahren bedurfte, um die Verhältnisse klar zu durchschauen und um das Andenken der Einen fast eben so zu lieben, wie das der Andern.

Ich glaube, daß das oben Erzählte im Sommer 1813 geschah; behaupten will ich es indessen nicht, weil ich hier gleichsam eine Lücke in meinen Erinnerungen finde; wenn ich mich irre, so kommt wenig darauf an, gewiß ist aber, daß diese Vorfälle nicht später stattgefunden haben.

Den folgenden Winter nahmen wir nur einen kurzen Aufenthalt in Paris. Schon im Januar 1814 flüchtete meine Großmutter, die vor der Invasion der Fremden zitterte, nach Nohant zurück, das gleichsam im Mittelpunkt von Frank-

reich liegt und darum vor den politischen Stürmen am meisten gesichert schien.

Ich glaube, daß wir zu Anfang December abgereist waren, daß meine Großmutter wie in andern Jahren, ihre Vorbereitungen zu einer drei- bis viermonatlichen Abwesenheit getroffen hatte und daß sie von dem nahen Fall des Kaisers und dem Einzuge der Fremden in Paris durchaus keine Ahnung hatte. Der Kaiser war seit dem 7. November, nach dem Rückzuge von Leipzig, wieder nach Paris gekommen. Das Glück verließ ihn, er wurde nach allen Seiten verrathen und betrogen. Als wir nach Paris kamen, machte der „neueste Witz" des Herrn von Talleyrand die Runde durch alle Salons. Er hatte gesagt: „Dies ist der Anfang vom Ende". Diese Worte, die ich täglich zehn Mal wiederholen hörte, nämlich von allen Besuchen, die zu meiner Großmutter kamen, erschienen mir zuerst albern, dann traurig und zuletzt abscheulich. Ich fragte, wer dieser Herr v. Talleyrand wäre, erfuhr, daß er dem Kaiser sein Glück verdankte und wollte nun wissen, ob seine Worte ein Bedauern oder einen Scherz enthielten. Man gab mir zur Antwort, daß sie Spott und Drohung ausdrückten und daß der Kaiser, der ein Ehrsüchtiger, ein Ungeheuer wäre, dies wohl verdient hätte. „Warum hat denn aber der Herr von Talleyrand etwas von ihm angenommen?" fragte ich wieder.

Mir waren noch größere Ueberraschungen vorbehalten, täglich hörte ich Thaten der Verrätherei und Undankbarkeit preisen. Die Politik der „alten Gräfinnen" ver-

wirrte meinen Kopf; meine Studien und meine Spiele wurden dadurch getrübt und gestört.

In diesem Jahre war Pauline nicht nach Paris gekommen, sie war mit ihrer Mutter in Burgund geblieben und hatte sich, trotz ihres Geistes, mit Leidenschaft der Reaction ergeben und erwartete die Alliirten, wie den Messias. Von Neujahr an hieß es, die Kosacken hätten den Rhein überschritten und eine Zeit lang verstummte der Haß in Furcht. Wir besuchten eine Freundin meiner Großmutter in der Nähe des Chateau d'Eau, ich glaube, es war Madame Dubois und fanden mehrere Personen bei ihr, auch einige junge Leute, die ihre Neffen oder Enkel waren. Mir fiel unter denselben ein Knabe von 13—14 Jahren auf, der ganz allein allen Verwandten und allen Anwesenden widersprach. „Wie", sagte er, „die Kosacken, die Russen, die Preußen sind in Frankreich, sie marschiren nach Paris und man wird sie gewähren lassen?" — „Ja mein Kind," sagten die Andern, „alle Wohlgesinnten werden sie gewähren lassen. Das ist freilich schlimm für den Tyrannen, denn die Fremden kommen, um ihn zu strafen und uns von ihm zu befreien." „Aber es sind Fremde," sagte der muthige Knabe, „und also sind es unsre Feinde, wenn wir den Kaiser nicht mehr haben wollen, müssen wir uns selbst von ihm befreien; aber durch unsere Feinde; dürfen wir uns keine Gesetze vorschreiben lassen, das ist eine Schande — wir müssen gegen sie kämpfen." Man lachte ihm ins Gesicht. Die andern, größern jungen Leute, seine Brüder oder Vettern gaben ihm den Rath, einen großen Säbel zu nehmen und den Kosacken entgegen zu ziehen. Der Knabe war in einer Begeisterung,

die von Allen verspottet wurde und die Niemand verstand außer mir. Aber ich war ein Kind und wagte nicht in Gegenwart dieser Fremden ein Wort zu sagen, obwohl mein Herz in heftiger Bewegung schlug, als die Worte über Frankreichs Schande vor mir ausgesprochen wurden. „Ja, lacht nur!“ rief der Knabe; „sagt was Ihr wollt, aber laßt die Fremden kommen und laßt mich ein Schwert finden — mag es auch zweimal so groß sein, als ich selbst, ich werde es zu gebrauchen wissen, das sollt Ihr sehen, und Alle, die es mir nicht gleichthun, werden Feiglinge sein!“

Man befahl ihm zu schweigen und führte ihn fort; aber er hatte wenigstens einen Proselyten gefunden. Dieser Knabe, den ich niemals wiedergesehen, dessen Namen ich niemals erfahren habe, hatte mir meine eigne Empfindung klar gemacht. Alle diese Leute, die im Voraus schrieen: es leben die Alliirten! waren Feiglinge. Ich kümmerte mich nicht mehr um den Kaiser, denn inmitten des albernen Geschwätzes, dessen Gegenstand er war, hatte zuweilen ein verständiger Mensch, wie meine Großmutter, der Onkel Beaumont, der Abbé von Andrezel oder meine Mutter ein gegründetes Urtheil ausgesprochen, einen Vorwurf über die Eitelkeit, die ihn vernichtete. Aber F r a n k r e i c h! der Name war so groß, als ich geboren wurde, daß er einen viel tiefern Eindruck auf mich machte, als wenn ich unter der Restauration das Licht der Welt erblickt hätte. Jeder, der nicht blödsinnig geboren war, empfand von frühester Kindheit an die Ehre des Vaterlandes.

So kam ich denn traurig und aufgeregt nach Hause und mein Traum vom russischen Feldzuge kehrte zurück; er nahm

mich ganz in Anspruch und machte mich taub für die Declamationen, die mein Ohr belästigten. Es war ein Traum voll Kampf und Mord; ich fand meine Flügel wieder und hatte ein feuriges Schwert, wie das, was ich in irgend einem Stücke in der Oper gesehen hatte, wo der Engel des Gerichts in den Wolken erscheint. Und ich stürzte mich auf die feindlichen Heere, ich schlug sie in die Flucht, ich stürzte sie in den Rhein und diese Vision gab mir einige Erleichterung.

Trotz der Freude, die man sich von dem Sturz des Tyrannen versprach, fürchtete man sich vor den guten Kosacken und viele reiche Leute flüchteten. Die furchtsamste von Allen war Frau von Béranger und meine Großmutter bot ihr an, sie mit nach Nohant zu nehmen, was sie auch annahm. Ich wünschte sie von ganzem Herzen zum Teufel, denn sie verhinderte Großmama, meine Mutter mitzunehmen, da sie zwei so unverträgliche Naturen nicht zusammenführen konnte. Ich war außer mir, daß eine Fremde in dieser Weise bevorzugt wurde; wenn der Aufenthalt in Paris wirklich mit Gefahr verbunden war, mußte vor allen meine Mutter derselben entzogen werden. Ich nahm mir vor mich zu empören und bei meiner Mutter zu bleiben, um, wenn es sein müßte, mit ihr zu sterben.

Als ich ihr diesen Plan mittheilte, beruhigte sie mich; sie sagte: wenn mich deine Großmama mitnehmen wollte, könnte ich die Einladung nicht annehmen. Ich muß bei Karoline bleiben, je mehr von Gefahren die Rede ist, um so mehr ist dies meine Pflicht und mein Wille. Aber sei nur ruhig, wir sind noch nicht so weit! weder der Kaiser noch

das Heer werden jemals erlauben, daß sich die Feinde der Hauptstadt nähern — das ist nur die Hoffnung der „alten Gräfinnen". Der Kaiser wird die Kosacken an der Grenze schlagen und wir werden niemals einen davon zu sehen kriegen. Wenn sie alle vertilgt sind, wird die alte Béranger nach Paris zurückkommen, um ihre Kosacken zu beweinen und dann besuche ich Dich in Nohant."

Das Vertrauen meiner Mutter zerstreute meine Befürchtungen. Am 12. oder 13. Januar reisten wir ab; der Kaiser hatte Paris noch nicht verlassen. So lange er da war, glaubten sich Alle sicher, nie einen andern Monarchen in der Stadt zu sehen, es müßte denn ein Besuch sein, der da käme, um ihm huldigend die Füße zu küssen.

Wir waren in einem großen Reisewagen, den meine Großmutter gekauft hatte; Frau von Béranger mit ihrer Kammerfrau und ihrer kleinen Hündin folgte uns in einer vierspännigen Berline und unser schon sehr schwerfälliger Wagen war noch leicht im Vergleich zu dem ihrigen. Die Reise war ziemlich beschwerlich, das Wetter abscheulich und die Straßen waren mit Bagage- und Munitionswagen aller Art bedeckt. Züge von Rekruten und Freiwilligen begegneten sich, vereinigten sich lärmend und trennten sich mit dem Geschrei: es lebe der Kaiser! Frankreich lebe hoch! Frau von Béranger fürchtete sich vor diesen häufigen Begegnungen, die ihren Wagen am schnellen Fahren hinderten. Die Freiwilligen riefen auch zuweilen: es lebe die Nation! und dann glaubte sie sich in das Jahr 93 zurückversetzt. Sie behauptete, die Leute hätten Galgenphysiognomien und sähen sie mit Unverschämtheit an. Meine Großmutter lachte sie

heimlich aus, aber sie ließ sich von ihr beherrschen und widersprach ihr niemals ins Gesicht.

In der Sologne begegneten wir Soldaten, die nach dem Zustande ihrer zerlumpten Kleidung und ihrem verhungerten Aussehen zu schließen, sehr weit her kamen. Vielleicht waren sie aus Deutschland zurückberufen, oder an den Grenzen geschlagen — sie sagten es uns, aber ich kann mich nicht mehr darauf besinnen. Sie bettelten nicht, aber als unser Wagen in dem feuchten Sande der Sologne im Schritt fuhr, drängten sie sich mit flehender Geberde um uns her. „Was mögen sie wollen?“ fragte meine Großmutter. — Die armen Leute starben fast vor Hunger, aber sie waren zu stolz, um es zu sagen. Wir hatten ein Brod im Wagen; ich nahm es, und reichte es dem, der mir zunächst stand. Er stieß einen fürchterlichen Schrei aus und fiel darüber her, nicht mit den Händen, sondern mit den Zähnen und zwar mit solcher Heftigkeit, daß ich kaum Zeit hatte, meine Finger zurückzuziehen. Seine Gefährten umringten ihn und bissen ebenfalls in das Brod, das er verschlang, als wenn er ein Thier gewesen wäre. Sie stritten sich nicht, sie dachten nicht daran zu theilen, aber sie machten einander Platz, um die gemeinsame Beute zu verzehren und dabei weinten sie dicke Thränen. Es war ein herzzerreißender Anblick und ich konnte mich nicht enthalten, mit ihnen zu weinen.

Wie war es möglich, daß unsere armen Soldaten im Herzen Frankreichs vor Hunger verschmachteten, in einem Lande, das zwar arm, aber nicht durch den Krieg verwüstet und im letzten Jahre nicht von Hungersnoth heimgesucht war: — ich erzähle, was ich gesehen habe, aber ich bin nicht

im Stande es zu erklären. Wir leerten unsern Proviantkasten aus und gaben ihnen Alles, was in beiden Wagen an Vorräthen war. Ich glaube, sie sagten uns, daß die Befehle nicht ordentlich gegeben wären und daß sie seit mehreren Tagen keine Rationen erhalten hätten — aber die Einzelheiten sind mir entfallen.

Auf den Poststationen war Mangel an Pferden und wir sahen uns genöthigt, in sehr schlechten Herbergen zu übernachten. In einer derselben unterhielt uns der Wirth nach dem Diner; er war sehr aufgebracht gegen Napoleon, weil dieser den Einfall der Fremden gestattet hätte; meinte, es müßte zum allgemeinen Kriege kommen; die Fremden müßten niedergemetzelt, der Kaiser müßte fortgejagt und die Republik proklamirt werden, aber die gute, sagte er, die eine untheilbare und unendliche Republik. Diese Schlußfolgerung war nicht nach dem Sinne der Frau von Béranger; sie nannte ihn Jacobiner und er ließ sie dies Wort auf ihrer Rechnung bezahlen.

Endlich kamen wir nach Nohant, aber wir waren kaum seit drei Tagen dort, als ein großer Kummer meinen Gedanken eine andere Richtung gab: meine Großmutter, die nie im Leben krank gewesen war, bekam eine gefährliche Krankheit. Da ihre ganze Organisation etwas Eigenthümliches hatte, war auch diese Krankheit von sonderbaren Zufällen begleitet. Zuerst fiel sie in einen tiefen Schlaf, aus dem man sie zwei Tage lang nicht zu erwecken vermochte und als alle beängstigenden Symptome vorüber waren, fand sich's, daß sie eine große brandige Wunde am Körper hatte, welche durch die leichte Reizung salzhaltiger Umschläge ver-

ursacht war. Diese Wunde war entsetzlich schmerzhaft und heilte nur langsam; meine Großmutter mußte zwei Monate lang das Bett hüten und ihre Reconvalescenz währte eben so lange.

Deschartres, Rosa und Julie pflegten meine arme Großmama mit großer Aufopferung und ich fühlte, daß ich sie viel lieber hatte, als mir bis dahin zum Bewußtsein gekommen war. Ihre Leiden und die Lebensgefahr, in welcher sie sich mehrere Male befand, verstärkten meine Zärtlichkeit und die Zeit ihrer Krankheit war für mich voll tödtlicher Trauer.

Frau von Béranger blieb, wenn ich nicht irre, sechs Wochen lang bei uns und reiste erst ab, als meine Großmutter außer Gefahr war. Wenn diese dann irgend welchen Kummer, irgend welche Angst empfand, so ließ sie sich's wenigstens nicht merken; ich bezweifle fast, daß ihr Herz sehr gefühlvoll war und ich weiß in Wahrheit nicht, warum meine Großmutter, die ein so inniges Bedürfniß der Zärtlichkeit empfand, sich besonders dieser hochmüthigen, herrschsüchtigen Frau angeschlossen hatte, in deren Geist und Herzen ich nie das geringste Angenehme entdecken konnte.

Frau von Béranger war sehr thätig und konnte nicht einen Augenblick auf derselben Stelle bleiben. Sie hielt sich für sehr geeignet zur Anlegung oder Verbesserung eines Gartens oder Parkes und kaum hatte sie unsern alten, regelmäßigen Garten gesehen, als sie sich in den Kopf setzte, denselben in einen englischen Park zu verwandeln. Dies war eine abgeschmackte Idee, denn im flachen Lande, wo sich nur wenig Aussicht darbietet und die Bäume langsam wach-

sen, ist es das Zweckmäßigste, das Vorhandene zu erhalten, neue Pflanzungen für die Zukunft anzulegen und keine Lichtungen zu öffnen, die uns die Armuth der Umgebung enthüllen; zieht sich aber noch dazu die Landstraße am Garten und in der Nähe des Hauses hin, so ist es doppelt nöthig sich mit Hecken oder Mauern zu umgeben, um ungestört daheim zu sein. Aber unsere Hecken waren der Frau von Béranger ein Gräuel und unsere Blumen- und Gemüse-Beete, die mir so schön, so lachend erschienen, nannte sie einen „Pfarrersgarten.“ Als meine Großmutter die erste Krisis ihres Uebels überstanden und kaum Gehör und Sprache wiedererlangt hatte, bat ihre Freundin um Ermächtigung Bosket und Alleen mit Hacke und Spaten zu bearbeiten. Großmama liebte die Veränderung nicht, aber ihr Kopf war in diesem Augenblicke so schwach, und Frau von Béranger übte eine solche Herrschaft über sie aus, daß sie ihr völlig freie Hand ließ.

Und so machte sich denn die gute Dame ans Werk; sie ließ etwa zwanzig Arbeiter kommen, deren Thätigkeit sie von ihrem Fenster aus überwachte; hier wurde gefällt, dort wurde ausgerodet und überall suchte sie nach einer Aussicht, die sie nirgend fand; denn wenn sich die Landschaft von der ersten Etage aus ziemlich hübsch ausnimmt, so erscheint sie im Garten, der in gleicher Höhe mit den angrenzenden Feldmarken liegt, ganz flach und ohne Ausdehnung. Um einen weitern Ueberblick zu erlangen, hätte der Garten um 50 Fuß erhöht werden müssen und da dies nicht geschah, dienten alle Lichtungen nur dazu, uns den Anblick einer beackerten Fläche zu verschaffen. Die Oeffnungen wurden erweitert;

die guten alten Bäume wurden umgehackt; Frau von Béranger zeichnete ihre Pläne auf dem Papiere, zog Bindfaden von ihrem Fenster aus in den Garten, schrie die Arbeiter an; ging Trepp auf Trepp ab; lief hierhin und dorthin, ärgerte sich und zerstörte den wenigen Schatten, dessen wir uns erfreuten, ohne uns irgend etwas dafür wiederzugeben. Endlich gab sie ihr Vorhaben auf und das war ein Glück, sie hätte wahrscheinlich tabula rasa gemacht, aber Deschartres stellte ihr vor, daß vielleicht meine Großmutter, sobald sie wieder aufstehen und Alles übersehen könnte, ihre alten Hecken zurückwünschen möchte.

Mir war die Art und Weise auffallend, in welcher Frau von Béranger mit den Arbeitern sprach. Sie war viel zu erhaben, um sich nach den Namen der Leute zu erkundigen und sie einzeln zu nennen. Nun hatte sie aber von ihrem Fenster aus bald mit dem Einen, bald mit dem Andern zu thun und für nichts in der Welt hätte sie Herr, oder guter Freund, oder mein Alter gesagt, wie man in Berry die Männer jeden Alters zu nennen pflegt. Statt dessen schrie sie mit schallender Stimme: Mann Nr. 2: Hören Sie mal; Mann Nr. 4! Unsere spöttischen Bauern lachten sehr darüber und keiner wandte den Kopf, um sie anzuhören. „Wahrhaftig!" sagten sie untereinander, indem sie die Achseln zuckten, „wir sind doch alle Männer und können nicht wissen, mit wem von uns die Frau zu thun hat!" — Um den Schaden wieder gut zu machen, den Frau von Béranger in unserm Garten angerichtet hatte und um ihre „Aussichten" wieder zu verdecken, sind 30 Jahre nöthig gewesen.

Sie hatte eine andere Leidenschaft, die mir noch widerwärtiger war, als ihre Gartenkunst; sie schnürte sich nämlich so sehr, daß sie Abends roth war, wie eine Runkelrübe und daß ihr die Augen aus dem Kopfe hervorquollen. Sie erklärte, ich hielte mich, als wenn ich bucklig wäre, meine Figur sähe aus wie ein Stück Holz und es wäre nöthig mir Formen zu geben. Um dies zu bewerkstelligen, ließ sie rasch ein Corsett für mich machen — ich hatte dies Marterwerkzeug bis dahin nicht gekannt — und schnürte mich eigenhändig so gewaltsam ein, daß ich das erste Mal beinah ohnmächtig geworden wäre.

Sobald ich ihr entschlüpfen konnte, schnitt ich das Schnürband entzwei und so gelang es mir das Blankscheit und die Fischbeine zu ertragen; aber sie bemerkte den Betrug sehr bald und schnürte mich um so fester. Aber da ging ich in vollständige Empörung über; ich flüchtete in den Keller und ließ es nun nicht mehr beim Durchschneiden des Schnürbandes bewenden, sondern warf das Corsett in ein altes Faß mit Weinhefen, wo es Niemand suchte. Es wurde zwar lange danach geforscht, aber ich habe nie erfahren, ob es vielleicht ein halbes Jahr später, zur Zeit der Weinlese entdeckt worden ist.

Die kleine Lorette von Béranger — wir hatten von Frau von la Marlière gelernt, verzogenen Hunden den Namen ihrer Herrschaft zu geben — war ein zanksüchtiges Geschöpf, das den größten und ruhigsten Hunden ins Gesicht sprang und sie nöthigte ihre gewöhnliche Sanftmuth aufzugeben. Bei solchen Begegnungen brach Frau von Béranger in ein lautes Geschrei aus und wurde ohnmächtig; unsere

Freunde Brillant und Moustache durften sich deswegen im Salon nicht mehr blicken lassen. Jeden Abend mußte Hyppolit, dessen gutmüthiges Gesicht der Frau von Béranger Zutrauen einflößte, das Hündchen spazieren führen — aber die arme Lorette verlebte böse Viertelstunden in seinen Händen. „Gutes, kleines Geschöpf! herziges, kleines Thier!“ sagte er auf der Schwelle der Thüre und so lange ihn die Dame hören konnte. Aber sobald er ins Freie kam, schleuderte er Lorette mit aller Gewalt hoch in die Luft und mitten in den Hof hinein und dann war es ihm ganz einerlei, wie und wohin sie niederfiel. Ich glaube fast, daß sich Lorette einbildete, sechszehn Ahnen zu haben, denn sie war ein dummes und unverschämtes Thier.

Endlich reisten Frau von Béranger und Lorette wieder ab; wir bedauerten nur den Abschied der Kammerfrau, die ein gutes Geschöpf war. Leider hatte uns die Krankheit der Großmutter nicht erlaubt, viel über die „alte Gräfin“ zu lachen — auch die Nachrichten von außen waren nicht heiter und an einem Frühlingstage erhielt meine Großmutter, die sich auf der Besserung befand, einen Brief von Frau von Pardaillan, in welchem diese schrieb: „Die Alliirten sind in Paris eingezogen; sie haben keinen Schaden angerichtet und es ist nirgend geplündert worden. Man sagt, der Kaiser Alexander würde uns einen Bruder Ludwig's XVI. zum Könige geben. Es ist der, welcher in England gewesen ist und auf dessen Namen ich mich nicht mehr besinne.“

Meine Großmutter zog ihre Erinnerungen zu Rathe: „es muß der sein, der den Titel Monsieur trug,“ sagte sie; „es war ein sehr schlechter Mann und der Graf von Artois war

ein abscheulicher Taugenichts. So sind denn unsere Vettern auf dem Throne, mein Kind, aber wir haben uns ihrer gerade nicht zu rühmen."

Dies war ihr erster Eindruck; dann ließ sie sich durch ihre Umgebung umstimmen; sie wurde eine Zeitlang durch die Versprechungen der neuen Regierung getäuscht und überließ sich einem gewissen Enthusiasmus, nicht für die Persönlichkeiten, aber für die Werke der Restauration. Dies währte jedoch nicht lange; als die Frömmigkeit an der Tagesordnung war, kehrte ihr Widerwille gegen die Heuchelei zurück, wie ich später erzählen werde.

Ich wartete mit Angst auf einen Brief meiner Mutter; endlich schrieb sie. Mein armes Mütterchen war krank geworden aus Furcht. Durch einen sonderbaren Zufall war eine der fünf oder sechs Kugeln, die über Paris geschleudert und gegen die Statue der Vendôme-Säule gerichtet wurden, auf das Haus gefallen, das meine Mutter damals in der Rue basse du Rempart bewohnte. Die Kugel war durch das Dach und durch zwei Etagen gedrungen und auf dem Plafond des Zimmers liegen geblieben, das sie bewohnte. Darauf hatte sie mit Karoline die Flucht ergriffen, weil sie glaubte, daß Paris binnen wenigen Stunden in einen Schutthaufen verwandelt sein würde. Aber sie konnte sich ruhig in ihrer Wohnung niederlegen, nachdem sie mit der bedrückten und erstaunten Menge den Einzug der Barbaren gesehen hatte, die von schönen Damen umarmt und mit Blumen bekränzt wurden.

Siebentes Kapitel.

Der häusliche Zwist verschlimmert sich. — Ich fange an den Kummer kennen zu lernen. — Besprechung mit meiner Mutter. — Meine Bitten, ihre Versprechungen, ihre Abreise. — Erste Nacht der Schlaflosigkeit und Verzweiflung. — Das einsame Zimmer. — Erste Täuschung. — Liset. — Romanhafte Projecte. — Mein Schatz. — Meine Großmutter bekommt einen Schlaganfall. — Ich gebe meine Projecte auf. — Meine Großmutter ist gezwungen, mich zu vernachlässigen. — Unterricht von Deschartres. — Die Botanik. — Meine Verachtung für das, was er mich lehrt.

Meine Mutter hatte einen Monat mit uns verlebt und sollte nun zurückkehren, um Karoline aus der Pensionsanstalt zu nehmen. Ich fing an zu begreifen, daß ich sie jetzt weniger und weniger in Nohant sehen sollte. Meine Großmutter sprach davon, den Winter hier zu verleben und dies bereitete mir den größten Kummer, den ich bis dahin empfunden hatte. Meine Mutter zwang sich, mir Muth zuzusprechen, aber sie konnte mich nicht täuschen — ich war in dem Alter, die nothwendigen Folgen der Stellung einzusehen, in der wir beide uns befanden. Die Aufnahme Karolinens in die Familie hätte Alles ausgleichen können, aber meine Großmutter war gerade in diesem Punkte unerbittlich.

Meine Mutter war durchaus nicht glücklich in Nohant. Sie fühlte sich leidend, geistig beklommen, sie mußte sich jeden Augenblick Zwang anthun und ihre Aufregung unterdrücken. Die Hartnäckigkeit, mit der ich sie meiner Großmutter offenbar vorzog (denn ich wußte mich nicht zu verstellen, obgleich dies für uns Alle vortheilhaft gewesen wäre), erbitterte diese mehr und mehr gegen sie — und ich muß bemerken, daß die Krankheit den Charakter meiner Groß-

mutter sehr verändert hatte. Sie war Tagelang in so schlechter Laune wie nie vorher; ihre Empfindlichkeit war übertrieben und zuweilen sprach sie so hart mit mir, daß ich in Bestürzung gerieth. Mademoiselle Julie gewann eine außerordentliche und bedauernswerthe Herrschaft über ihren Geist, sie empfing vertrauliche Mittheilungen von meiner Großmutter und verschärfte alle Mißstimmungen, ohne Zweifel in guter Absicht, aber ohne Einsicht und Gerechtigkeit.

Indessen würde meine Mutter Alles dies um meinetwillen ertragen haben, wenn sie sich nicht fortwährend um ihre andere Tochter hätte beunruhigen müssen. Ich verstand das; ich wollte nicht, daß Karoline mir geopfert würde — aber Karoline fing ihrerseits an eifersüchtig auf mich zu werden, sich über die alljährliche Abwesenheit ihrer Mutter zu beklagen und ihr unter Thränen vorzuwerfen, daß sie mich bevorzuge.

So waren wir Alle unglücklich — und ich, die unschuldige Ursache dieses häuslichen Unfriedens, fühlte die Rückwirkungen schmerzlicher als die Andern.

Schrecken ergriff mich, als ich sah, daß meine Mutter ihre Sachen einpackte. Da sie an dem Tage gerade sehr aufgebracht über das Benehmen Juliens war und äußerte, sie vermöchte nicht mehr die Autorität einer Kammerfrau zu ertragen, die mehr Macht im Hause habe als die Herrin selbst, so glaubte ich, sie gehe fort, um nie wieder zu kommen; wenigstens errieth ich, daß sie von jetzt nur in längeren und längeren Zeiträumen wiederkehren sollte — und ich warf mich in ihre Arme, zu ihren Füßen, wälzte mich auf

dem Fußboden, indem ich sie bat mich mitzunehmen und ihr sagte, daß ich davon laufen und allein zu Fuße von Nohant nach Paris gehen würde, um sie aufzusuchen, wenn sie mich nicht mit sich nähme.

Sie setzte mich auf ihre Knie und versuchte mir ihre Stellung begreiflich zu machen. „Deine Großmutter kann meine Einnahme auf funfzehnhundert Francs beschränken, wenn ich Dich mitnehme," sagte sie. „Fünfzehnhundert Francs, das ist sehr viel," rief ich, „das ist genug für uns Drei." — „Nein," entgegnete sie, „es würde nicht genug für mich und Karoline sein, deren Pension und Unterhalt allein die Hälfte der Summe in Anspruch nimmt, mit dem Reste kann ich kaum leben und mich kleiden. Du würdest das wissen, wenn Du den geringsten Begriff davon hättest, was Geld ist. Wenn ich Dich mitnähme und man entzöge mir jährlich tausend Francs, so wären wir sehr arm, so arm, daß Du es nicht ertragen könntest und Dein Nohant und Deine fünfzehntausend Francs Renten zurückverlangen würdest." — „Niemals! Niemals!" schrie ich, „wir werden arm sein, aber wir werden zusammen leben, wir werden uns niemals trennen. Wir werden arbeiten und Bohnen in einer kleinen Dachstube essen, wie Demoiselle Julie sagt, wo ist da das Unglück? Wir werden glücklich mit einander sein und man wird uns nicht mehr hindern wollen, uns zu lieben."

Ich war so überzeugt, so eifrig und so verzweifelt, daß meine Mutter erschüttert wurde. „Was Du da sagst, ist vielleicht wahr," antwortete sie mit der Einfachheit eines Kindes, und sie war ein großherziges Kind; „ich weiß

längst, daß das Geld nicht glücklich macht und es ist gewiß, daß ich, wenn ich Dich bei mir hätte, in meiner Armuth glücklicher sein würde, als ich es hier bin, wo mir Nichts mangelt, wo mich aber Alles mit Ekel erfüllt. Indessen darf ich nicht an mich denken, sondern nur an Dich und ich fürchte, Du könntest mir einst Vorwürfe machen, daß ich Dich einer guten Erziehung, einer vortheilhaften Heirath und eines schönen Vermögens beraubt habe."

„Ja, ja," rief ich, „eine gute Erziehung, die eine Holzpuppe aus mir machen soll! eine vortheilhafte Heirath, mit einem Herrn, der über meine Mutter erröthen und ihr meine Thür verschließen würde! ein schönes Vermögen, das mich mein ganzes Glück kosten und mich zwingen wird, eine schlechte Tochter zu sein! Nein, ich möchte lieber sterben, als alle diese schönen Sachen haben. Ich will gern meine Großmutter lieben, will gern kommen, um sie zu pflegen und eine Partie Rapute oder Lotto mit ihr spielen, wenn sie sich langweilt, aber ich will nicht mit ihr leben. Ich mag ihr Schloß und ihr Geld nicht haben — ich brauche es nicht, sie soll es Hyppolit geben oder Ursula, oder Julie, da sie diese so sehr liebt — aber ich will arm sein mit Dir, man ist ja nicht glücklich ohne seine Mutter."

Ich weiß nicht, was ich noch hinzufügte, aber ich muß in meiner Weise beredt gewesen sein, denn meine Mutter war wirklich bewegt. „Höre," sagte sie, „Du weißt nicht, was Elend und Armuth für ein junges Mädchen sind — aber ich, ich weiß es, und ich will nicht, daß ihr, Du und Karoline erfahrt, was ich erfahren habe, als ich mit vierzehn Jahren Waise und ohne Brod war — und wenn ich

stürbe, würdet Ihr in derselben Lage sein. Dich nähme vielleicht Deine Großmutter wieder an, aber Deine Schwester hätte nie darauf zu hoffen und was sollte dann aus ihr werden? Aber es giebt noch ein Auskunftsmittel. Man kann ziemlich wohlhabend werden, wenn man arbeitet und ich sehe nicht ein, warum ich, die ich doch arbeiten kann, Nichts thue, sondern von meinen Renten lebe, wie eine vornehme Dame. Höre mich an; ich will versuchen ein Modemagazin zu errichten. Du weißt, daß ich schon Putzmacherin gewesen bin und bessere Hüte und Coiffüren zu machen verstehe, als die Papageien, die Deine Großmutter ungeschickt aufputzen und sich ihre häßlichen Lappen unverschämt bezahlen lassen. Ich werde mich nicht in Paris etabliren, das kostet zu viel, aber wenn ich einige Monate spare und eine kleine Summe leihe, die mir meine Schwester oder Pierret vielleicht verschaffen, so kann ich in Orleans, wo ich schon gearbeitet habe, einen Laden einrichten. Deine Schwester ist geschickt, Du bist es auch und wirst diese Arbeit schneller lernen als das Griechische und Lateinische des Herrn Deschartres. Wir Drei genügen zur Arbeit und ich weiß, daß man in Orleans gut verkauft und das Leben dort nicht zu theuer ist. Wir sind keine Prinzessinnen und werden mit Wenigem auskommen, wie damals in der Rue Grange-Batelière; später nehmen wir Ursula zu uns. Dann werden wir uns etwas ersparen, und wenn ich in einigen Jahren jeder von euch acht bis zehntausend Francs mitgeben kann, werdet ihr euch mit rechtschaffenen Arbeitern verheirathen, die euch vielleicht glücklicher machen als Marquis und Grafen, und in der That wirst Du in dieser Umgebung hier nie an Deinem Platze

sein. Man verzeiht es Dir nicht, daß Du meine Tochter bist und einen Großvater gehabt hast, der Vogelhändler war. Du wirst jeden Augenblick darüber erröthen müssen — und wenn Du unglücklicherweise ihre vornehmen Manieren annähmest, würdest Du es Dir selbst nicht verzeihen, daß Du nur zur Hälfte von vornehmer Abstammung bist. So sei es denn beschlossen. Bewahre das Geheimniß gut. Ich reise ab und werde mich einige Tage in Orleans aufhalten, um Erkundigungen einzuziehen und mich nach einem Laden umzusehen. Dann bereite ich in Paris Alles vor und schreibe Dir im Geheimen, durch Ursula oder Katharine, wann die Einrichtung fertig sein wird und ich kommen kann, um Dich abzuholen. Ich werde dann Deiner Großmutter meinen Entschluß anzeigen; ich bin Deine Mutter und Niemand kann mir meine Rechte auf Dich streitig machen. Sie wird böse werden, wird mir den Pensionszuschuß entziehen, den sie mir giebt, aber ich werde sie nur auslachen — wir reisen ab, um unsern kleinen Laden in Besitz zu nehmen und wenn sie in ihrer Carosse durch die große Straße in Orleans fährt, wird sie, mit Buchstaben so lang wie mein Arm, angeschrieben sehen: Wittwe Dupin, marchande de modes.“ Dies schöne Project verdrehte mir den Kopf so, daß ich beinahe einen Nervenzufall bekommen hätte. Schreiend, lachend und zugleich weinend sprang ich im Zimmer umher — ich war wie berauscht. Gewiß hatte meine gute Mutter selbst den besten Glauben an ihre Entschließungen, denn sie würde die Sorglosigkeit oder die Resignation meiner Jugend nicht muthwillig durch einen trügerischen Traum vergiftet haben, einen Traum, der sich meiner gänz-

lich bemächtigte und mir Gemüthsbewegungen und Qualen bereitete, die zu meinem Alter in keinem Verhältnisse standen.

Ich fing nun an, die Abreise meiner Mutter mit demselben Eifer zu betreiben, mit welchem ich sie früher zu verhindern suchte. Ich half ihr einpacken, war heiter, war glücklich; es schien mir, als müsse sie in acht Tagen wiederkommen, um mich zu holen. Meine Freude und Lebhaftigkeit während des Diners setzte meine Großmama um so mehr in Erstaunen, da meine Augenlider von vielem Weinen beinahe blutig waren, und der Contrast ihr unerklärlich blieb. Meine Mutter flüsterte mir ins Ohr, ich möchte mich beherrschen, um keinen Verdacht zu erregen – und ich beherrschte mich so gut, daß nie Jemand eine Ahnung von dem Plane bekommen hat, den ich unter Furcht und Hoffnung vier Jahre im Herzen trug; ich vertraute ihn nie einem Menschen, selbst nicht Ursula.

Indessen wurde ich, jemehr die Nacht hereinbrach, unruhig und ängstlich. Meine Mutter sollte beim ersten Morgengrauen abreisen und es schien mir, als betrachte sie mich nicht mehr mit dem Einverständniß und der Sicherheit, die mich allein trösten konnten. Sie wurde traurig und zerstreut. Warum war sie denn traurig, da sie so bald zurückkehren sollte, da sie ging, um für unsere Vereinigung und unser Glück zu wirken? Das Kind selbst zweifelt nicht und denkt nicht an Hindernisse und Schwierigkeiten, aber wenn es die zweifeln sieht, an die es glaubt, wird es von einer Herzensangst ergriffen, welche es beugt und zittern macht wie einen armen Grashalm.

Man schickte mich wie gewöhnlich um 9 Uhr zu Bett. Meine Mutter hatte mir versprochen, sich nicht zur Ruhe zu begeben, ohne vorher Abschied genommen und ihre Versprechungen erneuert zu haben, aber ich fürchtete, sie würde mich nicht wecken wollen, wenn sie glaubte, ich schliefe, und so legte ich mich nicht nieder, oder vielmehr ich stand sogleich wieder auf, nachdem Rose, die mich ins Bett gebracht hatte, gegangen war, um bei Julie zu warten, bis sich meine Großmama zur Ruhe legte. Die Vorbereitungen dazu waren sehr lang. Meine Großmutter aß sehr langsam ein wenig und hörte dann, während man ein Dutzend kleiner Häubchen und Tücher von Leinwand, Seide, Wolle und Watte auf ihrem Kopfe und ihren Schultern anbrachte, die Berichte Juliens über intimere Familienangelegenheiten und den Rapport Rose's über Einzelnheiten der Wirthschaft. Das dauerte bis 2 Uhr Morgens und dann erst legte sich Rose in dem Kabinet nieder, das an mein Zimmerchen stieß. Die Thür dieses Zimmers ging nach einem langen Corridor und befand sich dem Toilettenzimmer meiner Mutter gegenüber, durch das sie gewöhnlich ging, um in ihre Zimmer zu gelangen; ich durfte also mit Gewißheit darauf rechnen, sie beim Hineingehen anhalten und mit ihr sprechen zu können, ehe Rose uns störte. Aber konnten wir nicht gerade die Nacht besonders bewacht werden — und in der Befürchtung, keine Herzensergießungen mehr mit dem Gegenstande meiner Liebe haben zu können, nahm ich mir vor, einen langen Brief zu schreiben. Ich that Wunder der Geschicklichkeit und Geduld, um mein Licht an dem fast erloschenen Feuer ohne Schwefelholz anzuzünden — und ich erreichte meinen Zweck

und beschrieb einige Blätter, die ich aus meinem lateinischen Hefte riß.

Ich sehe den Brief noch vor mir und die runde Kinderschrift, die ich damals schrieb — aber was sagte ich in diesem Briefe? Ich weiß es nicht mehr. Ich erinnere mich nur, daß ich ihn in fieberhaftem Enthusiasmus schrieb und daß sich, so zu sagen, mein Herz in Strömen darin ergoß. Meine Mutter hat den Brief lange Zeit als Reliquie aufbewahrt, aber ich habe ihn in ihren hinterlassenen Papieren nicht wiedergefunden. Der Eindruck, den ich noch habe, ist, daß niemals eine reinere und tiefere Leidenschaft naiver ausgesprochen wurde — meine Thränen begossen ihn, im buchstäblichen Sinne des Wortes, und jeden Augenblick war ich genöthigt, Buchstaben wieder aufzufrischen, welche die Thränen verwischt hatten.

Wie sollte ich den Brief aber meiner Mutter zukommen lassen, wenn sie vielleicht von Deschartres begleitet heraufkam? Da ich noch Zeit hatte, nahm ich mir vor, auf den Fußspitzen in ihr Zimmer zu schleichen. Ich mußte zwar Thüren öffnen und schließen, die sich gerade über dem Zimmer Juliens befanden und das Gebäude war, Dank einem großen Treppenhause, in dem der schwächste Ton wiederhallte, von einer wahrhaft erschreckenden Sonorität; aber ich erreichte dennoch mein Ziel und versteckte meinen Brief hinter einem kleinen Portrait meines Großvaters, das hinter der Thür hing. Es war eine Bleistiftzeichnung, die ihn nicht jung, schlank und kokett darstellte, wie das große Pastellgemälde im Salon, wo er im braungelben Taffet-Hausrock mit Diamantknöpfen und zurückgestrichenen, mit einem Kamme be-

festigten Haaren, eine Palette in der Hand, vor einer in rosa und türkisch-blau angelegten Landschaft sitzt — das Bild zeigt ihn alt, gebrochen, im weiten carrirten Rocke, mit Haarbeutel und Taubenflügeln, dick, schlaff und über einen Arbeitstisch gebeugt; er mochte kurz vor seinem Tode so ausgesehen haben. Auf die Außenseite meines Briefes hatte ich geschrieben: „Stecke Deine Antwort hinter dasselbe Portrait des alten Dupin; ich werde sie morgen suchen, wenn Du abgereist bist.“ Ich mußte nun nur noch ein Mittel finden, um meine Mutter zu benachrichtigen, daß sie hinter dem Portrait suchen sollte und zu diesem Zwecke hing ich ihre Nachthaube daran auf und legte einen Zettel hinein, der die mit Bleistift geschriebenen Worte enthielt: „Nimm das Bild herunter.“

Nachdem alle diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, kehrte ich ohne das geringste Geräusch in mein Schlafzimmer zurück, aber ich blieb aus Furcht, daß die Müdigkeit meine Entschlüsse besiegen könnte, auf dem Bette sitzen. Ich war durch die Thränen und Gemüthsbewegungen des Tages ermattet und schlummerte jeden Augenblick ein, aber immer wieder fuhr ich über die Schläge meines eigenen Herzens in die Höhe und glaubte auf dem Gange Schritte zu hören. Endlich schlug die Uhr Deschartres', dessen Zimmer nur durch eine Wand von dem meinigen getrennt war, zwölf. Deschartres kam zuerst herauf — ich hörte seinen schweren und regelmäßigen Schritt und das langsame und feierliche Oeffnen und Schließen seiner Thür. Meine Mutter kam eine Viertelstunde später, aber Rose, die ihre Koffer schließen helfen wollte, war bei ihr. Rose hatte nicht die Absicht

uns entgegen zu sein, aber sie war schon so oft bei ähnlichen Gelegenheiten ihrer Schwäche wegen gescholten worden, daß ich ihr nicht vertrauen konnte — und überdies mußte ich meine Mutter ohne Zeugen sehen. Ich wickelte mich also, halb angekleidet wie ich war, in meine Decken und rührte mich nicht. Meine Mutter ging vorüber — Rose blieb eine halbe Stunde bei ihr, dann legte sie sich nieder. Ich wartete noch eine halbe Stunde, bis sie eingeschlafen war, dann öffnete ich, Allem trotzend, leise meine Thür und ging meine Mutter aufzusuchen.

Sie las meinen Brief und weinte. Sie drückte mich an ihr Herz, aber sie war von der Höhe unseres romanhaften Projectes in hoffnungslose Zweifel gefallen. Sie meinte, ich würde mich an meine Großmama gewöhnen, machte sich Vorwürfe, mir den Kopf verdreht zu haben und bat mich zu vergessen. Das waren Dolchstiche, kalt wie der Tod, in mein armes Herz. Ich machte ihr zärtliche Vorwürfe und war so dringend, daß sie auf's Neue versprach, mich spätestens in drei Monaten abzuholen, wenn mich meine Großmutter im Winter nicht nach Paris brächte und wenn ich bei meinem Entschlusse bliebe. Aber das war nicht genug, um mich wieder zu beruhigen; ich verlangte, sie solle schriftlich auf die glühenden Bitten meines Briefes antworten — ich wollte morgen, nach ihrer Abreise hinter dem Portrait einen Brief finden, den ich alle Tage im Geheimen lesen könnte, der meinen Muth und meine Hoffnung aufrecht erhalten sollte. Es gelang ihr nur um diesen Preis, mich in mein Zimmer zu schicken — und ich ging und versuchte meinen erstarrten Körper in dem noch kälteren Bette zu

erwärmen. Ich fühlte mich krank und hätte schlafen mögen, wie sie wünschte, um meine Angst einen Augenblick zu vergessen, aber es war mir unmöglich. Ich hegte Zweifel im Herzen und Zweifel sind für das Kind, das nur in Träumen und im Glauben an seine Träume lebt, gleichbedeutend mit Verzweiflung. Ich weinte so bitterlich, daß ich meinte, der Kopf müsse mir zerspringen und als der Tag blaß und traurig anbrach, da sah ich das Morgenroth zum ersten Male nach einer Nacht der Schlaflosigkeit und Schmerzen. Wie viele solcher Nächte sind dieser seitdem gefolgt!

Ich hörte die Thüren aufschließen und das Gepäck hinunter tragen. Rose stand auf; ich wagte nicht ihr zu zeigen, daß ich wachte. Und doch würde sie von meinem Schmerze gerührt gewesen sein; aber meine Liebe hatte durch Alles, was widerstrebte, eine romantische Färbung bekommen und bedurfte des Geheimnisses. Doch als der Wagen in den Hof rollte, als ich die Schritte meiner Mutter im Vorsaale hörte, vermochte ich nicht mich länger zu beherrschen. Ich stürzte mit bloßen Füßen hinaus, warf mich in ihre Arme und bat sie, außer mir vor Schmerz, mich mitzunehmen. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich ihr weh thäte, während sie schon so viel durch den Abschied zu leiden hätte. Ich unterwarf mich und kehrte in mein Bett zurück, aber als ich das letzte Geräusch des Wagens hörte, der sie forttrug, war ich nicht mehr im Stande den lauten Ausbruch meiner Verzweiflung zurückzuhalten. Auch Rose konnte sich — trotz der Strenge, mit der sie sich mir gegenüber zu waffnen begann, der Thränen nicht erwehren, als sie mich in diesem Zustande sah. Meine Verzweiflung war erbarmungswürdig und viel zu heftig für

mein Alter; sie hätte mich verrückt machen können, hätte mich Gott, der mich zum Leiden bestimmte, nicht mit außerordentlicher Kraft begabt.

Ich ruhte einige Stunden, aber kaum war ich wieder erwacht, als mein Kummer zurückkehrte und mein Herz bei dem Gedanken zu brechen drohte, daß meine Mutter vielleicht auf immer abgereist wäre. Sobald ich angezogen war, lief ich in ihr Zimmer, warf mich auf ihr Bett und bedeckte das Kopfkissen, das noch die Eindrücke ihres Kopfes trug, mit tausend Küssen. Dann näherte ich mich dem Bilde, hinter welchem ich einen Brief zu finden hoffte; aber Rose trat ein und ich mußte meinen Schmerz verhehlen. Nicht etwa, weil ich fürchtete, daß dies gutmüthige Mädchen mir ein Verbrechen daraus machen würde — aber es gewährte mir eine Art bitterer Freude mein Leiden zu verbergen. Rosa fing nun an das Zimmer zu ordnen. Sie nahm die Betttücher ab, legte die Matratzen zurecht und schloß die Fensterladen.

Ich saß in einem Winkel und sah ihr zu; ich war wie betäubt; es kam mir vor, als wenn meine Mutter gestorben wäre und als ob dies Zimmer, das sie nie mehr betreten würde, der Stille und Dunkelheit überlassen worden.

Es gelang mir erst im Laufe des Tages, das Gemach unbemerkt zu betreten; mit einem hoffnungsvoll klopfenden Herzen lief ich an das Bild — aber es war umsonst, daß ich es schüttelte und umwendete — dem alten Francueil war Nichts für mich anvertraut! Meine Mutter hatte sich gescheut einer Chimäre Nahrung zu geben, die sie vielleicht bereute

in mir geweckt zu haben — und so hatte sie mir nicht geantwortet. Dies war der härteste Schlag für mich; so lange meine Freistunde währte, blieb ich unbeweglich und sinnlos in diesem kalten, geheimnißvollen, lautlosen Zimmer. Ich weinte nicht, ich hatte keine Thränen mehr, aber ich begann einen tiefern, quälendern Schmerz zu empfinden, als den der Abreise, denn ich sagte mir, daß meine Mutter mich nicht so liebte, wie sie von mir geliebt wurde. Ich war ungerecht in diesem Falle, aber im Grunde war es doch das Verständniß einer Wahrheit, die jeder Tag bestätigen sollte. Meine Mutter fühlte für mich, wie für alle Wesen, die sie liebte, mehr Leidenschaft als Zärtlichkeit; zuweilen entstanden in ihrer Seele große Lücken, von welchen sie sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte. In ihrer Seele lagen, neben ihrem Reichthum an Liebe, Abgründe des Vergessens oder der Ermüdung; sie hatte zu viel gelitten und bedurfte der Ruhe und ich war gleichsam schmerzbegierig, denn ich hatte in dieser Beziehung unendlich viel Kraft zu verschwenden.

Zum Gefährten meiner Spiele hatte ich einen kleinen Bauerknaben, der um zwei Jahre jünger war als ich, und den meine Mutter im Lesen und Schreiben unterrichtete. Damals war der Kleine sehr niedlich und sehr gelehrig und ich machte mir nicht allein ein Vergnügen, sondern eine Art Gewissenssache daraus, die Erziehung fortzuführen, die meine Mutter begonnen hatte. Von meiner Großmama erhielt ich die Erlaubniß, ihn jeden Morgen um 8 Uhr kommen zu lassen, um ihm seine Stunde zu geben; ich fand ihn regelmäßig im Eßsaale, und gewöhnlich hatte er schon eine große Seite mit Buchstaben vollgeschmiert. Es versteht sich

von selbst, daß ich ihn nicht der Methode des Herrn Lebin unterwarf und so hatte er bald eine hübsche, leserliche Handschrift. Ich corrigirte seine Fehler, ließ ihn buchstabiren und verlangte, daß er mir die Bedeutung der Worte erklärte, denn ich erinnerte mich, lange gelesen zu haben, ohne das Gelesene zu verstehen. Dadurch wurden von seiner Seite mancherlei Fragen und von der meinigen mancherlei Erklärungen veranlaßt und auf diese Weise gab ich ihm die ersten Begriffe von Geschichte, Geographie u. s. w. oder vielmehr Betrachtungen über diese Dinge, die noch frisch in meinem Gedächtnisse lagen und mit Leichtigkeit in das seinige übergingen.

Am Tage der Abreise meiner Mutter fand ich Liset (ein in Berry gebräuchliches Diminutiv für Louis) in Thränen. Er wollte nur in Rose's Gegenwart die Ursache seiner Traurigkeit nicht mittheilen, aber als wir allein waren, sagte er zu mir, daß er „Madame Maurice“ beweine. Ich weinte mit ihm und von dem Augenblicke an wurden wir wirkliche Freunde. Wenn seine Stunde beendigt war, ging er ins Feld und kam wieder, wenn ich freie Zeit hatte. Er war weder heiter noch lärmend. Er liebte mit mir zu plaudern und wenn ich traurig war, verhielt er sich ganz still und folgte meinen Schritten, wie der Vertraute in einer Tragödie. Der Spötter Hippolyt, der zwar meine Mutter auch betrauerte, aber nicht im Stande war sich lange in Melancholie zu versenken, nannte ihn meinen getreuen Achate.

Ich vertraute ihm indessen Nichts an, ich fühlte das Gewicht des Geheimnisses, das meine Mutter in einem Augen-

blicke der Uebereilung in meine Hände gelegt hatte und wollte mich noch nicht überzeugen lassen, daß dies Geheimniß Nichts als ein Trugbild war.

Aber Tage reihten sich an Tage und Wochen an Wochen, ohne daß mir meine Mutter eine besondere Nachricht sandte; sie ließ mich nicht durch das geringste doppelsinnige Wort in ihren Briefen wissen, daß sie noch an unsern Plan denke. Meine Großmutter richtete sich in Nohant für den Winter ein — und ich mußte mich ergeben, aber ich konnte es nur mit vielen Schmerzen. Ich hatte, zu meinem Troste, von Zeit zu Zeit eine Phantasie, die mit dem mich beherrschenden Gedanken im Zusammenhange stand. Ich bildete mir ein, ich könnte, wenn ich zu sehr litte, die zärtliche Drohung zur Ausführung bringen, die ich meiner Mutter gemacht hatte, nämlich Nohant allein und zu Fuße zu verlassen und sie in Paris aufzusuchen. Es gab Augenblicke, in denen mir dieser Plan sehr ausführbar schien — ich nahm mir vor, ihn Liset mitzutheilen, sobald ich den Tag der Abreise festgesetzt haben würde und rechnete darauf, daß er mich begleiten sollte.

Es war nicht die Furcht vor der Länge des Weges, oder vor der Kälte oder vor irgend einer Gefahr, die mich zögern ließ — aber ich konnte mich nicht entschließen unterwegs Almosen zu verlangen; ich mußte mir also etwas Geld zu verschaffen suchen und dachte mir, um das zu erlangen, Folgendes aus. Mein Vater hatte meiner Mutter aus Italien ein sehr schönes Bernsteinhalsband mitgebracht, das in meinen Besitz übergegangen und nur noch als Andenken werthvoll war. Er hatte, wie ich meine Mutter sagen hörte, zwei

Louisdor dafür bezahlt — und es erschien mir deshalb als etwas sehr Bedeutendes. Ferner besaß ich einen kleinen Kamm von Korallen; einen Brillanten, groß wie ein Nadelkopf, in einen Ring gefaßt; eine Bonbonniere von hellem Schildplatt mit goldner Einfassung, die drei Francs werth war und einige Bruchstücke von Schmuck ohne den geringsten Werth, die mir meine Mutter und Großmutter gegeben hatten, um die Puppen damit zu schmücken. Alle diese Reichthümer häufte ich in einem kleinen Eckschränkchen im Zimmer meiner Mutter auf, das Niemand betrat, außer wenn ich es an gewissen Tagen heimlich besuchte. Ich nannte das meinen „Schatz." Zuerst dachte ich daran ihn Liset oder Ursula zum Verkauf in la Châtre anzuvertrauen — aber sie konnten, wenn sie die Pretiosen versilbern wollten, in den Verdacht kommen, sie gestohlen zu haben, und so ersann ich ein Auskunftsmittel, wie die umherirrenden Prinzessinnen meiner Feenmärchen gewöhnlich erfanden — ich beschloß nämlich, meinen „Schatz" in die Tasche zu stecken und jedesmal wenn ich unterwegs Hunger hätte, eine Perle meines Halsbandes oder ein Stückchen Gold als Bezahlung anzubieten. Endlich hoffte ich, auf dem Wege einen Goldschmied zu finden, der mir meine Bonbonniere, meinen Kamm und Ring abkaufte und ich bildete mir selbst ein, noch etwas übrig zu behalten, um meine Mutter für die Kosten zu entschädigen, die ich verursachen würde.

Als ich mich der Möglichkeit der Flucht versichert zu haben glaubte, wurde ich etwas ruhiger. Wenn ich einen Anfall von Kummer hatte, schlich ich mich in das dunkle und einsame Zimmer, öffnete das Eckschränkchen und tröstete mich,

indem ich meinen „Schatz“ als das Mittel zur Freiheit betrachtete. Ich fing an, nicht mehr in der Einbildung, sondern in Wirklichkeit so unglücklich zu sein, daß ich, ohne einen neuen Zufall, den meine Großmutter hatte, gewiß auf die Gefahr hin davongelaufen wäre, daß man mich nach einer Stunde eingeholt und zurückgebracht hätte, eine Gefahr, die ich mir selbst nicht eingestehen wollte, so überzeugt war ich von meiner Schnelligkeit und von meiner Kunst, mich in das Gesträuch am Wege zu verstecken.

Eines Tages wurde meine Großmutter während des Diners von einer Betäubung befallen, sie schloß die Augen, wurde blaß und blieb ungefähr eine Stunde unbeweglich und wie leblos. Es war keine Ohnmacht, sondern eine Art Starrkrampf. Ihr weichliches Leben und der Mangel aller körperlichen Bewegung hatten den Keim zu der Lähmung gelegt, an der sie später starb und die sich von dieser Zeit an, durch eine Reihe derartiger Zufälle zu erkennen gab. Deschartres fand die Symptome sehr gefährlich und die Art und Weise, in der er mit mir davon sprach, änderte alle meine Vorsätze. Als ich meine Großmutter krank sah, wurde ich mir einer großen Zuneigung zu ihr bewußt; ich empfand den Wunsch, bei ihr zu bleiben, sie zu pflegen und eine außerordentliche Furcht ihr zu schaden, indem ich ihr Aerger bereitete. Dieser Starrkrampf kehrte in einem Zeitraume von zwei Jahren fünf oder sechsmal und bei der Annäherung ihrer letzten Krankheit wieder.

Ich fing an, mir meiner unsinnigen Projecte wegen Vorwürfe zu machen. Meine Mutter begünstigte sie nicht, es schien im Gegentheil, als wolle sie selbst mit diesen Pro-

jecten vergessen sein, denn sie schrieb mir selten und oft erhielt ich erst auf den zweiten oder dritten Brief eine Antwort. Sie bemerkte, allerdings etwas spät, daß sie meine Empfindsamkeit zu sehr entwickelt hatte, denn sie schrieb mir: „Laufe, spiele, springe, wachse und suche Deine rothen Wangen wieder zu erlangen, denke nur an heitere Dinge, bleibe gesund und werde stark, wenn Du willst, daß ich ruhig sein und mich darüber trösten soll, daß ich fern von Dir bin.“

Ich fand, daß sie unsere Trennung sehr geduldig ertrug, aber ich liebte sie trotzdem. Meine Großmutter wurde endlich so schwächlich, daß der geringste Aerger sie tödten konnte — und ich entsagte feierlich (natürlich mir allein gegenüber) der Ausführung meines Fluchtplanes. Ich wollte nicht mehr daran denken und da der verwünschte Schatz mich immer wieder in Versuchung führte, entfernte ich ihn aus dem Zimmer, wo sein Anblick und das Geheimniß seines Daseins den Eindruck verstärkte und gab ihn meiner Bonne in Verwahrung, nachdem ich Ursula davon geschickt hatte, was sie annehmen durfte, ohne von ihren, in dieser Beziehung sehr strengen und zartfühlenden Verwandten, der Indiskretion beschuldigt zu werden.

Ich konnte mir nicht verhehlen, daß die Krankheit und die sich erneuernden Zufälle den Geisteskräften und der Charakter-Klarheit meiner Großmutter Eintrag gethan hatten. Was man in der Gesellschaft Geist nennt, d. h. die Kunst zu plaudern und zu schreiben, hatte nicht bei ihr gelitten, aber die gesunde Beurtheilung der Menschen und Dinge war wankend geworden. Sie widerstand früher dem

ersten Eindrucke und den Einflüssen der Vorurtheile — das war nicht mehr ganz so, obgleich der Schein noch bewahrt wurde, und die Stimmen der Domestiquen galten zu viel im Familienrathe.

Die geistige Gesundheit war mit der körperlichen schwächer geworden — und doch war sie erst sechs und sechzig Jahr alt, ein Alter, das gewöhnlich noch nicht durch Geistes- und Körperschwäche bezeichnet ist, ein Alter, das ich meine Mutter ohne die geringste Verminderung ihrer physischen und psychischen Kräfte erreichen und überschreiten sah.

Meine Großmutter konnte den Kinderlärm nicht mehr ertragen und ich wurde freiwillig und ohne Anstrengung und Leiden in ihrer Nähe immer schweigsamer und unbeweglicher. Sie fühlte, daß dies meiner Gesundheit nachtheilig sein mußte und behielt mich nicht mehr bei sich. Sie wurde oft vom Schlummer befallen und da dieser so leicht war, daß der geringste Hauch sie weckte, wollte sie ihn, um diesen fortwährenden Störungen zu entgehen, während der Tageszeit regeln und schloß sich Mittags ein, um in ihrem großen Fauteuil eine Siesta zu halten, die bis drei Uhr währte. Nachdem dies vorüber war, kamen Fußbäder, Friktionen und tausend andere kleine Aufmerksamkeiten, die sie nöthigten, sich mit Demoiselle Julie einzuschließen, so daß ich sie fast nur zur Stunde der Mahlzeiten und des Abends sah, wo ich eine Partie mit ihr spielte, oder die Karten hielt, während sie Patience legte. Daß mich das nur sehr wenig amüsirte, kann man sich leicht denken, aber ich darf mir nicht den Vorwurf machen, jemals üble Laune oder Langeweile gezeigt zu haben.

So war ich denn jeden Tag mehr mir selbst überlassen und der Unterricht, den mir meine Großmutter ertheilte, beschränkte sich auf die Durchsicht meiner Auszüge aller drei oder vier Tage und auf eine Musikstunde, die kaum eine halbe Stunde währte. Deschartres gab mir Unterricht im Lateinischen, von dem ich immer weniger profitirte, denn diese todte Sprache sagte mir nicht zu, und in der französischen Versification, die mir Ekel verursachte, denn diese Form war, obgleich ich sie bewundere und liebe, nicht die meinige und widerstrebte meiner Natur eben so sehr wie die Arithmetik, für die ich von jeher eine gänzliche Unfähigkeit gezeigt habe. Dennoch studirte ich Arithmetik und Versification, außerdem etwas Griechisch und ein wenig Botanik — aber Nichts von Allem gefiel mir. Um Botanik (die durchaus keine Wissenschaft für junge Mädchen ist) zu verstehen, muß man das Mysterium der Fortpflanzung und die Funktionen der Geschlechter kennen, es ist dies das einzige Merkwürdige und Interessante im Organismus der Pflanzen. Wie man sich denken kann, ließ mich Deschartres diesen Punkt mit gleichen Füßen überspringen und ich selbst war viel zu einfach, um die geringste Bemerkung dieser Art zu machen. Die Botanik reducirte sich für mich auf die ganz willkürliche Classification, denn die geheimen Gesetze blieben mir ja unbekannt, und auf die Kenntniß der lateinischen und griechischen Namen, eine trockene Gedächtniß-Aufgabe. Was kümmerte es mich, die wissenschaftlichen Benennungen aller der hübschen Wiesenkräuter zu kennen, für welche die Bäuerinnen und Hirten meist poetischere und bezeichnendere Namen haben, wie Schäferquendel, Schäfertäschchen, Ampfer, Katzenpfötchen,

Balsamkraut, Karthäusernelke, Täschelkraut, Gänseblümchen u. s. w. Diese Botanik mit den barbarischen Namen schien mir nur eine Erfindung der Pedanten und bei der lateinischen und französischen Versification fragte ich in meiner köstlichen Unwissenheit, zu was diese Abtheilung in Reihen und diese trocknen Regeln gut sein könnten, die nur den Aufschwung der Gedanken hinderten und ihre Entwickelung beeinträchtigten. Ich wiederholte innerlich, was ich einst von meiner Mutter gehört hatte: „Was nützen alle diese Albernheiten?“ Sie hatte die gesunde Vernunft der Nicole, ich die unbewußte Herbheit eines logischen Geistes, der gerade seiner Romantik wegen sehr positiv war. Das mag paradox erscheinen, aber ich werde noch so oft darauf zurückkommen, daß ich mir jetzt erlaube, darüber hinweg zu gehen.

Achtes Kapitel.

Das Verhältniß zu meinem Bruder. — Die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten unserer Charaktere. — Heftigkeit meiner Bonne. — Moralischer Einfluß dieser Tyrannei. — Meine Großmutter wird scheinbar Royalistin. — Das Portrait des Kaisers Alexander. — Rückkehr von der Insel Elba. — Neue Visionen. — Meine Mutter kommt abermals nach Nohant. — Ich verzeihe meiner Bonne. — Durchzüge der Loire-Armee. — Die Kokarde des Generals Subervie. — Der General Colbert. — Wie Nohant beinah der Brennpunkt und das Theater einer patriotischen Vendée geworden wäre. — Die Auflösung des Heeres. — Der Oberst Sourd. — Die „Räuber von der Loire.“ — Deschartres' Pfirsiche. — Das Regiment meines Vaters. — Besuch unsers Vetters. — Frömmigkeit der Frau von la Marlière. — Abreise meiner Mutter. — Meines Bruders Abschied. — Einsamkeit.

Ich werde später gründlicher und ausführlicher erzählen, welche von meinen Studien mein Interesse oder meinen

Widerwillen erregten; vorläufig will ich nur den moralischen Zustand schildern, in welchem ich mich befand, während ich ohne Führer, ohne Theilnahme und ohne Mittheilung meinen eigenen Gedanken überlassen war. Ich fühlte das Bedürfniß zu leben — und Alleinsein ist kein Leben mehr! Hippolyt wurde täglich wilder; unsere Spiele bestanden nur aus Lärm und Bewegung, das wurde mir leicht zu viel und gewöhnlich war eine Empfindlichkeit von mir oder eine Tölpelei meines Bruders das Ende vom Liede. Trotz alledem hatten wir uns lieb; wir haben uns immer lieb gehabt, denn trotz mancher Verschiedenheiten waren auch viele Berührungspunkte in unserm Geiste und unserm Gemüthe. Er war eben so positiv, als ich romantisch war, und doch hatte er einen gewissen künstlerischen Sinn und mit seiner Fröhlichkeit war eine kritische Beobachtungsgabe verbunden, die der heitern Seite meiner Neigungen entsprach. Es ging Niemand bei uns aus und ein, den er nicht mit großem Scharfsinn, aber auch mit zu viel Bitterkeit beurtheilt, errathen und ergründet hätte. Das amüsirte mich und wir beiden waren entsetzlich moquant. Ich bedurfte der Fröhlichkeit und niemals hat mich ein Anderer so wie er zu erheitern gewußt. Aber man kann nicht immer lächeln und ich sehnte mich zu jener Zeit mehr nach ernsthafter Unterhaltung als nach Lustigkeit.

Darum hatte meine Fröhlichkeit im Verkehr mit ihm, wenn nicht etwas Erzwungenes, so doch etwas Nervöses, Fieberhaftes und bei der geringsten Veranlassung verwandelte sie sich in Thränen oder Verstimmung. Mein Bruder behauptete, ich hätte einen schlechten Charakter, aber das ist

nicht der Fall und er hat es später auch eingesehen. Aber ich hatte ein heimliches Leiden, einen tiefen Kummer, den ich ihm nicht mittheilen konnte und den er vielleicht verspottet hätte, wie er Alles, sogar die Tyrannei und Brutalität Deschartres' verspottete.

Ich redete mir ein, daß Alles, was ich lernte, mir zu Nichts dienen könnte, denn obwohl meine Mutter in Bezug auf unser Vorhaben schwieg, war ich noch immer entschlossen, so bald als möglich zu ihr zurückzukehren und „Arbeiterin" zu werden. Darum war mir das Lernen im höchsten Grade langweilig und ich verstand es nicht, mich wie Hippolyt davon zu befreien. Ich lernte aus Gehorsam, aber ohne Lust und Eifer; es war für mich nur eine widerwärtige Aufgabe, der ich mich während einer gewissen Zahl langweiliger und leerer Stunden unterwarf. Meine Großmutter wurde darauf aufmerksam; sie warf mir meine Trägheit, meine Kälte ihr gegenüber, und meine unaufhörliche Zerstreuung vor, die zuweilen dem Blödsinn glich, und über welche mich vor Allem Hippolyt mitleidslos verspottete. Diese Vorwürfe und Neckereien verletzten mich, und dann wurde ich einer übermäßigen Eigenliebe beschuldigt. Ich weiß nicht, ob ich wirklich viel Eigenliebe besaß, aber ich habe das Bewußtsein, daß mein Verdruß nicht aus verletztem Stolze entsprang, sondern aus einem ernstern Schmerze, aus einem verkannten und nie geschonten Leiden des Herzens.

Bis dahin hatte mich Rose, trotz der natürlichen Heftigkeit ihres Wesens, ziemlich sanft geleitet. Die häufige Anwesenheit meiner Mutter in Nohant hatte sie im Zaume gehalten, oder sie war einer freundlichen Stimmung gefolgt,

die mehr und mehr verschwand, denn ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in ihrem Wesen nichts Heuchlerisches hatte. Ich glaube, sie hatte etwas von der Natur der Bruthennen, die ihre Kleinen aufs Zärtlichste pflegen, so lange sie noch unter ihren Flügeln schlafen; aber die es nicht an Hieben mit dem Schnabel fehlen lassen, sobald die junge Brut allein zu laufen und zu fliegen beginnt. Je größer ich wurde, um so weniger verhätschelte sie mich — das hatte ich auch freilich nicht mehr nöthig; aber sie fing an, mich grob zu behandeln und das hätte ich ihr gern geschenkt. Da sie innig wünschte, meiner Großmutter zu gefallen, übernahm sie die Unteraufsicht meiner physischen Erziehung, die sie zu einer wahren Qual für mich machte. Wenn ich hinaus ging, ohne mich mit allen kleinen Schutzmitteln gegen Erkältung zu versehen, wurde ich nicht etwa ausgescholten, sondern förmlich verdonnert — ich weiß kein anderes Wort, um das Stürmische ihres Tones und die Fluth beschimpfender Beiworte zu bezeichnen, durch welche sie mein Nervensystem erschütterte. Wenn ich mein Kleid zerriß, meinen Holzschuh zerbrach oder in Dornen fiel und mir die Hand ritzte, so daß meine Großmutter an einen Mangel der Beaufsichtigung glauben konnte, wurde ich geschlagen. Anfangs geschah das ziemlich sanft und war gleichsam nur eine Einschüchterung; nach und nach wurden die Schläge ernstlicher geführt und bildeten die Strafe und zuletzt wurde ich aus Herrschsucht und Gewohnheit ganz heftig geprügelt. Wenn ich weinte, schlug sie mich noch mehr und hätte ich das Unglück gehabt, laut zu schreien, so würde sie mich umgebracht haben, denn im Paroxysmus ihres Zornes

verlor sie alle Besinnung. Da sie ungestraft blieb, wurde sie täglich härter und grausamer; sie machte den sonderbarsten Mißbrauch von meiner Güte, denn es hätte nur eines Wortes bedurft, um sie aus dem Hause zu bringen — meine Großmutter hätte ihr nie verziehen, auch nur die Hand gegen mich erhoben zu haben; aber ich ertrug dies Alles, weil ich sie liebte, trotz ihrer abscheulichen Gemüthsart. Es liegt einmal in meinem Wesen, daß ich das Unerträgliche lange, sehr lange erdulde; ist meine Geduld aber einmal erschöpft, so mache ich schnell und auf immer ein Ende.

Aber warum liebte ich dies Mädchen so sehr, daß ich mich jeden Augenblick von ihr unterdrücken und mißhandeln ließ? Es kam einfach daher, daß sie meine Mutter liebte, daß sie das einzige Wesen in unserm Hause war, welches zuweilen von derselben sprach und daß sie dies niemals ohne Zärtlichkeit und Bewunderung that. Sie war nicht scharfsichtig genug, um den tiefen Kummer zu entdecken, der mich verzehrte, und um zu begreifen, daß dieser Kummer der Grund meiner Zerstreuung, meiner Nachlässigkeit und meiner Verstimmungen war; aber sobald ich krank war, pflegte sie mich mit außerordentlicher Sorgfalt. Um mich zu unterhalten, erwies sie mir tausend Gefälligkeiten, die mir sonst nirgend erwiesen wurden, und wenn ich mich in der geringsten Gefahr befand, wußte sie mich mit einer Geistesgegenwart, einem Muthe und einer Kraft daraus zu befreien, die mich in etwas an meine Mutter erinnerten. Um mich zu retten, würde sie durch Feuer und Wasser gegangen sein — und den Vorwürfen meiner Großmutter, die mir über Alles schrecklich waren, wurde ich durch Rose niemals ausgesetzt;

sie suchte mir im Gegentheil den Tadel derselben zu ersparen, sie hätte sich im Fall der Noth sogar zu einer Lüge verstanden, und wenn mich meine kleinen Sünden in die Alternative versetzten, von Großmama gescholten oder von Rose geschlagen zu werden, zog ich bei weitem die Schläge vor.

Und doch fühlte ich mich durch dieselben aufs Tiefste gekränkt. Wenn mich meine Mutter in dieser Weise bestrafte — was übrigens längst nicht mehr geschah, da sie diese Erziehungsmethode nur für die erste Kindheit anwendbar hielt — fühlte ich keinen andern Schmerz, als den Kummer, sie gegen mich erzürnt zu sehen. Rose dagegen brachte das Prügelsystem in einem Alter zur Anwendung, wo ich durch dasselbe erniedrigt und gedemüthigt werden konnte. Indessen bin ich nicht feig davon geworden, denn Gott hat mir ein sehr richtiges Gefühl für wahre Menschenwürde gegeben und in dieser Beziehung danke ich ihm von Herzen für Alles, was ich ertragen und gelitten habe; es hat mich früh gelehrt, die Kränkungen und Angriffe zu verachten, die ich nicht verdiene. Rose gegenüber hatte ich das richtige Bewußtsein meiner Unschuld und ihrer Ungerechtigkeit, denn ich habe niemals eine schlechte Gewohnheit oder Neigung gehabt, wodurch ihr Zorn und ihre Heftigkeit motivirt wäre. Alle meine Fehler geschahen willenlos und waren so geringfügig, daß ich mir ihre Wuthausbrüche nicht zu erklären vermöchte, wenn ich mich nicht erinnerte, daß sie rothes Haar besaß und wegen der Hitze ihres Blutes mitten im Winter ein Kattunkleid trug und bei offenen Fenstern zu schlafen pflegte.

Ich gewöhnte mich also an die Demüthigungen meiner

Knechtschaft und ich fand darin Nahrung für eine Art natürlichen Stoicismus, dessen ich vielleicht bedurfte, um trotz der übermäßigen Erregung meines Herzens fortleben zu können. Ich lernte durch mich selbst, mich gegen das Unglück zu erhärten und wurde in dieser Beziehung auch noch durch meinen Bruder ermuthigt, der bei allen unsern Streichen lachend zu mir sagte: „Heute Abend wird man uns schlagen!“ Er pflegte Deschartres' fürchterliche Prügel mit einem Gemisch von Haß und Sorglosigkeit zu ertragen und rächte sich durch Satyre, ich hingegen fand meine Rache im Heroismus und in der Verzeihung, die ich meiner Bonne angedeihen ließ. Ich schraubte mich selbst ein wenig in die Höhe, um in diesem Kampfe der moralischen Kraft gegen die brutale Gewalt meine Selbstachtung zu erhöhen, und wenn ein Faustschlag auf den Kopf meine Nerven erschütterte und meine Augen mit Thränen füllte, verbarg ich mich, um diese zu trocknen. Ich würde erröthet sein, hätte sie Jemand gesehen.

Es wäre aber besser gewesen, wenn ich geschrieen und geschluchzt hätte. Rose war gut, sie würde Gewissensbisse gefühlt haben, wenn sie bemerkt hätte, daß sie mir weh that. Es kam ihr aber in ihrer Heftigkeit und Unüberlegtheit vielleicht nicht einmal zum Bewußtsein, daß sie mich mißhandelte. Eines Tages, als sie mich unterrichtete, wie ich meine Strümpfe zeichnen sollte und ich drei Maschen statt zwei mit der Nadel faßte, versetzte sie mir eine heftige Ohrfeige. „Du hättest Deinen Fingerhut weglegen sollen,“ sagte ich kalt, „Du wirst mir sonst die Zähne einschlagen.“ Mit wirklichem Erstaunen betrachtete sie ihren Fingerhut und das

Zeichen, das er auf meiner Wange zurückgelassen hatte — sie konnte nicht begreifen, daß sie das vor einem Augenblicke gethan haben sollte. Zuweilen bedrohte sie mich auch mit einem Schlage, wenn ich ihn eben schon erhalten hatte.

Ich werde nicht auf dieses Thema zurückkommen und begnüge mich, zu sagen, daß während drei oder vier Jahren nicht ein Tag verging, an dem ich nicht unverhofft einige Püffe bekommen hätte, die mir nicht immer weh thaten, mich aber jedesmal in Schrecken setzten und mich, die zärtliche und vertrauende Natur, bis ins Innerste erstarren machten. Da ich trotz alledem geliebt wurde, hatte ich vielleicht keine Ursache, mich für so unglücklich zu halten, um so mehr, da ich diesem Zustande ein Ende machen konnte und es doch niemals wollte, aber mochte ich Ursache haben, mein Schicksal zu beklagen oder nicht — ich fühlte mich unglücklich, und das ist genug, um es wirklich zu sein. Ich gewöhnte mich daran, selbst eine Art bitterer Befriedigung in der innerlichen und stündlichen Protestation gegen dies Schicksal zu finden und mit immer größerer Hartnäckigkeit meine Liebe auf ein fernes Wesen zu beschränken, das mich in meinem Elende zu verlassen schien. Ich fuhr fort, die Regungen meines Herzens und Geistes vor meiner Großmutter zu verbergen; ich kritisirte die Erziehung, die sie mir geben ließ, deren Widerwärtigkeit ich ihr verheimlichte, um mich endlich für ein armes, zur Sclaverei, zur Langweile und zu ewigen Schmerzen verdammtes Wesen anzusehen.

Man möge mich also nicht fragen, warum ich, die ich mit einer Art aristokratischer Abkunft prahlen kann und die Annehmlichkeiten eines gewissen Wohlstandes genieße, meine

Sorgfalt, meine Sympathien und die Vertraulichkeit des Herzens, wenn ich so sagen darf, immer den Unterdrückten entgegengebracht habe. Die Macht der Ereignisse und der Druck der äußern Verhältnisse, hatten mir diese Richtung gegeben, lange bevor das Studium der Wahrheit und mein Gewissen sie mir zur Pflicht machten. Es bleibt mir also nicht der geringste Ruhm und die, welche denken wie ich, dürfen mir kein Verdienst zuschreiben, die Andersdenkenden aber haben mir keinen Vorwurf zu machen. — Gewiß aber wird man, nachdem man die Geschichte meiner Kindheit gelesen hat, meine Richtung nicht mehr für eine Caprice oder Künstlerlaune ansehen, wie es oft geschehen ist, sondern für das unvermeidliche Resultat meiner ersten Schmerzen, meiner heiligsten Neigungen und meiner Stellung im Leben.

Meine Großmutter war nach kurzem Widerstande gegen den Einfluß ihrer Kaste, zwar nicht Royalistin, aber Parteigängerin des ancien régime geworden, wie man damals zu sagen pflegte. Sie hatte sich immer Gewalt anthun müssen, nicht um die glückliche Usurpation eines Mannes von Genie anzuerkennen, sondern um die Unverschämtheit der Parvenüs zu ertragen, die sein Glück theilten, ohne seine Rechte zu besitzen. Zwar kamen jetzt neue Unverschämte, aber meine Großmutter wurde von ihren Anmaßungen weniger unangenehm berührt, denn sie hatte sie schon gekannt — und überdies war mein Vater mit seinen republikanischen Neigungen nicht mehr da, um sie auf die Lächerlichkeiten aufmerksam zu machen.

Man muß gestehen, daß die Art Anarchie, welche der

Restauration unmittelbar folgte, nach dem langen Zwange unter der großartigen und absoluten Herrschaft des Kaisers etwas Neues war, und in der Provinz beinahe wie Freiheit aussah. Die Liberalen sprachen viel und man träumte von politischen und moralischen Zuständen, die bis dahin in Frankreich noch unbekannt waren. Ein constitutioneller Staat, von dem Niemand sich einen richtigen Begriff zu machen wußte und den wir auch nie anders, als durch Worte kennen lernten; ein Königthum ohne absolute Macht; ein Sich-gehen-lassen der Meinung und der Rede über Alles, was die erschütterten Institutionen berührte, die nur auf der Oberfläche übertüncht waren. Es herrschte in Bezug darauf eine große Toleranz in gewissen bürgerlichen Kreisen, denen meine Großmutter gern den Vorzug vor ihren alten Conventikeln gegeben hätte — aber „diese Damen" (wie mein Vater sie nannte) erlaubten ihr keine vernünftige Ueberlegung. Sie besaßen die Unduldsamkeit der Leidenschaft. Sie schworen Jedem, der „den Korsen" zu bedauern wagte, den bittersten Haß, ohne zu bedenken, daß sie gestern noch mit seinem Gefolge im besten Einvernehmen gestanden hatten. Mir sind niemals wieder so viel Kleinlichkeit und Klatscherei, so viele Anschuldigungen und Denunciationen vorgekommen.

Glücklicherweise lebten wir weit vom Herde der Intrigue. Die Briefe, die meine Großmutter empfing, brachten uns nur einen Reflex davon und Deschartres erging sich in außerordentlich albernen Deklamationen gegen den „Tyrannen," welchem er nicht einmal den gewöhnlichsten Verstand zutraute. Was mich betrifft, so hörte ich so vielerlei, daß ich

am Ende nicht mehr wußte, was ich denken sollte. Der Kaiser Alexander war der große Gesetzgeber, der Philosoph des modernen Zeitalters, der neue Friedrich der Große, der auserwählte Mann von Genie. Man schickte meiner Großmutter sein Portrait, sie gab es mir, um es einrahmen zu lassen, und da man sagte, Napoleon sähe neben ihm aus wie ein Knabe, betrachtete ich es mit großer Aufmerksamkeit, aber das Gesicht machte keinen Eindruck auf mich. Er hatte einen schweren Kopf, ein weichliches Gesicht, einen falschen Blick, ein nichtssagendes Lächeln. Ich habe ihn nur im Bilde gesehen, aber ich setzte voraus, daß wenigstens einige der damals in Unmasse in Frankreich verbreiteten Portraits ähnlich waren — und keins derselben flößte mir Sympathien ein; unwillkürlich erinnerte ich mich immer wieder an die klaren Augen „meines Kaisers", deren Blick sich einmal auf mich gerichtet hatte, als man mir sagte, dies würde mir Glück bedeuten.

Aber da überraschte uns plötzlich in den ersten Tagen des März die Nachricht, daß er wieder gelandet ist und auf Paris zu marschirt. Ich weiß nicht, ob sie uns aus Paris oder aus dem südlichen Frankreich zukam, aber ich erinnere mich, daß meine Großmutter das Vertrauen „dieser Damen" nicht theilte, die ihr schrieben: „Freuen Sie sich mit uns, diesmal wird man ihn gewiß hängen, oder ihn wenigstens in einen eisernen Käfig einsperren." Meine Großmama urtheilte ganz anders. „Diese Bourbonen sind unfähig," sagte sie, „und Bonaparte wird sie für immer verjagen. Es ist ihre Bestimmung, düpirt zu werden; wie konnten sie glauben, daß alle diese Generale, die ihren Herrn verriethen, sie jetzt

nicht wieder verrathen sollten, um zu ihm zurückzukehren. Gott gebe, daß alles das ohne schreckliche Repressalien bleibt und daß er sie nicht behandelt, wie er den Herzog von Enghien behandelt hat!"

Ich meinestheils habe keine Erinnerung an das, was während der hundert Tage in Nohant vorging. Ich war in Träumereien versunken, sah nicht mehr klar und war müde immer von Politik sprechen zu hören, besonders da diese plötzlichen Veränderungen der Meinung mir unerklärlich blieben. Ich sah, daß alle Welt sich über Nacht veränderte und umbildete. Die Bewohner der Provinz waren plötzlich Royalisten geworden, ich konnte nicht begreifen warum — denn wo waren die vielbesprochenen und vielgepriesenen Wohlthaten der Bourbonen?

Jeder Tag brachte uns Gerüchte der Triumphzüge Napoleon's durch alle Städte, die er berührte und nun wurden viele von denen, welche die dreifarbige Fahne durch den Schmutz gezogen und geschrieen hatten: „Nieder mit dem Tyrannen," wieder Bonapartisten. Ich verstand von Alledem nicht genug, um empört zu sein, aber ich fühlte einen instinktartigen Ekel und einen gewissen Ueberdruß in der Welt zu leben. Es schien mir, als seien alle Menschen Narren und ich kehrte zu meinen Träumen von dem Feldzuge in Rußland und Frankreich zurück. Ich fand meine Flügel wieder und eilte dem Kaiser entgegen, um Rechenschaft von ihm zu fordern über Alles, was man Gutes und Böses von ihm sagte. Einmal träumte ich, ich trüge ihn durch den weiten Raum und legte ihn auf der Kuppel der Tuilerien nieder, dort hatten wir eine lange Unterredung. Ich stellte tausend Fragen

und sagte endlich: „Wenn mir Deine Antworten beweisen, daß Du, wie man sagt, ein Ungeheuer bist, ein Ehrgeiziger, ein Bluttrinker, so werde ich Dich hinunter stürzen und auf der Schwelle Deines Palastes zerschmettern; wenn Du Dich aber rechtfertigst, wenn Du das bist, für was ich Dich gehalten habe, der große, gute, gerechte Kaiser, der Vater der Franzosen, so will ich Dich wieder auf Deinen Thron setzen und Dich mit meinem feurigen Schwerte gegen alle Feinde vertheidigen." Da öffnete er mir sein Herz und gestand, daß er aus zu großer Liebe zum Ruhm manchen Fehler begangen habe, aber er schwor, daß er Frankreich liebe und künftig nur nach dem Glücke des Volkes streben werde — und ich berührte ihn mit meinem Flammenschwerte und machte ihn unverwundbar.

Es ist eigenthümlich, daß ich diese Träume in vollkommen wachem Zustande und besonders oft dann hatte, wenn ich Verse von Corneille oder Racine, die ich in meiner nächsten Unterrichtsstunde hersagen sollte, mechanisch auswendig lernte. Es waren Phantasiebilder und ich habe seitdem die Bemerkung gemacht, daß viele junge Mädchen, wenn sie sich einer gewissen physischen Entwickelungsperiode nähern, in diesen extatischen Zustand gerathen und oft noch seltsamere Visionen haben. Ich würde mich der meinigen gewiß nicht erinnern, wenn sie nicht hartnäckig mehrere Jahre nach einander dieselbe Form angenommen und sich nicht immer auf den Kaiser und die große Armee bezogen hätten — warum, weiß ich nicht zu sagen. Ich hatte jedenfalls persönlichere und lebhaftere Interessen und meine Einbildungskraft hätte mir vielmehr meine Mutter vorzaubern sollen und das Eden,

das sie mir einen Augenblick zeigte und nach dem ich sehnsüchtig verlangte — dennoch war es nicht so. Ich dachte jede Stunde an sie, aber ich sah sie niemals. Statt ihrer stand das bleiche Gesicht des Kaisers vor mir, das ich nur einen Augenblick gesehen hatte — und es wurde lebendig und sprach, sobald ich seinen Namen nennen hörte.

Um nicht noch einmal darauf zurückzukommen, erzähle ich noch, daß ich, als ihn der Bellérophon nach St. Helena brachte, das Schiff scheitern ließ, indem ich es mit meinem Flammenschwerte berührte und alle Engländer ertränkte, die sich darauf befanden, um den Kaiser noch einmal nach den Tuilerien zurückzuführen, nachdem ich ihm das Versprechen abgenommen hatte, nie wieder zu seinem Vergnügen Krieg zu führen. Das Eigenthümliche dieser Visionen ist, daß ich dabei niemals ich selbst war, sondern irgend ein mächtiger Genius, ein Engel Gottes, das Schicksal, der Schutzengel Frankreichs, alles Mögliche, nur nicht das kleine Mädchen von elf Jahren, das seine Lection lernte oder seinen kleinen Garten begoß, während sein phantastisches Ich durch die Lüfte flog.

Ich habe diese Visionen nur als eine physiologische Thatsache angeführt. Sie waren nicht das Resultat der Exaltation oder einer übertriebenen Vorliebe für Politik, denn sie kamen meist in Augenblicken, wo meine Muthlosigkeit, Unempfindlichkeit und der Ueberdruß aufs Höchste gestiegen waren, oft auch, wenn ich ohne alles Interesse und nur ganz unwillkürlich Gespräche über Politik mit anhörte. Ich habe meinen Träumen nie Glauben geschenkt oder ihnen irgend eine abergläubische Bedeutung untergelegt, auch

sprach ich nie mit Jemand darüber, sie ermüdeten mich und ich suchte sie nicht, sondern sie bemächtigten sich meiner durch eine Thätigkeit meines Gehirns, die ganz unabhängig von meinem Willen war.

Der Aufenthalt der Feinde in Paris machte den Aufenthalt dort für alle Die unerträglich, in denen der Fanatismus des Königthums die Liebe und Achtung für das Vaterland nicht erstickt hatte. Meine Mutter vertraute Karoline meiner Tante an, und kam, um den Sommer mit uns in Nohant zu verleben. Sieben oder acht Monate waren vergangen, seitdem ich sie nicht gesehen hatte und man kann sich denken, welches Entzücken ich nun fühlte. Durch ihre Gegenwart wurde überhaupt mein Leben verändert. Rose verlor ihre Macht über mich und ruhte sich von ihren Wuthanfällen aus. Ich hatte mehr als einmal den Entschluß gefaßt, mich über die schlechte Behandlung, die ich von Rose ertragen mußte, bei meiner Mutter zu beklagen, sobald sie kommen würde; aber da sie sich im Innersten ihres Herzens des Unrechts nicht bewußt war, das sie an mir verübte, da sie sich, statt die Ankunft meiner Mutter zu fürchten, von Herzen freute „Madame Maurice“ wiederzusehen, da sie ihr Zimmer mit Sorgfalt vorrichtete und Tage und Stunden mit mir zählte, da sie mit einem Worte meine Mutter liebte, so verzieh ich ihr Alles und verschwieg nicht nur ihre Gewaltthätigkeiten, sondern hatte selbst den Muth, sie zu leugnen, als meine Mutter Verdacht schöpfte. Ich erinnere mich, daß sich dieser Verdacht eines Tages verstärkte und ich ein gewisses Verdienst hatte, indem ich ihn zerstreute.

Mein Bruder hatte sich vorgenommen, Vogelleim zu verfertigen, um Vögel zu fangen; ob er das Recept dazu aus dem großen oder dem kleinen Albrecht, oder aus unserm alten Teufels-Handbuche hatte, weiß ich nicht, es handelte sich einfach darum Eichen-Mistel zu zerreiben. Den Vogelleim zu bereiten gelang uns nun freilich nicht, aber bei den Versuchen dazu hatten wir Gesicht, Hände und Kleider mit einer grünlichen Masse von zweifelhaftem Ansehen besudelt. Meine Mutter saß mit ihrer Arbeit neben uns im Garten; sie war ihrer Gewohnheit nach ziemlich zerstreut und dachte nicht einmal daran, sich selbst vor den Bespritzungen aus unserm Troge zu schützen. Plötzlich bemerkte ich Rose am Ende des Weges und meine erste Bewegung war, davon zu laufen. „Was fällt ihr denn ein?“ sagte meine Mutter, die aus ihrer Träumerei erwachte, zu Hyppolit; dieser, der sich nicht gern Feinde machte, erwiederte, daß er es nicht wisse. Aber meine Mutter war argwöhnisch; sie rief mich zurück und stellte Rose in meiner Gegenwart zur Rede. „Ich bemerke nicht zum ersten Male,“ sagte sie, „wie sehr sich die Kleine vor Dir fürchtet; ich glaube fast, daß Du sie schlecht behandelst.“ — „Aber sehen Sie auch nur, wie sie sich wieder zugerichtet hat,“ erwiederte die Rothhaarige, die außer sich war, mich so beschmutzt zu sehen; „sollte man nicht alle Geduld verlieren, wenn man sein Leben damit hinbringen muß, ihre Kleider zu waschen und zu flicken.“— „Ei, glaubst Du etwa, ich hätte Dich hier ins Haus gebracht, um etwas Anderes zu thun, als zu waschen und zu flicken,“ sagte meine Mutter im strengen Tone. „Etwa um eine Rente zu beziehen und Voltaire zu lesen, wie Mademoiselle

Julie. Laß Dir solche Gedanken vergehen! wasche, flicke, und laß mein Kind laufen, spielen und wachsen! das ist meine Meinung und ich will, daß Du Dich danach richtest."

Sobald meine Mutter mit mir allein war, bestürmte sie mich mit Fragen: „Ich sehe Dich zittern und erbleichen, wenn Dich Rose mit bösen Blicken ansieht," sagte sie; „sie schilt wohl heftig mit Dir." — „Ja," gab ich zur Antwort, „sie schilt zu viel." — „Aber ich hoffe," fuhr meine Mutter fort, „daß sie nie das Unglück gehabt hat, Dir auch nur einen Schlag zu geben, sonst würde ich sie noch heute aus dem Hause jagen." Der Gedanke, das arme Mädchen fortjagen zu sehen, das mich trotz aller Heftigkeit so herzlich liebte, verschloß mir den Mund und drängte mein Gedächtniß in das Innerste meines Herzens zurück. Aber meine Mutter gab sich noch nicht zufrieden und ich sah wohl ein, daß ich zum ersten Mal im Leben lügen mußte und noch dazu meine Mutter belügen! mein Herz brachte das Gewissen zum Schweigen; ich log und meine Mutter, deren Mißtrauen noch immer rege war, stellte meine Großmuth auf eine harte Probe, indem sie mich zu verschiedenen Malen betheuern ließ, daß ich ihr die Wahrheit gesagt hätte. Ich muß gestehen, daß ich keine Reue darüber empfunden habe, denn meine Lüge konnte Niemand schaden, als mir selbst.

Endlich glaubte sie mir und Rose hat nie erfahren, was ich für sie gethan hatte. So lange sie durch die Gegenwart meiner Mutter im Zaume gehalten wurde, betrug sie sich sanftmüthiger, aber als wir uns später wieder allein befanden, ließ sie mich die Einfalt meines Herzens theuer bezahlen. Ich war stolz genug, ihr nichts davon zu sagen

und ich ertrug schweigend ihre Beleidigungen und ihre Unterdrückung.

Während meine Mutter einen Theil des Sommers von 1815 mit mir verlebte, wurden meine Gedanken durch ein großartiges und erhabenes Schauspiel von mir selbst abgelenkt; es war der Durchzug und die Auflösung der Loire-Armee.

Jedermann weiß, daß der König sich Davoust's bediente, um das edle Heer zu täuschen; daß er vollständige Amnestie versprach, aber am 24. Juli den Befehl erließ, der Ney, Labedoyère und neunzehn andere Offiziere vor ein Kriegsgericht stellte, deren Namen der Armee und Frankreich in gleichem Maße theuer waren. Acht und dreißig andere wurden verbannt. Der Fürst von Eckmühl hatte seine Entlassung eingereicht, denn seine Stellung als Generalissimus der Loire-Armee war unhaltbar. Die Restauration bereitete sich darauf vor, ihn für seine Unterwerfung zu belohnen; sie gab ihm Macdonald zum Nachfolger und beauftragte denselben, die Auflösung der Armee in Güte zu bewerkstelligen. Er verlegte das Hauptquartier nach Bourges. „Zwei Tagesbefehle vom 1. und 2. August machten den Truppen diese zweifache Veränderung bekannt. Macdonald sprach das Wort „„Auflösung““ in diesen Tagesbefehlen noch nicht aus; er begnügte sich mit der Anzeige, daß er zur Erleichterung der Einwohner, die von der Last der Einquartierung betroffen wären, das Heer vertheilen würde. Diese Maßregel war der Anfang der Auflösung. Die Brigaden und Divisionen wurden dislocirt; die Regimenter desselben Corps oder derselben Waffengattung wurden auf

große Entfernungen verstreut; man zerriß sogar die Bataillons und Escadrons gewisser Regimenter. Sobald alle Verbindungen zerstört waren, wurde der Befehl einer Reorganisation des Heeres veröffentlicht (am 12. August) und die Auflösung wurde regimenterweise vollzogen, um den Widerspruch zu entkräften und um den Widerstand zu isoliren." (Achilles von Vaulabelle, Histoire des deux Restaurations.)

Wir waren Zeugen einzelner Scenen, die mir endlich für das, was in Frankreich vorging, ein Verständniß gaben. Ich muß gestehen, daß ich bis dahin die wirkliche Volksmeinung vom Parteigeiste nicht zu unterscheiden wußte; ich erschrack beinah über die bonapartistischen Sympathien, welche in mir erwachten, als ich Alles, was am Tage zuvor gefürchtet und respectirt war, verfluchen, beschimpfen, verleumden und herabwürdigen hörte. Meine Mutter, die ebenso kindlich war, als ich, hatte nicht auf die Rückkehr der „alten Gräfinnen" gewartet, um das alte Régime zu verspotten und zu verabscheuen; aber sie hatte über Nichts eine feste Ansicht und wußte nicht, was sie meiner Großmutter antworten sollte, wenn diese den „Ehrgeizigen," den „Eroberern," den „Menschentödtern," das Urtheil sprach und ihr sagte, daß eine Monarchie, deren Gewalt durch freisinnige Institutionen beschränkt wäre, ein dauernder Frieden, die Rückkehr des Wohlstandes, der individuellen Freiheit, der Industrie, der Künste und Wissenschaften Frankreich zuträglicher sein würden, als die Herrschaft des Schwertes. „Haben wir Beide den Krieg nicht genug verwünscht, als unser armer Moritz noch lebte," sagte

sie; jetzt zahlen wir die Kosten dieses kaiserlichen Ruhmes. Aber lassen Sie den ersten Zorn Europas gegen uns vorübergehen, dann werden Sie erleben, daß wir unter den Bourbonen in eine Aera der Ruhe und Sicherheit gelangen. Ich liebe die Bourbonen ebensowenig als Sie, aber sie sind für uns das Unterpfand einer bessern Zukunft. Ohne sie wäre unsere Nationalität verloren, denn Bonaparte hatte dieselbe gefährdet, indem er sie zu weit ausdehnen wollte. Was möchte aus uns geworden sein, wenn sich nicht eine royalistische Partei gebildet hätte, um seinen Sturz zu beschleunigen! Frankreich wäre zerstückelt und wir würden Preußen, Engländer oder Deutsche sein!"

Dies war das Urtheil meiner Großmutter, die den einen Umstand, den ich für etwas Unzweifelhaftes halte, außer Augen ließ, den Umstand, daß die ganze Welt Frankreichs Heere nicht besiegt haben würde, hätte sich nicht die royalistische Partei gebildet, um das Land zu verkaufen und zu verrathen. Meine Mama, welche die Ueberlegenheit ihrer Schwiegermutter im Stillen erkannte, ließ sich nach und nach durch dieselbe überzeugen und ich natürlicher Weise auch. So war ich denn gleichsam über das Kaiserreich enttäuscht und in die Restauration ergeben, als wir in einer glühenden Sommersonne auf allen Höhen der Vallée noire die ruhmvollen Waffen von Waterloo erglänzen sahen. Es war ein Lancier-Regiment, das jener Unglückstag decimirt hatte und das sich nun zuerst in unserer Gegend niederließ. Der General Colbert richtete sein Hauptquartier in Nohant ein. Der General Subervie bewohnte das Schloß von Cers, das eine halbe Stunde von uns entfernt ist und täglich

frühstückten diese Generäle, ihre Adjutanten und etwa zwölf höhere Offiziere in unserm Hause oder sie aßen mit uns zu Mittag. Der General Subervie war damals ein hübscher Bursche; er war sehr galant gegen Damen, fröhlich und selbst etwas neckisch im Verkehr mit Kindern. Da ich, durch seine Schuld, etwas zu vertraulich mit ihm geworden war und er mich eines Tages beim Spiel zu stark an den Ohren zupfte, rächte ich mich durch eine Neckerei, deren Bedeutung ich nicht begriff; ohne daß er es merkte, befestigte ich eine zierliche Kokarde von weißem Papier auf der dreifarbigen Kokarde seines Hutes. Das Heer trug damals noch die Farben des Kaiserreiches und der Befehl dieselben abzulegen, traf erst mehrere Tage später ein. So ging er denn nach la Châtre und wunderte sich, daß die Blicke aller Soldaten und Offiziere, die ihm begegneten, mit Erstaunen auf ihm ruhten. Endlich wurde er von irgend einem Offizier um die Bedeutung dieser weißen Kokarde gefragt; verwundert nahm er seinen Hut ab, riß meinen Schmuck zornig davon ab und wünschte die Kokarde, sowie mich zu allen Teufeln.

Ich habe den guten General Subervie seit jener Zeit zum ersten Mal 1848 im Hôtel de Ville, wenige Tage nach der Revolution wiedergesehen, als er eben das Portefeuille des Kriegsministeriums angenommen hatte. Er erinnerte sich noch aller Einzelnheiten seines Aufenthaltes in Nohant, er machte mir Vorwürfe wegen der weißen Kokarde und ich warf ihm vor, mich an den Ohren gezogen zu haben.

1815 hätte ich einige Tage später meinen schlechten

Spaß nicht ausgeführt, denn der kurze Uebergang zum Royalismus wurde in meinem Herzen wieder abgeschworen und zwar bei folgender Gelegenheit.

Ein Jeder bemerkte bei dem ersten Worte meiner Großmutter und schon beim Anblick ihrer vornehmen Miene und ihrer veralteten Kleidung, daß sie zur royalistischen Partei gehörte. Gewöhnlich setzte man bei ihr sogar eine größere Anhänglichkeit an diese Partei voraus, als sie wirklich im Grunde des Herzens für dieselbe besaß; aber sie war die Tochter des Marschalls von Sachsen, sie hatte einen tapfern Sohn im Dienste gehabt, sie war voll gastfreundschaftlicher Güte und liebenswürdiger Aufmerksamkeit für die „Räuber der Loire", in denen sie nichts Anderes sehen konnte, als tapfre und großmüthige Männer und die Waffenbrüder ihres Sohnes (einige unter ihnen waren sogar persönlich mit ihm bekannt gewesen, und der General Colbert gehörte, wenn ich nicht irre, zu dieser Zahl.) Außerdem flößte das Wesen meiner Großmutter jedem gutgearteten Gemüthe eine zarte Achtung ein und so vermieden denn auch die Offiziere, welche sie so freundlich aufgenommen hatte, jedes Wort, das ihre vorausgesetzte Meinung verletzen konnte, so wie auch sie vermied, durch irgend einen Ausdruck oder irgend eine Erinnerung, im Gefühl ihrer ehrenwerthen Niederlage zu verwunden. Darum sah ich diese Offiziere mehrere Tage lang, ohne daß irgend eine Gemüthsbewegung meinen Geist erschüttert hätte; aber eines Tages als wir ausnahmsweise in kleiner Gesellschaft speisten, hatte Deschartres, der nicht zu schweigen verstand, den General Colbert gereizt. Alphonse Colbert, ein Nachkomme des

großen Colbert, war etwa vierzig Jahre alt und ein starker, sanguinischer Mann. Er hatte vortreffliche Manieren und angenehme Talente; sang ländliche Lieder und begleitete dieselben auf dem Fortepiano, war voll kleiner Aufmerksamkeiten für meine Großmutter, welcher er sehr liebenswürdig erschien und meine Mutter sagte im Stillen, daß sie ihn für einen Krieger zu sehr à la Rosenwasser fände.

Ich weiß nicht, ob vielleicht an demselben Tage der Befehl wegen der Dislocirung der Armee von Bourges gekommen war; mochte es nun aus diesem Grunde oder wegen der ungeschickten Bemerkungen Deschartres' sein, der General gerieth in Hitze; seine runden, schwarzen Augen sprühten Feuer, seine Wangen rötheten sich, der Zorn und Schmerz, den er zu lange in sich zurückgedrängt hatte, brach hervor und er sprach mit großer Energie: „Nein, wir sind nicht besiegt!" rief er aus; „man hat uns verrathen und das geschieht noch immer. Wenn das nicht wäre, wenn wir auf alle unsere Offiziere rechnen könnten, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß unsere braven Soldaten den Herrn Preußen und den Herrn Kosacken bald beweisen sollten, das Frankreich keine Beute ist, die sie ungestraft verschlingen dürfen." Er sprach mit Feuer von der französischen Ehre, von der Schmach einen König anzunehmen, der uns von Fremden aufgezwungen wird und er schilderte diese Schmach mit so viel Seele, daß ich fühlte, wie die meinige erwachte, wie im Jahre vorher, als ich einen dreizehn= oder vierzehnjährigen Knaben sagen hörte, daß er einen großen Säbel nehmen wollte, um das Vaterland zu vertheidigen.

Als meine Großmutter sah, daß sich der General immer

mehr aufregte, wollte sie ihn beruhigen und sagte ihm: die Soldaten wären ermüdet und das Volk verlangte nur nach Ruhe. „Das Volk!“ rief er aus; „ach Sie kennen es nicht! des Volkes Wünsche und Gedanken kommen in Ihren Schlössern nicht zum Vorschein. Das Volk ist vorsichtig in Gegenwart seiner alten Lehnsherrn, die jetzt zurückkehren und denen es mißtraut; aber wir Soldaten, wir kennen seine Sympathien und seine Schmerzen — und glauben Sie ja nicht, daß der Kampf schon entschieden ist! Man will uns vernichten, weil wir die letzte Macht, die letzte Hoffnung des Vaterlandes sind: aber wir brauchen den Befehl der Auflösung nur als eine Verrätherei und einen Schimpf zurückzuweisen. Bei Gott! diese Gegend ist ganz geeignet für einen Krieg der Parteien und ich weiß nicht, warum wir hier nicht den Mittelpunkt einer neuen patriotischen Vendée organisiren. O, das Volk! O, die Bauern!“ rief er aus, indem er aufstand und sein Tischmesser schwang; „Sie werden sehen, daß sie sich mit uns vereinigen, daß sie mit ihren Sensen, ihren Heugabeln und ihren alten verrosteten Gewehren herbeiströmen! Man kann sich sechs Monate lang in Ihren Hohlwegen und hinter Ihren großen Hecken behaupten; während dieser Zeit wird sich Frankreich überall erheben — und sollten wir auch verlassen sein, so ists besser im Kampfe ruhmvoll zu sterben, als den Feinden die Kehlen darzubieten. Es giebt noch eine große Zahl, die nur eines Wortes bedarf, um die Standarten der Nation aufs Neue zu erheben und vielleicht bin ich dazu berufen, das Beispiel zu geben.“

Deschartres sagte nichts mehr. Meine Großmutter

ergriff den Arm des Generals, nahm ihm das Messer aus der Hand, zwang ihn sich wieder zu setzen und that das Alles in so zarter mütterlicher Weise, daß er ganz gerührt davon wurde. Er ergriff die Hände der alten Dame, bedeckte sie mit Küssen, bat sie um Verzeihung, wenn er sie erschreckt hätte und dann gewann der Schmerz die Oberhand über den Zorn und er brach in Thränen aus, die ersten vielleicht, die sein Herz erleichterten, das seit Waterloo voller Erbitterung war.

Wir Alle weinten, außer Deschartres, der aber auch nicht auf seiner Meinung bestand und dem endlich eine gewisse Achtung vor dem Unglück den Mund verschloß. Dann führte Großmama den General in den Salon und sagte ihm: „In des Himmels Namen, mein lieber General, weinen Sie, erleichtern Sie Ihr Herz, aber sagen Sie niemals in Gegenwart Anderer solche Dinge, wie Sie eben ausgesprochen haben. Ich kann mich auf meine Angehörigen, meine Gäste und meine Domestiken verlassen; aber in unsern Tagen und während ein Theil Ihrer Gefährten zur Flucht genöthigt ist, um einem Todesurtheil zu entgehen, heißt es Ihr Leben aufs Spiel setzen, wenn Sie sich Ihrer Verzweiflung so überlassen."

„Sie rathen zur Vorsicht, theure Frau," gab er zur Antwort; „aber nicht Vorsicht, sondern Kühnheit sollten Sie mir anrathen. Glauben Sie denn, daß ich nicht ernsthaft rede und daß ich mich der schmachvollen Verabschiedung fügen werde, die uns von den Fremden auferlegt wird? Es ist ein zweites Waterloo, aber die Ehre fehlt dabei; ein wenig Kühnheit würde uns retten!"

„Den Bürgerkrieg!“ rief meine Großmutter; „den Bürgerkrieg wollt ihr in Frankreich wieder anfachen! und doch hat der Napoleon, den ihr Alle anbetet, seinen Namen nicht mit diesem Flecken besudeln mögen und hat lieber seinen Stolz geopfert, als sich zu dieser entsetzlichen Maßregel entschlossen! Sie mögen wissen, daß ich ihn nie geliebt habe, aber einmal im Leben habe ich ihn bewundert und das war an dem Tage, als er lieber der Krone entsagte, als Franzosen gegen Franzosen bewaffnete. Er selbst würde heute Ihr Vorhaben verwerfen — bewahren Sie denn auch seinem Andenken die Treue, indem Sie dem edlen Beispiele folgen, das er Ihnen gegeben hat.“

Mochten nun diese Gründe auf den Geist des Generals Eindruck machen, oder waren seine eigenen Ueberlegungen im Grunde mit denen meiner Großmutter übereinstimmend, genug, er beruhigte sich und hat später sogar unter den Bourbonen Dienste genommen. Aber für Alle, die sich, wie er, in Schmerz und Treue bis jenseit der Loire zurückgezogen hatten, war es etwas ganz Rechtmäßiges, auch unter einer andern Herrschaft ihre militärische Carriere zu verfolgen, sobald keine Erniedrigung damit verbunden war.

Aus meinem Citate der Geschichte des Herrn von Vaulabelle haben wir gesehen, daß der Befehl der Verabschiedung unter verschiedenen partiellen Auflösungen versteckt war. Eines Abends sahen wir den kleinen Platz von Nohant und die angrenzenden Wege von einer Schaar glänzender Reiter bedeckt, die sich einstellten, um die Befehle des Generals Colbert zu empfangen. In einem Momente war Alles vor-

über; — stumm und finster gingen sie von dannen, um sich nach mehreren Richtungen zu zerstreuen.

Der General und die Offiziere seines Stabes schienen resignirt zu sein. Uebrigens war die Idee einer patriotischen Vendée nicht allein im Geiste des Generals Colbert erwacht, sie hatte die wuthbebenden Reihen der Loire-Armee durchlaufen. Aber jetzt ist bekannt, daß eine orleanistische Intrigue zum Grunde lag und man wohlthat, ihr zu mißtrauen.

Eines Morgens frühstückten wir mit mehreren Lancier-Offizieren und es war von dem Obersten des Regimentes die Rede, der auf dem Schlachtfelde von Waterloo gefallen war. „Dieser wackre Oberst Sourd!“ hieß es; „welch ein Verlust für seine Freunde und welch ein Schmerz für Alle, die er commandirte? Er war ein Held im Kriege und ein vortrefflicher Mann im gewöhnlichen Leben.“

„Und wissen Sie gar nicht, was aus ihm geworden ist?“ fragte meine Großmutter. „Er war mit Wunden bedeckt und eine Kugel hatte ihm den Arm zerschmettert,“ erwiederte der General. „Man hat ihn ins Feldlazareth gebracht; er hat den ereignißvollen Tag überlebt und man hoffte ihn zu retten, aber seit langer Zeit haben wir Nichts von ihm gehört und Alles bringt uns auf die Vermuthung, daß er nicht mehr ist. Armer Sourd! ich werde ihn mein Leben lang beklagen!“

Während er diese Worte aussprach, wurde die Thüre geöffnet. Ein verstümmelter Offizier, dessen leerer Aermel an einem Knopfloche auf der Brust befestigt war, und dessen Gesicht breite Streifen von schwarzem Taffet bedeckten, unter

welchen entsetzliche Narben versteckt waren, erschien auf der Schwelle und näherte sich seinen Kameraden. Alle springen auf, stürzen ihm entgegen, umringen und umarmen ihn, bestürmen ihn mit Fragen und brechen in Thränen aus — und der Oberst Sourd beendigte das Frühstück, das mit seiner Leichenrede begonnen hatte, in unserer Gesellschaft.

Der Oberst-Lieutenant Feroussac, der das Regiment in seiner Abwesenheit commandirt hatte, schätzte sich glücklich ihm den Oberbefehl wiederzugeben und Sourd wollte an der Spitze seines Regimentes verabschiedet werden, das ihn mit unbeschreiblichem Enthusiasmus empfing.

Auch den Adjutanten des Generals Colbert, Herrn Pétiet, muß ich erwähnen. Er hatte eine wahrhaft väterliche Güte für mich und spielte mit mir, wie ein gutes Kind. Das war er aber auch in der That, trotz seines Ranges und seiner vieljährigen Dienste. Freilich zählte er kaum dreißig Jahre; aber er war Page der Kaiserin gewesen und früh in die Armee getreten. Er hatte die Fröhlichkeit und Schelmerei der Pagen bewahrt, wurde von meinem Bruder und mir beinah angebetet und hatte nur selten Ruhe vor uns. Er ist jetzt General.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen zogen der General Colbert, Herr Pétiet, der General Subervie und die andern Offiziere des Corps, das er commandirte, wo anders hin, nach St. Amand, wenn ich nicht irre. Meine Großmutter hatte den General Colbert so lieb, daß sie seine Abreise beweinte. Er hatte sich vortrefflich gegen uns benommen und alle höhern Offiziere, die wir im Laufe des Sommers in Quartier hatten, sahen wir mit Bedauern scheiden. Aber jeweiter

die Entwaffnung vorschritt, um so mehr verschwand, bei mir wenigstens, das Interesse für die Offiziere, welche bereits anfingen, sich in ihr Schicksal zu finden und mehr an die Zukunft, als an die Vergangenheit zu denken. Einige unter ihnen waren bereits so mit der Restauration verbunden, daß sie ihre neuen Ernennungen schon in der Tasche hatten. Meine Großmutter sah das mit Vergnügen und nahm sie mit großer Auszeichnung auf; aber meiner Mutter war dieser frisch gebackene Royalismus zuwider und mir demzufolge auch, denn ich suchte immer meine Ansicht in ihren Augen und mein Urtheil auf ihren Lippen.

Mehr als einer dieser Herrn machte ihr den Hof, denn sie war noch immer reizend, und ich bin überzeugt, sie hätte sich in dieser Zeit auf das Ehrenvollste verheirathen können. Aber davon wollte sie Nichts hören und obwohl sie von Huldigungen umgeben war, habe ich nie eine Frau gesehen, die weniger Koketterie und mehr Zurückhaltung gezeigt hätte, als sie.

Der unaufhörliche Durchmarsch einer noch immer stolzen Armee durch unsere Vallée noire gewährte ein großartiges Schauspiel. Das Wetter war beständig hell und warm; alle Wege waren mit den Kolonnen bedeckt, die in guter Ordnung und tiefem Schweigen vorüberzogen. Es war das letzte Mal, daß wir diese schönen Uniformen sehen sollten, die so stolz getragen wurden und die „von Siegen abgenutzt waren,“ wie man mit Recht davon gesagt hat; zum letzten Male, daß die Krieger mit dem schönen, stolzen, sonnenverbrannten Gesicht vorüberzogen, die so furchtbar im Kampfe waren, so sanft, so menschlich und so wohl discipli-

nirt in Friedenszeiten. In unserer Gegend konnte ihnen nicht eine einzige Plünderung oder Grausamkeit vorgeworfen werden und ich habe nicht einen einzigen Betrunkenen unter ihnen gesehen, obwohl der Wein bei uns sehr billig ist und der Bauer den Soldaten gleichsam damit überschüttete. Mama und ich konnten zu jeder Tagesstunde im Felde spazieren gehen, wie zu andern Zeiten, ohne die geringste Beleidigung zu fürchten. Niemals wurden Unglück, Verbannung, Undankbarkeit und Verleumdung mit so viel Würde getragen — und doch hat man sie „die Räuber von der Loire“ genannt.

Deschartres sogar erhob ein lautes Geschrei, weil ein Theil von „Tausend und eine Nacht“ verloren ging und weil eine schöne Pfirsiche von dem Spalier verschwand, an dem er sie reifen sah. Vielleicht war Hyppolit der Missethäter — aber Deschartres beschuldigte die „Räuber“ und beruhigte sich erst, als meine Großmutter mit dem höchsten Ernste zu ihm sagte: „Nun gut, lieber Deschartres, wenn Sie einmal die Geschichte dieser Zeiten schreiben, werden Sie einen so wichtigen Punkt nicht übergehen. Sie können dann sagen: Nohant sah den Durchzug eines ganzen Heeres und dieses brachte Raub und Verwüstung über ein Spalier, an welchem vor dieser schrecklichen Zeit eine Pfirsiche zu sehen war.“

Ich erinnere mich aber noch eines andern, ernstern Ereignisses, das ich erzähle, um zu beweisen, wie sehr diesen „Räubern“ Ehre und Rechtschaffenheit am Herzen lagen.

Wir sahen Regimenter von allen Waffengattungen vorüberziehen: Jäger, Füseliere, Dragoner, Kürassiere, Artilleri-

sten und die glänzenden Mamelukken mit ihren schönen Pferden und ihrem theatralischen Kostüm, die ich in Madrid bewundert hatte. Auch das Regiment meines Vaters kam vorüber, und viele der Offiziere, die ihn persönlich gekannt hatten, kamen in den Hof und verlangten meine Großmutter und meine Mutter zu begrüßen. Die beiden Frauen weinten laut und waren nahe daran die Besinnung zu verlieren. Ein Offizier, dessen Namen ich vergessen habe, rief, als er mich erblickte: „Ach! das ist seine Tochter! eine solche Aehnlichkeit kann nicht täuschen." Dann nahm er mich in seine Arme, küßte mich und sagte: „Ich habe Sie als ganz kleines Mädchen in Madrid gesehen. Ihr Vater war ein braver Soldat und so gut wie ein Engel."

Später, als ich über zwanzig Jahre alt war, wurde ich einmal in Paris auf dem Boulevard von einem Offizier in Halbsold angeredet, der mich fragte: ob ich nicht die Tochter des armen Dupin wäre, und in einer Restauration haben andere Offiziere, die an einem benachbarten Tische saßen, meinen Begleitern dieselbe Frage vorgelegt. Es waren edle Ueberreste unserer schönen Armee, aber mein Namengedächtniß ist so schwach, daß ich mich zu irren glaube, wenn ich sie zu nennen versuche. Bei allen solchen Begegnungen habe ich immer die zärtlichsten und lebhaftesten Lobeserhebungen über meinen Vater vernommen.

Ich habe schon gesagt, daß mein Bruder für sein Alter ein scharfer Beobachter und ein strenger Richter war. Er theilte mir seine Bemerkungen mit und wir beobachteten nun mit einander, daß die Aussöhnung des Heeres mit der neuen Regierung immer durch die Höhergestellten begonnen

und betrieben wurde. So vertheilten die höhern Offiziere zu Ende der Durchzüge, mit großer Genugthuung, lilienbedeckte Fahnen, die von der Herzogin von Angoulême gestickt und als Zeichen des Wohlwollens übersendet sein sollten. Die Offiziere geringerer Grade zeigten sich zweifelnd und zurückhaltend; die Unteroffiziere und Soldaten waren freimüthige und entschlossene Bonapartisten, wie es damals hieß, und als der Befehl kam, Fahnen und Kokarden zu vertauschen, sahen wir sie die Adler verbrennen, deren Asche im vollen Sinne des Wortes mit Thränen überströmt wurde. Viele von ihnen spieen auf die „fleckenlose Kokarde," ehe sie dieselbe an ihren Tschako befestigten. Die Offiziere, die zu den Bourbons übergegangen waren, trennten sich in großer Eile von diesen treuen Soldaten, um in der neuen durchaus reformirten Armee ihre Plätze einzunehmen. Aber ich glaube, daß sich viele unter ihnen in ihren Hoffnungen getäuscht sahen und daß die schönen Versprechungen, durch welche man sie zu der geräuschlosen Vollziehung der Auflösung veranlaßt hatte, später auf einen magern Halbsold hinausliefen.

Als die letzten Uniformen in den Staubwolken unserer Straßen verschwunden waren, fühlten wir uns traurig und ermüdet. Es war uns, als hätten wir selbst die Märsche gemacht, die wir mit ansahen. Wir hatten der Bestattung des Ruhmes, dem Leichenbegängnisse unserer Nationalität beigewohnt. In meiner Großmutter waren schmerzliche Erinnerungen wach geworden und meine Mutter hatte, beim Anblick dieser jungen, glänzenden Offiziere, mehr als je gefühlt, daß sie nicht wieder lieben könne und daß ihr Leben in

Einsamkeit und Schmerz dahinfließen würde. Deschartres fühlte sich wie zerschlagen von der Arbeit, täglich hundert Personen Logis zu verschaffen. Alle unsere Dienstboten waren erschöpft, denn sie hatten zwei Monate lang, täglich gegen vierzig Personen und Pferde zu bedienen gehabt. Auch die beschränkte Kasse meiner Großmutter und ihr Keller hatten diese Zeit empfunden. Sie liebte die Honneurs in ihrem Hause in splendider Weise zu machen und hatte, ohne sich zu beklagen, die Einnahme eines Jahres geopfert.

Während mein Bruder mit den Soldaten umherstreifte, hatte sich seiner eine leidenschaftliche Vorliebe für den Militärstand bemächtigt und er wollte Nichts mehr von wissenschaftlichen Studien hören. Ich meinestheils hatte, wie er, diese zwei Monate vollständig freie Zeit gehabt und war von der Unthätigkeit ermüdet, denn seit frühester Jugend ist das Nichtsthun die ermüdendste Arbeit für mich gewesen.

Dennoch hatte ich viele Mühe, mich wieder an die Arbeit zu gewöhnen. Das Gehirn ist ein Instrument, das einrostet und das man mäßig, aber ununterbrochen brauchen muß. Die Politik wurde mir ekelhaft, Nohant war nicht mehr so still und traulich, wie früher. Die frühern Beamten der benachbarten Stadt hatte man zum großen Theile durch eifrige Royalisten ersetzt, die meiner Großmutter offizielle Visiten machten, bei denen man nur von Thron und Altar sprach und von den neuen Versuchen der „Jakobiner" und von den väterlichen Maßregeln des guten Gouvernements, das Ney, Labédoyère und andere „Schufte" aufs Schaffot schickte. Man zeigte meiner Großmutter so großen Eifer, weil man sie für sehr einflußreich hielt, obgleich sie es weder

war, noch sein wollte. Sie hatte den zweiten Theil ihres Lebens in einer Zurückgezogenheit zugebracht, die ihr nur wenig Gelegenheit bot, nützlich zu werden, auch war sie von dem alten régime durchaus nicht so entzückt, wie man sich einbildete.

Ich meinestheils kam nicht mehr in Versuchung Royalistin zu werden — ich schämte mich, unserer Familienverbindung wegen dafür gehalten zu sein und fand meine Mutter viel zu gleichgültig gegen alles das. Wir, Hyppolit und ich, zogen in unserer Ecke über den weibischen König her, den zu verhöhnen und in Spottliedern zu besingen uns die Soldaten im Geheimen gelehrt hatten. Aber wir mußten sehr vorsichtig sein, denn Deschartres verstand in dieser Beziehung keinen Scherz und Demoiselle Julie war nicht gewöhnt für sich zu behalten, was sie hörte.

Im Herbste machte uns mein Vetter René de Villeneuve einen Besuch. Er war liebenswürdig und heiter, wußte die Mußestunden auf dem Lande in angenehmer Weise auszufüllen und war nichts weniger als Royalist, obgleich er sich das Ansehen gab. Meine Großmutter sprach mit ihm über die Zukunft meines Bruders, der jetzt beinahe sechszehn Jahr alt war und vor Verlangen brannte, Deschartres zu verlassen und auf irgend eine Weise ins Leben einzutreten. Man hatte ihn in der Mathematik unterrichtet, mit der Absicht ihn in der Marine unterzubringen; aber Herr von Villeneuve, der eben seine Tochter mit dem Grafen de la Roche-Aymar verheirathet hatte und in dieser neuen Verbindung ein neues Mittel erblickte, Einfluß zu gewinnen, beredete meine Großmutter, ihn in einem Cavalerie-Regiment eintreten zu lassen,

wo er ihm Protektion und Avancement zu verschaffen hoffte. Er versprach, sich sogleich darum zu bemühen und mein Bruder hüpfte vor Freude bei dem Gedanken, jetzt alle Tage ein Pferd und Stiefeln zu haben.

Nach Herrn von Villeneuve kam Frau von la Marlière, die plötzlich fromm geworden war und Sonntags Messe und Vesper besuchte, worüber ich nicht wenig erstaunte. Dann kam die gute Frau von Pardaillan und als Alle wieder abgereist waren, verließ uns auch meine Mutter. Kurze Zeit nachher packte Hyppolit seine Sachen, um sich zu seinem Husaren-Regiment nach St. Omer zu begeben — und so war ich zu Anfang des Jahres 1816 mit meiner Großmama, Deschartres, Rose und Julie ganz allein in Nohant.

Nun begannen die zwei längsten, die zwei trübsinnigsten, die zwei an Träumen reichsten Jahre meines Lebens.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geschichte

meines Lebens

von

George Sand.

Deutsch

von

Claire von Glümer.

Zweite Ausgabe.

Sechster Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Neuntes Kapitel.

Unterricht in der Geschichte. — Ich betrachte sie wie einen Roman. — Die Musik geht mir durch einen Lehrer verloren. — Erste literarische Versuche. — Die Kunst und das Gefühl. — Meine Mutter verspottet mich und ich entsage der Schriftstellerei. — Mein großer ungedruckter Roman. — Corambé. — Marie und Solange. — Plaisir, der Schweinehirt. — Die bedeckte Grube. — Démogorgon. — Der geheimnißvolle Tempel.

Ich kann mein Leben nicht immer wie eine Geschichte verfolgen, in der sich Alles an einander reiht, denn über die Ordnung der kleinen Begebenheiten, die ich darstelle, herrscht manche Unsicherheit in meinem Gedächtniß. Ich weiß nur, daß ich die Jahre 1814, 15, 16 und 17 mit meiner Großmutter in Nohant verlebte, ohne nach Paris zu gehen, und ich werde die Schilderung meiner geistigen Entwickelung während dieser vier Jahre in Eins zusammenfassen.

Die einzigen Unterrichtsgegenstände, welche mir wirklich gefielen, waren: die Geschichte, die Geographie — die nur ein nothwendiger Anhang der Geschichte ist — die Musik und die Literatur. Ich könnte diesen Kreis noch beschränken und sagen, daß ich eigentlich nur Musik und Literatur liebte und jemals geliebt habe; denn was mich in der Geschichte begeisterte, war nicht jene philosophische Darlegung von der

Theorie des Fortschritts, welche die Neuzeit in der Verkettung der Begebenheiten verfolgt; damals war diese klare Einsicht noch nicht zum Gemeingute geworden, diese Einsicht, die, wenn nicht die Entdeckung, so doch die große philosophische Ueberzeugung unserer Tage ist und deren Grundzüge und Deductionen in der Encyclopédie nouvelle, d. h. in den Arbeiten von Pierre Leroux, Leon Reynaud und ihrer Schule in den Jahren 1830 bis 1840 niedergelegt sind.

Zur Zeit als ich in der Geschichte unterrichtet wurde, hatte man im Allgemeinen keinen Begriff von einer geordneten und einheitlichen Auffassung der Thatsachen. Heutzutage ist das Studium der Geschichte zugleich das der Theorie des Fortschritts geworden und alle Züge, die damals vereinzelt und zerrissen waren, werden durch diese großartige Grundidee verbunden. Wir sehen die Kindheit des Menschengeschlechts, seine Entwickelung, seine Versuche und Anstrengungen, seine wachsenden Erfolge und wir sehen die Verirrungen sogar mit Nothwendigkeit auf den rechten Weg zurückführen und das Gesetz bestätigen, das die Menschheit antreibt und fortreißt.

Die Theorie des Fortschritts kennt nur einen Gott, wie sie nur eine Menschheit kennt. Es giebt nur eine Religion, nur eine Wahrheit, die älter als der Mensch und ewig wie Gott ist, und deren verschiedene Manifestationen im Menschen und durch den Menschen die relative und fortschreitende Wahrheit der verschiedenen Geschichtsperioden sind. Nichts ist einfacher, größer und logischer! Halten wir diese Erkenntniß, von dem ewigen Fortschreiten der Menschheit, als leitenden Faden in der einen Hand und

das ewige Sich-Offenbaren Gottes als Leuchte in der andern, so ist es unmöglich beim Studium der Menschengeschichte zu schwanken und sich zu verirren, weil es die Geschichte Gottes ist, in seinen Beziehungen zu uns.

Zu meiner Zeit nahm man verschiedene Geschichten vor, die miteinander durchaus keinen Zusammenhang hatten. Die biblische Geschichte und die Weltgeschichte z. B. wurden neben einander durchgenommen und von einer Verbindung der beiden war gar nicht die Rede. Welche dieser Geschichten war nun aber Sage und welche Wahrheit? Beide waren mit Wundern und Mythen angefüllt, gegen deren Annahme die Vernunft sich sträubte. Warum sollte der Gott der Juden der einzig wahre Gott sein? das wurde nicht gesagt und es blieb mir frei gestellt den Gott Moses und Jesu ebensowohl zu verwerfen, wie die Götter Homer's und Virgil's. „Du mußt dies Alles lesen, Dir Auszüge machen und die Thatsachen merken," wurde mir gesagt; „dies sind Dinge, die Jedermann wissen muß und die nicht zu kennen, unpassend wäre *)."

*) Ich zweifle nicht, daß mir meine Großmutter bessere Gründe angegeben hätte, wenn sie noch in der vollen geistigen und seelischen Kraft gewesen wäre; sie hatte sich jedenfalls in anderer Weise um die Bildung meines Vaters bemüht. Aber mag ich noch so sehr nach einer philosophischen Anleitung von ihr in meiner Erinnerung suchen — ich finde keine Spur davon. Ich glaube, behaupten zu können, daß sie während einer Periode ihres Lebens, d. h. vor der Revolution Rousseau höher stellte, als Voltaire, aber je älter sie wurde, um so mehr neigte sie sich zu diesem hin. Der frömmelnde Geist der Restauration mußte diese Richtung in allen philosophischen

Wissen, um zu wissen, das war der Kern der Erziehung, die mir gegeben wurde und es war nie die Rede davon sich zu belehren, um besser, glücklicher und weiser zu werden. Man lernte, um mit unterrichteten Leuten plaudern zu können, um die Bücher zu verstehen, die man in den Schränken hatte und um die Zeit auf dem Lande, oder sonst wo zu tödten. Und da Wesen meiner Art nicht einsehen, was es nützen kann, unterrichteten Personen zu antworten, anstatt ihnen stillschweigend zuzuhören oder auch nicht zuzuhören — und da sich Kinder im Allgemeinen nicht vor der Langenweile fürchten, weil sie sich gern über Alles amüsiren, das Lernen ausgenommen, so bedurfte man noch anderer Gründe und Anfeuerungen. So sprach man denn von der Freude, die Eltern zu befriedigen und rief den Gehorsam und das Pflichtgefühl an. Dies war noch das beste Mittel und es hatte auch bei mir ziemlichen Erfolg, denn ich bin von Natur unabhängig in meinem Geiste, aber gehorsam im äußern Verhalten.

Ich habe niemals offnen Widerstand im Verkehr mit denen gekannt, die ich liebte und deren natürliche Herrschaft, sei es die des Alters oder die der Blutsverwandtschaft, ich ertragen mußte. Ich habe nie begriffen, warum wir Menschen, von denen wir uns nicht losreißen wollen oder können, nicht auch dann nachgeben sollten, wenn wir überzeugt sind, daß sie irren, oder wie wir zaudern können zwischen

---

Köpfen, die aus dem vorigen Jahrhundert stammten, bis zum Aeußersten treiben — es ist aber bekannt, wie armselig und leer die Voltaire'sche Philosophie der Geschichte ist.

dem Opfer des eigenen Willens und ihrer Zufriedenheit. Darum haben meine Großmutter, meine Mutter und die Nonnen meines Klosters, trotz eines unüberwindlichen Starrsinns, eine unerklärliche Sanftmuth in mir gefunden. Ich bediene mich des Wortes Sanftmuth, weil sie Alle diesen Ausdruck gebrauchten, um mein Wesen als Kind zu schildern. Vielleicht war es nicht das rechte Wort; ich war nicht sanft, weil ich innerlich nicht nachgab. Aber um dies auch äußerlich zu thun, hätte ich hassen müssen und ich liebte doch nur. Dies beweist, daß meine Neigungen mir theurer waren als meine Ueberzeugung und daß ich in Betreff meiner Handlungsweise lieber dem Herzen, als dem Kopfe folgte.

So habe ich mich denn nur aus Liebe für meine Großmutter nach besten Kräften den Studien hingegeben, die mich langweilten: habe Tausende von Versen auswendig gelernt, deren Schönheiten ich nicht begriff; habe mich mit dem Lateinischen beschäftigt, das mir widerlich war; mit der Prosodie, welche wie eine Zwangsjacke mein natürliches poetisches Gefühl beengte; mit der Arithmetik, die meiner Organisation so zuwider ist, daß ich im vollen Sinne des Wortes Schwindel und Ohnmachtschauer hatte, wenn ich eine Addition machen mußte. Ihr zu Gefallen vertiefte ich mich denn auch in die Geschichte; aber hier fand meine Folgsamkeit endlich eine Belohnung: die Geschichte unterhielt mich sehr.

Aus dem schon angeführten Grunde, das heißt, wegen des gänzlichen Mangels aller sittlichen Grundlagen, konnte dieses Studium dem Bedürfniß geistiger Nahrung nicht

genügen, das sich in mir zu regen begann. Statt dessen erhielt die Geschichte in meinen Augen einen andern Reiz; ich genoß sie von der literarischen und romantischen Seite. Die großen Charaktere, die edlen Thaten, die wunderbaren Begebenheiten, die poetischen Zwischenfälle, mit einem Worte, die Details entzückten mich und es gewährte mir ein unsägliches Vergnügen, das Alles in meinen Auszügen wieder zu erzählen und ihm auf meine Weise Form und Gestalt zu geben.

Nach und nach bemerkte ich, daß ich wenig überwacht wurde und daß Großmama, der meine Auszüge für ein Kind meines Alters gut und interessant geschrieben schienen, das Buch nicht mehr zu Rathe zog, um die Treue meiner Erzählung zu controliren, und dieser Umstand nützte mir mehr, als man denken mag. Ich hörte auf, die Bücher, aus denen ich meine Auszüge machte, mit in die Stunden zu bringen, und da ich nicht danach gefragt wurde, überließ ich mich mit größerer Kühnheit meinem persönlichen Urtheile. Ich war philosophischer als meine weltlichen Historiker, enthusiastischer als die Erzähler der heiligen Geschichte; ich überließ mich meiner Begeisterung und es kam mir nicht darauf an, ob mein Urtheil mit dem der Geschichtsschreiber übereinstimmte. Ich gab meinen Erzählungen die Färbung meiner Gedanken und ich erinnere mich sogar, daß ich mir zuweilen erlaubte, ein trocknes Thema etwas auszuschmücken. An den Hauptsachen veränderte ich nichts; aber wenn mir eine unbedeutende oder unverständliche Persönlichkeit in die Hände fiel, sah ich mich durch ein unbesiegbares Verlangen nach kunstgerechter Lösung veranlaßt, derselben irgend wel-

chen Charakter zu verleihen, den ich ziemlich logisch aus ihrer Stellung und Handlungsweise im allgemeinen Drama zu ergründen suchte. Es war mir unmöglich, mich blindlings dem Urtheil des Historikers zu unterwerfen; wenn ich das, was er verdammte, nicht immer zu rechtfertigen vermochte, suchte ich es wenigstens zu erklären und zu entschuldigen und wenn ich ihn gegen das, was mich entzückte, zu kalt fand, so überließ ich mich meinem eignen Feuer und ließ dasselbe sich in Ausdrücken ergießen, die meine Großmutter sehr oft durch ihre naive Ueberschwenglichkeit zum Lachen reizten.

Bot sich mir endlich die Gelegenheit dar, eine kleine Beschreibung in meine Erzählung zu verflechten, so ließ ich sie gewiß nicht unbenutzt vorübergehen. Eine trockne Andeutung, ein kurzer Satz im Texte genügte mir; meine Einbildungskraft bemächtigte sich desselben und schmückte ihn aus; ich rief Sonnenschein oder Gewitter zu Hülfe, Blumen und Ruinen, Monumente und Chorgesänge, die Töne der heiligen Flöte oder der jonischen Lyra, den Glanz der Waffen, das Wiehern der Rosse — was weiß ich Alles?— Ich war verteufelt klassisch, aber wenn ich nicht die Kunst besaß, mir eine neue Form zu schaffen, so hatte ich doch das Vergnügen, lebhaft zu fühlen und mit den Augen der Phantasie die Vergangenheit zu überschauen, die sich für mich aufs Neue belebte.

Es ist freilich wahr, daß ich mich nicht immer in dieser poetischen Stimmung befand und daß ich dann, vor jeder Strafe sicher, fast wörtlich aus dem Buche abschrieb, dessen Inhalt ich wieder erzählen sollte. Aber dies geschah nur

in Tagen der Mattigkeit und Zerstreuung und ich entschädigte mich dafür, sobald ich merkte, daß meine Begeisterung wiederkehrte.

Mit der Musik war es fast ebenso. Um mein Gewissen zu beruhigen, nahm ich die trocknen Uebungen durch, die ich der Großmama vorspielen sollte; sobald ich dies aber nur einigermaßen konnte, veränderte ich die Stücke in meiner Weise, schmückte sie aus, veränderte die Formen und improvisirte singend und spielend Musik und Worte, so oft ich sicher war, daß mich Niemand hörte. Gott mag wissen, welchen thörichten musikalischen Ausschweifungen ich mich so überließ, aber ich war dabei außerordentlich froh.

Die Musik, in der ich unterrichtet wurde, begann mich zu langweilen. Ich war nicht mehr unter der Leitung meiner Großmutter; sie bildete sich ein, daß sie mir den Unterricht nicht ertheilen könnte, vielleicht wurde sie auch durch ihre Gesundheit verhindert, mich zu unterweisen — genug, sie erklärte mir nichts mehr und beschränkte sich darauf, mich nach und nach die oberflächlichen Sachen durchspielen zu lassen, die mir mein Lehrer brachte.

Dieser Lehrer war der Organist von La Châtre; gewiß verstand er die Musik, aber er fühlte sie nicht und war nicht sehr gewissenhaft in seinem Unterricht. Er hieß Herr Gayard und hatte ein lächerliches Ansehen und Benehmen. Obwohl er kaum fünfzig Jahr alt war, trug er beständig den festgebundenen Zopf, die „Taubenflügel" und die weiten, eckigen Röcke des ancien régime. Während der Restauration nahmen verschiedene Leute die alten Frisuren und Trachten wieder an, wahrscheinlich um dadurch ihre Anhänglich-

keit an die „guten Principien" zu beweisen; Andere hatten sich nie von dieser Kleidung getrennt und so mochte denn auch Herr Gayard aus würdevoller Gewohnheit dem Puder und den kurzen Hosen treu geblieben sein.

Und doch war es mit seiner Würde ziemlich vorbei, sobald er sich in la Châtre nicht mehr unter den Augen des Pfarrers oder in Nohant in der Nähe meiner Großmutter befand. Er pflegte sich Sonntags gegen zwölf Uhr einzustellen, ließ sich ein reichliches Frühstück serviren, stimmte das Fortepiano und das Klavier, gab mir eine Lection, die zwei Stunden lang währte und ging dann zu den Mägden, mit denen er bis zur Essenszeit tändelte. Beim Diner aß er für Viere und sprach wenig; nachher mußte ich der Großmama ein Stück vorspielen, das er mir mehr eingeübt als erklärt hatte und ehe er fortging, ließ er sich von den Kammerfrauen die Taschen mit Süßigkeiten füllen.

Ich machte scheinbar Fortschritte unter der Leitung dieses Lehrers, aber in Wahrheit lernte ich gar nichts und verlor die Achtung und Liebe für die Musik. Er brachte mir leichte, dumme, sogenannte glänzende Compositionen, aber glücklicherweise schlichen sich, ohne daß er es wußte, zuweilen kleine Edelsteine in diesen Plunder ein: Sonatinen von Steibelt, Sachen von Gluck und Mozart und hübsche Etüden von Clementi und Pleyel. Ein Beweis für mein gesundes, musikalisches Urtheil ist, daß ich immer von selbst herausfand, was der Mühe werth war, gelernt zu werden und daß ich dies mit einem gewissen kindlichen Gefühl vortrug, das meiner Großmutter gefiel, das aber Herr Gayard durchaus

nicht billigte. Sein Anschlag war hart und er spielte taktmäßig fort ohne Nüancen, ohne Färbung und Wärme, alles war regelrecht, fehlerfrei, lärmend, ohne Reiz und ohne Erhabenheit. Dazu hatte er große, häßliche Pfoten, die so behaart, fett und schmutzig waren, daß sie mich anekelten, und seine Person war von einem Geruch umgeben, der theils von Puder, theils von Schmutz herrührte, so daß mir die Stunden unerträglich waren. Meine Großmutter wußte gewiß, daß es ein Lehrer ohne Werth und ohne Seele war; aber sie dachte, daß mir eine Fingerübung nöthig wäre und da ihre Hände mehr und mehr lahm wurden, gab sie mir Herrn Gayard zur mechanischen Uebung. Herr Gayard ließ mich auch wirklich die Finger rühren und sehr viel Noten lesen, aber er lehrte mich nichts. Er hat nie verlangt, daß ich mir Rechenschaft gäbe von der Tonart, in welcher das Stück geschrieben war, das ich spielte oder von dem Tempo desselben und noch viel weniger von dem Gefühl oder dem musikalischen Gedanken. Ich mußte das Alles selbst errathen, denn ich hatte leider die Regeln vergessen, die mir die Großmama in so klarer Weise gegeben hatte und an die mich zu erinnern die Aufgabe des Lehrers gewesen wäre; aber so wendete ich sie nur noch instinktmäßig an, ohne zu wissen, was ich that. Wenn ich einen Fehler machte, überschüttete mich Herr Gayard mit Wortspielen und Dummheiten, welche die Stelle der Kritik vertraten. „So ging ich zu Werke, als man mich das letzte Mal hinter die Thür stellte," sagte er; oder er hatte Sprüche in Schülerlatein, wie:

„Aspice Pierrot perdu,
Quod fa dièse n'a pas rendu."

Und so ging es die ganze Stunde fort, wenn er nicht etwa vorzog am Ofen zu schlafen oder im Zimmer auf und ab zu gehen, indem er Pflaumen oder Nüsse aß — denn er aß beständig und kümmerte sich wenig um andere Dinge.

Vom Gesang war nicht die Rede und doch hatte ich dafür die größte Neigung und den größten Beruf. Es gewährte mir eine außerordentliche Erleichterung in Prosa oder ungereimten Versen Recitative oder Fragmente lyrischer Melodien zu improvisiren und es schien mir, als wäre der Gesang die mir angemessenste Weise, meine Gefühle und Gemüthsbewegungen auszudrücken. Wenn ich allein im Garten war, besang ich so zu sagen alle meine Handlungen: „Rolle, rolle kleiner Wagen! sprießet, sprießet, kleine Gräser, die ich begieße! kommt auf meine Blumen, ihr hübschen Schmetterlinge!“ u. s. w. und wenn ich traurig war, wenn ich an mein entferntes Mütterchen dachte, waren es endlose Klagelieder in Molltönen, die nach und nach meinen Kummer einschläferten oder Thränen hervorriefen, durch die ich mich erleichtert fühlte. Ich sang dann: „Hörst Du mich, Mutter? ich seufze und weine“ u. s. w. Als ich etwa zwölf Jahr alt war, machte ich den Versuch etwas zu schreiben, aber dies währte nur kurze Zeit. Ich entwarf mehrere Schilderungen: eine der Vallée noire, gesehen von einer Stelle, die ich oft und gern besuchte, und dann die Beschreibung einer Mondscheinnacht im Sommer. Dies ist Alles, worauf ich mich besinne; meine Großmutter hatte die Güte, Jedem, der es hören wollte, diese Versuche als Meisterwerke zu schildern. Nach Allem, was ich noch davon weiß, verdienten sie freilich nur als Makulatur ver-

braucht zu werden*); aber mit größerer Freude erinnere ich mich, daß ich trotz den unvorsichtigen Lobeserhebungen meiner Großmutter nicht durch meinen kleinen Erfolg berauscht wurde. Ich hatte schon damals das Gefühl, das mir immer geblieben ist, daß nämlich keine Kunst den Reiz und die Frische des Eindrucks wiederzugeben vermag, den die Schönheiten der Natur hervorbringen, sowie auch kein Ausdruck im Stande ist, die Kraft und Fülle unserer innern Gefühlswelt auszusprechen. Es ist ein Etwas in unserer Seele, das über jede Form erhaben ist; der Enthusiasmus, die Träumerei, die Leidenschaft, der Schmerz, haben keinen genügenden Ausdruck im Gebiete der Kunst, welcher Zweig derselben und welcher Künstler es auch immer sein mag. Ich bitte die großen Meister um Verzeihung! ich verehre und ich liebe sie, aber sie haben mir nie zu geben vermocht, was mir die Natur gab, was ich selbst tausend Mal umsonst versucht habe, Andern mitzutheilen.

Die Kunst erscheint mir als ein ewig unbefriedigtes, ewig unzulängliches Bestreben — sowie jede andere menschliche Bethätigung. Zu unserm Unglück besitzen wir das Gefühl des Unendlichen und alle unsere Ausdrucksweisen sind in schnell erreichte Grenzen eingeengt; das Gefühl selbst ist durchaus unbestimmt und die Entzückungen, die es uns gewährt, sind eine Art von Qual.

Die moderne Kunst hat diese Qual der Ohnmacht tief gefühlt und hat gesucht ihre Mittel in der Literatur, wie in der

*) Unter andern Metaphern befand sich darin ein Mond, „der in seinem Silberschiffchen sitzend, die Wolken durchfurchte."

Musik und in der Malerei zu erweitern. Die Kunst hat in den neuen Formen der Romantik eine neue Macht des Ausdrucks zu finden geglaubt und vielleicht hat die Kunst dadurch gewonnen, aber die menschliche Seele erhöht ihre Eigenschaften nur beziehungsweise und der Durst nach Vollkommenheit, das Bedürfniß des Unendlichen, bleiben dieselben, ewig fortstrebend, ewig ungesättigt. Für mich ist dies ein unwiderleglicher Beweis für das Dasein Gottes. Wir haben ein unauslöschliches Verlangen nach dem idealisch Schönen; dies Verlangen hat also ein Ziel, dies Ziel ist aber uns für jetzt unerreichbar — dieses Ziel ist das Unendliche — es ist die Gottheit.

Die Kunst ist also der mehr oder weniger glückliche Versuch, Erregungen zu bekunden, die niemals vollkommen ausgedrückt zu werden vermögen und die an und für sich jedem Ausdruck überlegen sind. Indem die Romantik die Mittel der Darstellung vermehrte, hat sie die Grenzen der menschlichen Begabung nicht zu erweitern vermocht: ein Strom von Worten, eine Fluth von Noten und die brennendsten Farben drücken nicht mehr aus, als eine naive, ursprüngliche Form. Ich mag thun, was ich will, ich habe das Unglück in Worten und Tönen nichts von dem zu finden, was im Sonnenstrahl liegt, oder im Murmeln des Windes.

Und doch hat die Kunst erhabene Offenbarungen und ich könnte nicht leben, ohne sie beständig aufzusuchen. Aber je größer und schöner diese Offenbarungen sind, um so mehr wecken und nähren sie in mir den Durst nach einem Etwas, das noch besser und größer ist und das mir Niemand giebt, und das ich selbst nicht zu geben vermag, weil wir zur

Darstellung dieses Bessern und Größern eines Ausdrucks bedürften, den der Mensch wahrscheinlich niemals findet.

Ich komme darauf zurück, deutlicher und positiver auszusprechen, daß mich nichts von dem, was ich geschrieben habe, jemals befriedigt hat; meine ersten Versuche im zwölften Jahre eben so wenig, wie die literarischen Arbeiten meines Alters. Darin liegt aber durchaus keine Bescheidenheit, denn jedesmal, wenn ich einen neuen Vorwurf der Kunst entdeckt und empfunden habe, habe ich voller Naivetät gehofft und geglaubt, daß ich es ausdrücken würde, wie ich es gefühlt hatte. Dann bin ich mit Eifer ans Werk gegangen, habe meine Aufgabe zuweilen mit inniger Freude vollendet und habe mir gesagt, wenn ich die letzte Seite erreichte: „O, dieses Mal ist es mir gelungen!“ Aber ach! sobald ich die Probebogen überlas, mußte ich mir gestehen: „Es ist wieder nicht das, was ich geträumt und gefühlt und ganz anders geschaffen habe; es gibt nicht das volle Leben wieder, es sagt zu viel und sagt doch nicht genug —“ und wäre die Arbeit nicht bereits immer Eigenthum eines Verlegers gewesen, so hätte ich sie bei Seite gelegt, um sie umzuformen und hätte sie vergessen, um einen neuen Versuch mit einem neuen Werke zu machen.

So fühlte ich denn schon bei meinem ersten literarischen Probestücke, daß ich tief unter meiner Aufgabe stand und daß meine Worte und Phrasen den Gegenstand der Schilderung für mich selbst verdarben. Meiner Mutter wurde eine der Beschreibungen gesendet, damit sie sehen sollte, wie klug und geschickt ich geworden wäre; aber sie schrieb mir: „Ueber Deine schönen Redensarten habe ich sehr gelacht;

ich hoffe, daß Du Dir nicht angewöhnst, so zu sprechen." Uebrigens fühlte ich mich durch diese Aufnahme meiner poetischen Phantasien nicht verletzt; ich fand, daß sie ganz recht hatte und gab ihr zur Antwort: „Sei ruhig, mein Mütterchen, ich will nicht pedantisch werden, und wenn ich Dir zu sagen wünsche, daß ich Dich liebe und verehre, will ich es Dir immer so einfach sagen, wie ich es hier eben gethan habe."

Das Schreiben hörte nun also auf, aber das Bedürfniß zu erfinden und zu schaffen, quälte mich immerfort. Ich bedurfte einer Welt der Phantasien und ich hörte niemals auf, mich mit denselben zu beschäftigen. Sie umgaben mich überall, auf meinen Spaziergängen und in meinen Grübeleien, im Garten, im Felde, im Bette, ehe ich einschlief und sobald ich erwachte. So lange ich lebe, hat sich beständig ein Roman in meinem Kopfe entwickelt, dem ich einen längern oder kürzern Abschnitt zufügte, sobald ich allein war, und für welchen ich ohne Aufhören Materialien zusammentrug. Aber wird es mir möglich sein, von dieser Art des Schaffens einen Begriff zu geben? Sie ist verloren gegangen und ich werde mich immer nach ihr zurücksehnen, denn sie ist die einzige Art und Weise, die jemals meinen Phantasien entsprach.

Ich würde die Geschichte dieser Phantasien nicht weiter verfolgen, wenn ich dieselben für eine mir eigenthümliche Sonderbarkeit ansähe. Meine Leser werden schon bemerkt haben, daß es mir viel mehr darauf ankommt, sie in ihr eigenes Leben, in das aller Menschen, zurückzuführen, als sie für mein persönliches Geschick zu interessiren. Aber ich

glaube, daß die Geschichte meines Geisteslebens die Geschichte der Generation ist, zu welcher ich gehöre, und daß es Niemand unter uns giebt, der nicht in seiner Jugend einen Roman oder ein Gedicht geschaffen hätte.

Ich war fünf und zwanzig Jahr alt, als ich meinen Bruder, den ich viel schreiben sah, fragte, was er eigentlich thue. „Ich versuche einen Roman zu schreiben," entgegnete er, „welcher der Tendenz nach moralisch, der Form nach komisch ist; aber ich verstehe es nicht zu machen — ich glaube, Du könntest ordnen, was ich entwerfe." Er theilte mir nun seinen Plan mit, ich fand ihn zu skeptisch und die Details waren mir widerwärtig. Ich fragte ihn, seit wann er sich mit diesem Project, einen Roman zu schreiben, herumtrage. „Ich habe den Gedanken immer gehabt," sagte er; „er begeistert mich, wenn ich träume und ergötzt mich zuweilen so, daß ich laut auflache, wenn ich allein bin, aber wenn ich die Gedanken ordnen will, weiß ich weder Anfang noch Ende zu finden. Es wird Alles unklar unter der Feder — der Ausdruck mangelt mir — ich werde ungeduldig, die Sache überdrüssig, ich verbrenne, was ich geschrieben habe und bin nun für ein paar Tage fertig damit. Aber bald kehrt es zurück wie ein Fieber, ich denke Tag und Nacht daran und muß es aufkritzeln, um es immer wieder zu verbrennen."

„Du hast Unrecht, Deine Phantasien in eine gewisse Form, in einen regelrechten Plan bringen zu wollen," sagte ich; „siehst Du denn nicht, daß Du ihnen Gewalt anthust und daß Du sie ewig regsam, lachend und fruchtbar in Dir tragen würdest, wenn Du darauf verzichtetest, sie auszusprechen?

Warum machst Du es nicht wie ich, ich habe mir nie die Idee meiner Schöpfung verdorben, indem ich sie zu formuliren suchte."

„Ah, es ist also eine Krankheit, die in unserm Blute liegt," entgegnete er, „Du arbeitest also auch im Leeren — Du träumst wie ich und hast es mir niemals gesagt." Ich war ärgerlich, mich verrathen zu haben, aber es war zu spät, um einzuhalten. Hyppolit hatte, indem er mir sein Geheimniß anvertraute, ein Recht auf das meinige erworben, und ich erzählte ihm, was hier folgt.

Seit frühester Kindheit fühlte ich das Bedürfniß, mir eine innere Welt nach meiner Weise zu schaffen, eine phantastische, poetische Welt, die nach und nach zu einer religiösen oder philosophischen, d. h. zu einer Welt des Geistes oder des Gefühls wurde. Im Alter von elf Jahren las ich die Iliade und das befreite Jerusalem. Ach wie kurz fand ich sie, wie betrübt war ich, als ich zur letzten Seite kam! Ich wurde traurig und krank vor Kummer, daß sie so bald zu Ende waren. Ich wußte nicht, was ich thun sollte und konnte nichts mehr lesen; ich vermochte nicht, dem einen Gedichte den Vorzug vor dem andern einzuräumen. Allerdings begriff ich, daß Homer größer, schöner und einfacher sei, aber Tasso interessirte mich mehr und regte mich mehr an — er ist romantischer und war passender für meine Zeit und mein Geschlecht. Es gab Situationen, von denen ich gewünscht hätte, daß der Dichter mich nie herausführe, z. B. wo sich Herminia bei den Schäfern befindet, oder wo Clorinde die Olinde und Sofronie vom Scheiterhaufen rettet. Welche zauberische Bilder rollten sich vor mir auf! Ich

bemächtigte mich der Situationen und versetzte mich, um so zu sagen, selbst hinein. Die Personen wurden die meinigen, ich ließ sie handeln und sprechen und veränderte nach Belieben die Reihenfolge ihrer Abenteuer, nicht etwa, weil ich es besser zu machen glaubte als der Dichter, sondern weil die verliebten Träumereien mich störten und weil ich die Gestalten so haben wollte, wie ich sie fühlte, nämlich ausschließlich für Religion, Krieg oder Freundschaft enthusiasmirt. Ich zog die muthige Clorinde der schüchternen Herminia vor, ihr Tod und ihre Taufe erhoben sie in meinen Augen zur göttlichen Gestalt. Ich haßte Armide und verachtete Renaud. Bei der Kriegerin und Zauberin fühlte ich unbestimmt, was Montaigne von Bradamante und Angelika in Ariost's Gedicht sagt: „Die Eine von ungekünstelter Schönheit, thätig und großherzig, nicht männlich, aber muthig; die Andere von weichlicher, zarter, künstlicher Schönheit; die eine als Knabe gekleidet, einen glänzenden Helm auf dem Haupte; die Andere als Mädchen, mit perlenbesetztem Kopfschmuck."

Aber über diesen Romanfiguren schwebte der christliche Himmel, wie über der Iliade die Götter des Heidenthums und durch die Poesie dieser Symbole wurde in mir, wenn auch nicht das Bedürfniß eines bestimmten Glaubens, doch das Bedürfniß des religiösen Gefühls rege und bemächtigte sich meines Herzens. Da man mich in keiner Religion unterrichtete, ich aber bemerkte, daß ich eine brauchte, so versuchte ich, mir eine zu schaffen.

Ich arrangirte das sehr geheim in mir selbst; Religion und Roman sproßten zugleich in meiner Seele. Ich habe

gesagt, daß die romantischsten Geister zugleich die positivsten sind, und obgleich dieser Ausdruck paradox scheint, bleibe ich doch dabei. Die Neigung zur Romantik ist die Neigung zum Idealen. Alles, was in der gemeinen Wirklichkeit den Aufschwung der Seele hemmt, wird von diesen, von ihrem Gesichtspunkte aus sehr logischen Geistern bei Seite geschoben und nicht beachtet. Die ersten Christen und die Anhänger aller Secten, die den Christianismus wörtlich nahmen, waren romantische Geister von strenger absoluter Logik — ich bezweifle, daß man das Gegentheil beweisen kann.

Ich, das träumerische, reine, einsame, sich selbst überlassene Kind, das ein Ideal suchte, konnte keine Welt, kein idealisirtes Menschenthum träumen, ohne einen Gott, das Ideal selbst. Der große Schöpfer Jehova, das große Verhängniß Jupiter, standen mir nicht nahe genug. Ich sah wohl den Zusammenhang dieser höchsten Macht mit der Natur, aber ich fühlte diesen Zusammenhang mit der Menschheit nicht deutlich genug — und ich that, was die Menschheit vor mir gethan hatte, ich suchte einen Mittler, einen Gott-Menschen, einen göttlichen Freund von unserem unglücklichen Geschlechte.

Homer und Tasso, welche die christliche und heidnische Poesie meiner ersten Lektüre gekrönt hatten, zeigten mir so viele erhabene oder schreckliche Gottheiten, daß die Wahl mich in große Verlegenheit brachte. Man bereitete mich zur ersten Communion vor und ich wußte nicht das Geringste vom Katechismus. Das Evangelium und das göttliche Drama von dem Leben und dem Tode Jesu, preßte mir im Geheimen Ströme von Thränen aus, die ich verbarg, weil ich fürch-

tete, meine Großmutter möchte mich verspotten. Jetzt weiß ich gewiß, daß sie es nicht gethan hätte, aber dies Unterlassen jeder Einmischung in meinen Glauben, das sie sich zum Gesetz gemacht zu haben schien, stürzte mich in Zweifel und vielleicht war es nur die Folge des ewigen Hanges zur Verheimlichung meiner innersten Gefühle, daß ich der Leitung entbehren mußte. Da meine Großmutter sah, daß ich die Dogmen las und auswendig lernte, ohne die geringste Bemerkung zu machen, glaubte sie vielleicht in mir ein leeres Blatt zu finden, wenn sie mich von ihrem Standpunkt aus unterrichten würde, aber sie irrte sich. Das Kind ist nie ein leeres Blatt. Es erklärt, fragt sich selbst, zweifelt und sucht und wenn man ihm nichts giebt, um sich ein Haus davon zu bauen, so macht es sich ein Nest von den Strohhalmen, die es sammeln kann.

So ging es mir. Da meine Großmutter nur eine Sorge gehabt hatte, nämlich die, meine abergläubischen Neigungen zu bekämpfen, so konnte ich nicht an Wunder und eben so wenig an die Göttlichkeit Jesu glauben. Trotz alledem aber liebte ich diese Göttlichkeit und sagte mir: „Da jede Religion Erdichtung ist, so will ich mir einen Roman machen, der Religion, und eine Religion, die Roman ist. Ich glaube nicht an meine Romane, aber sie machen mich so glücklich, als ob ich daran glaubte — und überdies, wenn es mir von Zeit zu Zeit begegnet, daß ich daran glaube, so wird es Niemand erfahren und mich in meinen Illusionen stören können, durch den Beweis, daß ich träume.“

Und siehe da, wenn ich Nachts träumte, erschien mir eine Gestalt und ein Name. Der Name hatte, soviel ich

weiß, keine Bedeutung; es war eine zufällige Vereinigung von Sylben, wie sie sich im Traume bildet. Mein Phantasiegebilde hieß Corambé und hat diesen Namen behalten. Er gab den Titel meines Romans und wurde der Gott meiner Religion.

Wenn ich anfange von Corambé zu sprechen, so beginne ich nicht allein die Erzählung meines poetischen Lebens, das dieser Typus so lange ausgefüllt hat, sondern auch die meines sittlichen Lebens, das mit dem erstern eins ist. Corambé war, um die Wahrheit zu sagen, nicht eine einfache Romanfigur, sondern die Gestalt, die mein religiöses Ideal angenommen hatte und lange Zeit behielt.

Von allen Religionen, die man mir als reines einfaches Studium der Geschichte vorführte, ohne mich zu veranlassen, eine davon als die meinige anzuerkennen, befriedigte mich in der That nicht eine einzige vollständig, jede aber besaß einige mich anziehende Punkte. Jesus Christus stand als Urbild der höchsten Vollkommenheit über allen Andern, aber die Religion, die mir im Namen Jesu verbot, die andern Philosophen, die andern Götter und die Heiligen des Alterthums zu lieben, bedrückte und erstickte mich, die Iliade und das befreite Jerusalem gehörten zu meiner Fiction. Corambé gestaltete sich ganz von selbst in meinem Gehirn. Er war rein und barmherzig wie Jesus und strahlend und schön wie Gabriel, aber er empfing auch etwas von der Grazie der Nymphen und der Poesie des Orpheus. Er hatte also weniger strenge Formen als der Gott der Christen und war geistiger als die Götter Homer's; auch mußte er sich zuweilen, um vollkommen zu werden, in eine Frau verwandeln, denn

das, was ich bis jetzt am meisten geliebt, am besten verstanden hatte, war eine Frau, war meine Mutter. Er erschien mir also oft als Weib — er gehörte, mit einem Worte, zu keinem Geschlechte und nahm alle möglichen verschiedenen Gestalten an.

Ich liebte viele der heidnischen Göttinnen; die weise Pallas, die keusche Diana, Iris, Hebe, Flora; die Musen, die Nymphen waren reizende Wesen, die ich mir durch das Christenthum nicht rauben lassen wollte. Corambé mußte alle Attribute geistiger und körperlicher Schönheit besitzen: die Gabe der Beredtsamkeit, den allmächtigen Reiz der Künste, besonders aber den Zauber der musikalischen Improvisation; ich wollte ihn lieben wie einen Freund, wie eine Schwester und zu gleicher Zeit verehren, wie einen Gott. Ich wollte ihn nicht fürchten und darum wünschte ich, daß er einige unserer Irrthümer und Schwächen hätte.

Ich suchte nach solchen, die sich mit seiner Vollkommenheit vereinigen ließen und fand Uebermaß in der Duldsamkeit und Güte. Dies gefiel mir ganz besonders und das Dasein Corambé's, das sich vor meiner Phantasie entrollte (ich wage nicht zu sagen, auf meinen Willen, denn diese Träume schienen sich ganz von selbst zu gestalten), zeigte nur eine Reihe von Prüfungen, Leiden, Verfolgungen und Martern. Ich theilte das Ganze in Bücher oder Gesänge, je nach den verschiedenen Phasen im Menschenleben meines Ideals, das, sobald es die Erde berührte, die Gestalt eines Mannes oder Weibes annahm. Zuweilen verlängerte auch der höchste und allmächtige Gott, dessen himmlischer Statthalter über das Reich des Geistes er auf Erden war, seine

Verbannung unter die Menschen, um die übergroße Liebe und Barmherzigkeit zu strafen, die er für uns hatte.

In jedem dieser Gesänge (ich glaube, mein Gedicht hatte wenigstens tausend, ohne daß ich je versucht gewesen wäre, eine Zeile davon aufzuschreiben) gruppirte sich um Corambé eine Welt von neuen Figuren. Sie waren alle gut, allerdings gab es auch schlechte, aber man sah sie niemals (ich wollte sie nicht erscheinen lassen) und ihre Bosheit und Thorheit wurde nur durch Gemälde des Unglücks und der Verzweiflung bemerklich. Corambé tröstete und half ohne Aufhören. Ich sah ihn in herrlichen Gegenden, umgeben von melancholischen und zarten Wesen, die sein Wort und sein Gesang entzückte, wie er die Erzählung ihrer Leiden anhörte und sie durch die Tugend zum Glücke führte.

Anfänglich gab ich mir Rechenschaft über diese Art geistiger Arbeit, nach kurzer Zeit aber, ja schon nach wenigen Tagen, denn die Tage zählen in der Kindheit dreifach, fühlte ich, daß ich nicht mein Sujet, sondern daß mein Sujet mich beherrschte. Die Träumerei wurde zur Sinnentäuschung, die sich so oft wiederholte und so vollständig war, daß ich mich der wirklichen Welt entrückt fühlte.

Uebrigens paßte sich die wirkliche Welt meinen Phantasien an. Sie formte sich nach meinem Bedürfnisse. Wir, mein Bruder Liset und ich, hatten mehrere Freunde, Knaben und Mädchen, die wir oft aufsuchten, um mit ihnen zu spielen, zu springen, zu klettern und umherzustreifen. Ich meinestheils ging am liebsten zu den Töchtern eines unsrer Pächter, Marie und Solange, die ein wenig jünger und dem Charakter nach kindlicher waren als ich. Ich lief fast täglich

in meinen Freistunden, von zwölf bis zwei Uhr, nach dem Pachthofe, wo ich meine jungen Freundinnen beschäftigt fand, ihre Lämmer zu pflegen, oder die im Gesträuch versteckten Eier ihrer Hühner aufzusuchen, oder Früchte im Obstgarten zu pflücken oder die Schafe zu hüten, oder Laub für den Winter zu sammeln, je nach der Jahreszeit. Ich fand sie immer bei der Arbeit und half ihnen eifrig, um das Vergnügen haben zu können, bei ihnen zu sein. Marie war ein sehr artiges und einfaches Kind, die jüngere Solange aber war ziemlich eigenwillig und wir gaben allen ihren Einfällen nach. Meine Großmutter fand es sehr zweckmäßig, daß ich mir auf diese Weise Bewegung verschaffte, aber sie meinte, daß ich, die ich so schöne Beschreibungen machen könnte und den Mond in ein „silbernes Schiffchen" setzte, nicht so viel Vergnügen an dem Umgange mit diesen kleinen schmutzigen Bäuerinnen und an ihren Putern und Ziegen finden müsse.

Ich verschwieg aber das Geheimniß dieses Vergnügens sorgfältig. Der Obstgarten, in dem ich einen Theil des Tages zubrachte, war reizend (er ist es noch) und dort wurde mein Roman immer am vollständigsten. Obgleich der Garten an und für sich hübsch genug war, gewann er doch in meinen Augen ein anderes Ansehen. Meine Einbildungskraft machte aus einem drei Fuß hohen Sandhaufen einen Berg, aus einigen Bäumen einen Wald, aus dem Fußpfade, der vom Hause nach der Wiese führte, den Weg zum Ende der Erde; der von alten Weiden umgebene Sumpf wurde, je nach Belieben, zum Abgrunde oder zum See. Ich sah, was meine Personen thaten — ich sah sie zusammengehen oder allein träumend dahin wandeln, oder im Schatten

schlafen, oder im Paradiese meiner Träume tanzen und singen. Die Plaudereien von Marie und Solange störten mich durchaus nicht. Ihre Naivetät, ihre ländliche Beschäftigung unterbrachen die Harmonie meiner Phantasie-Gemälde nicht. Ich sah in ihnen nur zwei kleine, als Bäuerinnen verkleidete Nymphen, die Alles für die Ankunft Corambé's vorbereiteten, der eines Tages kommen und ihnen die ursprüngliche Gestalt und ihre eigentliche Bestimmung wiedergeben sollte.

Wenn es ihnen indessen gelang, mich zu zerstreuen, wenn die Phantome verschwanden, so war ich darüber nicht ärgerlich, denn ich amüsirte mich mit ihnen auf eigene Rechnung. Ihre Eltern zeigten sich, wenn ich da war, sehr nachsichtig in Bezug auf die verlorene Zeit und oft ließen wir Spindel und Schafe und Körbe im Stiche, um auf die Bäume zu klettern oder uns von der Höhe der Garbenhaufen herabzustürzen, die in der Scheune aufgeschichtet waren, ein Spiel, das ich, wie ich gestehe, noch lieben würde, wenn ich noch den Muth dazu hätte.

Diese wilde Bewegung und berauschende Lust ließen mir dann das Zurücksinken in meine Träumereien nur um so angenehmer erscheinen, und mein physisch angeregtes Gehirn war dann nur um so reicher an Bildern und Phantasien. Ich fühlte das und ließ es nicht daran fehlen.

Ein anderer Gegenstand der Freundschaft, zu dem ich mich indessen weniger hingezogen fühlte als mein Bruder, war ein Schweinehirt Namens Plaisir. Ich habe immer Furcht vor Schweinen gehabt, aber dennoch, oder vielleicht

gerade deshalb flößte mir Plaisir, der eine große Gewalt über die häßlichen und dummen Thiere hatte, Respect und Furcht ein. Man weiß, daß eine Heerde Schweine eine ziemlich gefährliche Gesellschaft ist. Die Thiere besitzen einen seltsamen Trieb des Zusammenhaltens unter sich. Beleidigt man ein einzelnes, so stößt es einen eigenthümlichen Schrei aus, der die andern augenblicklich zusammenruft. Sie bilden dann geschlossene Reihen, stürzen sich auf den gemeinschaftlichen Feind und zwingen ihn, Rettung auf einem Baume zu suchen, denn es ist nicht möglich, durch Laufen zu entkommen, da das magere Schwein, gleich dem wilden, die schnellsten und unermüdlichsten Beine hat.

Ich war also inmitten dieser Thiere auf dem Felde nicht ganz ohne Furcht und habe diese Schwäche auch durch Gewohnheit nicht besiegen können. Aber Plaisir fürchtete sie so wenig und beherrschte die, mit denen er es zu thun hatte, so vollkommen, daß er ihnen die Kernbohnen und Knollenfrüchte, die sich in unsern Aeckern fanden, vor der Nase wegnahm, und ich gab mir Mühe mich in seiner Nähe von der Aengstlichkeit zu heilen. Das schrecklichste Thier seiner Heerde war dasjenige, das unsere Hirten den „Cadi“ zu nennen pflegen, und das, da es zur Fortpflanzung der Race bestimmt ist, zuweilen eine außerordentliche Größe und Kraft besitzt. Er hatte es so bezwungen, daß er es mit einer Art wilder und burlesker Meisterschaft ritt.

Walter Scott hat nicht verschmäht, einen Schweinehirten in Ivanhoe, einem seiner schönsten Romane, einzuführen, er hätte aus Plaisir viel machen können. Plaisir war ein ganz ursprüngliches, mit allen für seine Stellung nöthigen

Talenten begabtes Wesen. Er tödtete mit großer Geschicklichkeit Vögel mit Steinwürfen und übte sich in dieser Kunst besonders an den Krähen und Elstern, die sich im Winter bei den Schweineheerden niederließen. Sie hielten sich in der Nähe der Thiere auf, um aus den Erdklößen, die diese mit den Rüsseln aufwarfen, Würmer und keimenden Samen zu suchen. Es gab dabei oft Streit zwischen den zanksüchtigen Vögeln; der, welcher die Beute gefaßt hatte, hüpfte auf ein Schwein, um sie mit Bequemlichkeit zu verzehren, die andern folgten, um sie ihm zu entreißen und der Rücken des fühllosen und gleichmüthigen Vierfüßlers wurde der Schauplatz der hartnäckigsten Kämpfe. Zuweilen nahmen die Vögel auch Platz auf dem Rücken der Thiere, um sich zu wärmen und die Arbeit, von der sie profitiren wollten, besser beobachten zu können. Ich habe oft eine alte graue Elster auf einem Beine nachdenklich und melancholisch auf einem Schweine stehen sehen, das die Erde aufwühlte und durch seine Anstrengungen Erschütterungen hervorbrachte, welche die Elster störten und ungeduldig machten und die sie endlich mit ihrem Schnabel bestrafte.

In dieser wilden Gesellschaft brachte Plaisir sein Leben zu. Er war zu jeder Jahreszeit mit einer Blouse und Pantalons von Hanfleinwand bekleidet, die wie seine Hände und nackten Füße, die Farbe und Härte der Erde angenommen hatten. Er lebte, wie seine Heerde, von Wurzeln, die er aus der Erde grub. Wenn er mit seinem dreieckigen Eisen, dem Scepter der Schweinehirten, bewaffnet, das sie gebrauchen, um die Erde zu durchwühlen, in einer Grube lag oder unter den Büschen hinkroch, um Schlangen und Wiesel zu

verfolgen, während die bleiche Wintersonne die mit Reif überzogene und von der Heerde durchfurchte Ebene überstrahlte, erschien er mir wie der Gnom des Erdreichs, wie ein dämonisches Mittelding zwischen Mensch und Währwolf, zwischen Thier und Pflanze.

Der Graben am Rande des Feldes, auf welchem wir Plaisir einen ganzen Sommer lang fanden, war mit einer üppigen Vegetation bedeckt. Unter den überhängenden Zweigen der alten Ulmen und den verschlungenen Ranken der Dornenbüsche, konnten wir Kinder im Schatten gehen und fanden hier und da trockene, sandige Vertiefungen, mit Moos und verdorrtem Grase eingefaßt, die uns vor Kälte und Regen Schutz gewährten. Diese Schlupfwinkel gefielen mir sehr, besonders wenn ich mich allein darin befand und wenn die Rothkehlchen und Zaunkönige, die meine Unbeweglichkeit ermuthigte, neugierig herbeikamen, um mich zu betrachten. Es machte mir Freude, mich unbemerkt unter die natürlichen Laubengänge der Hecken zu schleichen und es kam mir vor, als träte ich auf diese Weise in das Reich der Erdgeister ein. Auch für meinen Roman fand ich hier köstliche Nahrung. Corambé stellte sich ein, in Gestalt eines Schweinehirten, wie Apollo bei dem Könige Admet; er war arm und staubbedeckt wie Plaisir, aber sein Gesicht war anders und erglänzte zuweilen in dem geistigen Strahl, an welchem ich den verbannten Gott erkannte, der hier zu niedrigen, elenden Arbeiten verurtheilt war. Der Cadi erschien mir wie ein böser Geist, der in Corambé's Nähe gebannt, aber durch den unwiderstehlichen Einfluß der Geduld und Güte trotz seiner Bosheit bezwungen war. Die kleinen

Vögel in den Gebüschen waren Sylphen, die meinen Helden in ihrer lieblichen Sprache trösteten und beklagten und er selbst, der arme, freiwillige Dulder, lächelte trotz seiner Lumpen. Er vertraute mir, daß er für die Sünden eines Andern büße, und daß seine Erniedrigung bestimmt wäre, die Seele eines Menschen zu erlösen, der sich der Verschwendung oder der Trägheit schuldig gemacht hätte.

In diesem schattigen Graben sah ich auch eine mythologische Persönlichkeit erscheinen, die in meiner Kindheit einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Es war der alte Demogorgon, der Geist, aus dem Innern der Erde, jener „kleine, schmutzige Greis, der bleich und hager, mit Moos bedeckt, im Schooße der Erde lebt.“ — Er war mir in dieser Weise von meinem alten mythologischen Handbuche geschildert, das überdies die Versicherung gab, Demogorgon langweile sich sehr in dieser Einsamkeit. Nun war ich zwar früher auf den Einfall gekommen, ein großes Loch zu graben, um ihn wo möglich zu befreien, aber als ich anfing mich mit Corambé zu beschäftigen, glaubte ich nicht mehr an die heidnischen Fabeln und Demogorgon war nur noch ein phantastisches Gebilde in meinem Roman. Ich rief ihn herbei, um ihn an Corambé's Unterhaltung Theil nehmen zu lassen und dieser erzählte ihm vom Unglücke der Menschen und versöhnte ihn mit dem Geschick, das ihn verurtheilte unter den verborgenen Ueberresten früherer Schöpfungsperioden zu leben.

Nach und nach erfüllten mich die Phantasien, denen ich nachhing, mit solcher Ueberzeugung, daß ich das Bedürfniß empfand, mir eine Art von Kultus zu schaffen. Es gelang mir beinah einen Monat lang, mich während der Freistunden

jeder Aufsicht zu entziehen und mich so unsichtbar zu machen, daß Niemand im Stande gewesen wäre, meinen Aufenthalt anzugeben; nicht einmal Rose, die mich doch selten in Ruhe ließ, ja nicht einmal Liset, der mir überall folgte, wie ein kleiner Hund.

Mein Plan war nämlich, einen Altar für Corambé zu errichten. Zuerst war mir die Muschelgrotte eingefallen, die noch existirte, obwohl sie vernachlässigt und verfallen war. Aber der Weg dorthin war noch immer zu bekannt und wurde zu viel betreten, dagegen bot das Gehölz im Garten hier und da ein fast undurchdringliches Dickicht dar. Die jungen Bäume hatten das Gestrüpp der Weißdornen und Weiden, das zu ihren Füßen wuchs, noch nicht erstickt und so schoß es üppig und in dichten Reihen auf, wie das Gras der Wiesen; viele dieser Gebüsche, an denen sich die Hecken hinzogen, wurden nie betreten und so lange die Bäume belaubt waren, blieben sie auch für das Auge undurchdringlich. Ich suchte mir das dichteste dieser Bosquets, schlüpfte zwischen den Zweigen durch und wählte mir in seinem Schooße den passenden Platz und dieser fand sich, als wenn er für mich bereitet wäre. In der Mitte des Dickichts erhoben sich die Ahornbäume, die einer Wurzel entsprossen waren und deren Schatten kein Gestrüpp an ihrem Fuße aufkommen ließ. Aber ringsumher bildete das Gebüsch eine grüne Laube, der Boden war mit köstlichem Moose bedeckt, wohin man auch blickte, nirgend konnte das Auge auch nur zwei Schritte weit durch die Zweige dringen und so war ich hier eben so abgeschlossen und allein, wie in einem Urwalde, obwohl sich kaum dreißig oder vierzig Schritte von mir die Wege des

Gartens hinschlängelten, auf denen Menschen hin und wieder gingen, ohne mein Versteck zu errathen.

Es handelte sich nun darum, den Tempel, den ich entdeckt hatte, auf meine Weise zu schmücken und ich ging dabei zu Werk, wie ich von meiner Mutter gelernt hatte. Ich begann schöne Steine, verschiedenartige Muscheln und frisches Moos zu suchen. Dann errichtete ich, am Fuße des größten Baumes, eine Art von Altar und hing einen Kranz darüber auf, der wie ein Kronleuchter mit Ketten von weißen und rosafarbenen Muscheln an den Zweigen des Ahorn befestigt war. Dann beschnitt ich die Büsche, um der kleinen Rotunde eine regelmäßige Form zu geben und durchflocht die Zweige mit Epheu und Moos, so daß ich eine Art von Kolonnade mit Arkaden hervorbrachte, von denen kleine Kränze, Vogelnester und große Muscheln als Lampen niederhingen u. s. w., und das Alles erschien mir so wunderhübsch, daß ich aufs Höchste entzückt davon war und mich auch Nachts in meinen Träumen damit beschäftigte.

Dies Alles war mit der größten Vorsicht ausgeführt. Man sah wohl, daß ich das Bosquet durchstreifte, Vogelnester und Muscheln suchte; aber ich that, als ob ich alle diese Schätze nur aus Langerweile zusammentrüge und wenn meine Schürze damit gefüllt war, wartete ich auf einen einsamen Augenblick, um in mein Versteck zu schlüpfen. Dies war nie ohne Anstrengung und ohne einige Dornenrisse auszuführen, denn ich wollte mir keinen Durchgang machen, der mich verrathen konnte, und so drang ich jedesmal von einer andern Seite ein, um nicht an derselben Stelle den

Rasen zu sehr niederzutreten und die Zweige zu sehr zu knicken.

Als Alles vollendet war, nahm ich mit Entzücken von meinem Reiche Besitz, setzte mich in das weiche Moos und begann darüber nachzudenken, welche Opfer ich meinen Gottheiten darbringen könnte. Zu Ehren Corambé's Thiere zu tödten — wenn es auch nur Insecten gewesen wären — erschien mir wie eine Barbarei und der idealen Güte meiner Gottheit zuwider. Ich beschloß das Gegentheil zu thun, das heißt auf dem Altare alle Thiere, die ich mir verschaffen könnte, der Freiheit und dem Leben zurückzugeben. Ich fing also an, Schmetterlinge, Eidechsen, kleine grüne Frösche und Vögel zu fangen. An letztern hatte ich keinen Mangel, denn ich stellte überall meine Schlingen aus, in denen ich häufig etwas fing, außerdem brachte mir Liset, was er im Felde gefunden hatte und so lange mein geheimnißvoller Kultus währte, konnte ich täglich zur Ehre Corambé's eine Schwalbe, ein Rothkehlchen, einen Stieglitz oder einen Sperling befreien. Die geringern Opfer, wie Schmetterlinge und Käfer, wurden kaum gerechnet. Ich that sie in eine Schachtel, stellte dieselbe auf den Altar und machte den Deckel auf, nachdem ich den guten Geist der Freiheit und Barmherzigkeit angerufen hatte. Ich glaube fast, daß ich dem armen Wahnsinnigen ähnlich geworden war, der überall nach der „Zärtlichkeit“ suchte. Auch ich fragte danach den Wald und die Pflanzen, die Sonne und die Thiere und ich weiß nicht, welches unsichtbare Wesen, das nur in meinen Träumen lebte.

Ich war nicht mehr kindisch genug, um an die Erschei-

nung dieses Genius zu glauben; aber je mehr ich mein Gedicht zu verwirklichen suchte, um so mehr erhitzte sich meine Phantasie. Ich war der Frömmigkeit eben so nah, wie dem Götzendienste, denn mein Ideal war in gleichem Maße christlich und heidnisch. Es kam so weit, daß ich Morgens meinen Tempel mit einer abergläubischen Scheu betrat und jeder Veränderung in demselben eine Bedeutung beilegte. Wenn eine Amsel meinen Altar in Unordnung gebracht oder der Specht am Ahornstamme eine Spur zurückgelassen hatte, wenn eine Muschel oder eine Blume vom Kronleuchter abgefallen war, mußten Nachts im Mondenschein Nymphen oder Engel hier zu Ehren meines Genius, Tänze und Spiele aufgeführt haben. Die Blumen wurden jeden Morgen erneuert und die alten Kränze zu einem Haufen auf dem Altare vereinigt. Und wenn sich gar der Hänfling oder die Grasmücke, die ich befreite, in die Zweige des Baumes setzte und darin einen Augenblick verweilte, anstatt gleich verschüchtert in das Dickicht zu fliehen, war ich vor Freude ganz außer mir und bildete mir ein, daß mein Opfer noch willkommner gewesen wäre, als gewöhnlich. Dies Alles versetzte mich in entzückende Träumereien und während ich das Wunderbare suchte, das für mich so große Anziehungskraft besaß, regte sich in mir die Ahnung und das innige Empfinden einer Religion, wie sie mein Herz bedurfte.

Unglücklicherweise (oder vielleicht glücklicherweise für mein kleines Gehirn, das nicht stark genug war, dies Problem zu lösen) wurde mein Asyl entdeckt. Liset, der mich beständig suchte, drang endlich bis zu mir und rief, beim Anblick meines Tempels, im höchsten Erstaunen aus: „O Mam=

sell! welch ein schöner Ruhaltar zum Frohnleichnamsfeste!"

Für ihn war mein geheimnißvoller Tempel nur ein Spiel und er wollte mir helfen denselben noch mehr zu schmücken. Aber der Zauber war dahin! seitdem ein anderer Fuß als der meinige das Heiligthum betrat, hörte Corambé auf, darin zu wohnen; es wurde von den Dryaden und Cherubim verlassen und meine Opfer erschienen mir wie eine Kinderei, die ich selbst niemals im Ernst getrieben hätte. Darum zerstörte ich den Tempel eben so sorgfältig, wie ich ihn eingerichtet hatte, machte eine Grube am Fuße des Baumes und verscharrte die Guirlanden, die Muscheln und die sonstigen Zierrathe unter den Trümmern des Altars.

Zehntes Kapitel.

Liset's Ehrgeiz. — Energie und Schwäche der Jugend. — Die Aehrenleserinnen. — Deschartres macht mich zur Communistin. — Er macht mir das Lateinische zuwider. — Ein Gewitter in der Heuernte. — Das Thier. — Geschichte des Chorknaben. — Die Abendunterhaltungen der Hanfbrecher. — Die Erzählungen des Sakristan. — Visionen meines Bruders. — Schönheit des Winters auf dem Lande. — Brüderliche Vereinigung der Lerchenfänger. — Dem Roman Corambé fehlt es am nöthigen Materiale. — Das erste Abendmahl. — Herumziehende Komödianten. — Die Messe und die Oper. — Brigitte und Karl. — Die Kindheit geht nicht für Alle vorüber.

Mein Bruder freute sich so sehr über sein Fortgehen, daß ich mich beim Abschiede nicht sehr betrüben konnte. Aber als ich allein war, kam mir das Haus sehr groß vor, der Garten sehr verödet, das Leben sehr einförmig. Da

Hyppolit lachte, als er mich verließ, hätte ich mich geschämt zu weinen, aber ich weinte am folgenden Tage, als ich mir beim Erwachen sagen mußte, daß ich ihn nun nicht mehr hatte. Als mich Liset mit rothen Augen zum Spielen kommen sah, hielt er es für seine Schuldigkeit ebenfalls zu weinen, obwohl ihn mein Bruder mehr gequält und geprügelt als geliebkost hatte. Der kleine Liset war ein sehr gefühlvolles Kind, das seine Eltern nicht glücklich machten und das nun alle seine Anhänglichkeit auf mich übertragen hatte. Sein höchster Wunsch war, eines Tages mein Jockey zu werden und einen galonnirten Hut zu tragen; aber dieser Ehrgeiz war nicht nach meinem Geschmack und ich gab ihm die Versicherung, daß ich mein Leben lang meine Dienstboten nie „galonniren" würde. Ich habe Wort gehalten, denn ich mag diese Verkleidungen nicht leiden; aber es war Liset's Mährchentraum und Poesie und ich habe ihm nie begreiflich machen können, daß es eine thörichte Eitelkeit wäre. Der arme Kleine ist gestorben, während ich im Kloster war und ich sollte ihn bald verlassen, um ihn nicht wieder zu sehen.

Inmitten meiner endlosen Träumereien und inmitten des Kummers, den mir meine Verhältnisse verursachten, entwickelte ich mich mit außerordentlicher Schnelligkeit. Ich schien groß und stark werden zu sollen; vom zwölften bis zum dreizehnten Jahre war ich um drei Zoll gewachsen und hatte für mein Alter und mein Geschlecht, eine außergewöhnliche Kraft erlangt. Aber dabei blieb es auch und meine Entwickelung war in einer Zeit vollendet, wo sie für Andere erst zu beginnen pflegt. Ich wurde nicht größer als meine

Mutter, aber ich war immer sehr kräftig und konnte Märsche und Beschwerden ertragen, wie ein Mann.

Da meine Großmutter endlich eingesehen hatte, daß alle meine Krankheiten nur von Mangel an Bewegung und frischer Luft herrührten, entschloß sie sich mich frei umherlaufen zu lassen und auch Rose überließ mich nach und nach meiner physischen Freiheit und verlangte nur, daß ich mich ohne Verletzungen an meinem Körper oder an meinen Kleidern zu Hause wieder einfand. Die Natur trieb mich durch ein unwiderstehliches Bedürfniß an, die Arbeit zu unterstützen, die sie in mir vollbrachte und diese zwei Jahre, in denen ich am meisten weinte und träumte, waren auch die, in welchen ich am meisten umherlief und mich bewegte. Geist und Körper bedurften wechselsweise einer unruhvollen Thätigkeit und einer fieberhaften Grübelei. Ich verschlang die Bücher, die man mir gab, aber plötzlich warf ich sie weg und wenn mir das Fenster näher war als die Thüre, sprang ich durch dasselbe in den Garten hinaus und lief ins Feld wie ein wildes Füllen. Ich hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für die Einsamkeit und eine eben so leidenschaftliche Vorliebe für das Zusammensein mit andern Kindern. Ich hatte überall Freunde und Spielkameraden und wußte genau, auf welchem Felde, auf welcher Wiese und an welchem Wege ich Fanchon, Pierrot, Lilinne, Rosette oder Sylvain finden würde. Wir trieben unser Wesen in Gräben, auf Bäumen und in Bächen; wir hüteten die Heerden, das heißt, wir gaben nicht im geringsten Achtung darauf und während Schafe und Ziegen im jungen Korne eine vortreffliche Mahlzeit hielten, bildeten wir wilde Tänze oder lagerten uns im Grase und verzehrten

unsern Kuchen, unsern Käse und unser Schwarzbrod. Wir machten uns kein Gewissen daraus, Ziegen und Schafe, ja selbst Kühe und Stuten zu melken, wenn sie nicht zu widerspenstig waren; dann brieten wir auch Vögel und Kartoffeln unter der Asche und wilde Aepfel, Birnen und Pflaumen, Brombeeren und Wurzeln gewährten uns köstliche Genüsse. Uebrigens durften wir uns dabei von Rose nicht ertappen lassen, denn es war nicht gut „außer der Mahlzeit“ zu essen, und wenn sie mit einer grünen Ruthe bewaffnet war, schlug sie unparteiisch auf mich und meine Mitschuldigen los.

Jede Jahreszeit hatte ihre besondern Freuden. Welche Lust, sich in der Heuernte oben auf dem Wagen auszustrecken oder in den Heuhaufen auf der Wiese zu wälzen! Alle meine Freundinnen und alle meine kleinen ländlichen Gefährten stellten sich ein, um aufzulesen, was die Arbeiter auf unsern Wiesen liegen ließen. Ich beeilte mich, einem Jeden bei der Arbeit zu helfen, das heißt, ich nahm den Rechen und zog damit aus unsern Heuhaufen mit einer raschen Handbewegung so viel herbei, wie ein Kind nur zu tragen vermochte. Unsere Pächter sahen das mit saurer Miene, aber ich konnte nicht begreifen, warum ihnen das Schäkern nicht eben so viel Freude machte, als mir. Deschartres wurde sogar ernstlich böse; er behauptete, daß ich alle diese Kinder zum Plündern anlernte, und daß ich es eines Tages bereuen würde, im Geben und Nehmenlassen so leichtsinnig gewesen zu sein.

Zur Zeit der Ernte war es eben so; die Kinder aus dem Dorfe trugen keine Aehrenbündel, sondern wahre Garben

nach Hause. Die armen Weiber aus la Châtre kamen in Schaaren von vierzig und funfzig und eine jede forderte mich auf, ihre Reihe zu verfolgen, das heißt, in ihrer Furche zu gehen, denn sie vertheilten sich in gewissen Zwischenräumen und schlugen jede, die in das Gebiet der Nachbarin übergriff. Wenn ich fünf Minuten lang mit einer Aehrenleserin gegangen war, hatte sie ihr Tagewerk vollbracht, denn ich nahm mit vollen Händen aus unsern Garben und wenn mich Deschartres deswegen auszankte, erinnerte ich ihn an die Geschichte von Ruth und Boas.

Zu dieser Zeit begannen die langen, ermüdenden Reden, durch welche mich der gute Deschartres für die Freuden und Vortheile des Besitzes empfänglich zu machen suchte. Ich weiß nicht, ob ich von Natur zu der entgegengesetzten Meinung inclinirte, oder ob es die Schuld des Lehrers war, aber gewiß ist, daß ich mich aus Geist des Widerspruchs dem blindesten, absolutesten Communismus ergab. Es versteht sich von selbst, daß ich mein Utopien nicht bei diesem Namen nannte; ich glaube, das Wort war noch nicht geschaffen, aber ich kam innerlich zu der Ueberzeugung, daß das göttliche Gesetz für alle Menschen Gleichheit des Standes und des Besitzes verlange und daß jedes besondere Gut, das vom Glücke dem Einen verliehen wurde, dem Andern geraubt sein müßte. Ich bitte die bestehende Gesellschaft deswegen um Verzeihung, aber diese Ansicht bemächtigte sich meiner Seele im Alter von zwölf Jahren und hat mich nur verlassen, um sich nach der moralischen Nothwendigkeit der Thatsachen zu modificiren. Mein Ideal ist jedoch der Traum einer paradiesischen Verbrüderung geblieben und

als ich später „rechtgläubig" wurde, stützte sich dieser Traum auf die Logik des Evangeliums. Ich komme später darauf zurück.

Ich theilte Deschartres unbefangen mein Utopien mit. Der Arme! wenn er heute noch lebte, mit seinen reactionären, durch die Verhältnisse entwickelten Neigungen, in welcher Qual und welchem Zorn würde er seine letzten Tage verzehren! Aber 1816 hatte mein Utopien nichts Erschreckendes und er gab sich nur die Mühe, dasselbe systematisch zu bekämpfen. „Ihre Meinung wird sich ändern," sagte er; „Sie werden die Menschheit zu sehr verachten lernen, um sich derselben aufopfern zu wollen. Aber Sie müssen von jetzt an den Hang zur Verschwendung bekämpfen, den Sie von Ihrem armen Vater geerbt haben. Sie haben keinen Begriff vom Werth des Geldes; Sie halten sich für reich, weil Sie von Feldern umgeben sind, die Ihnen gehören, von Saaten, die für Sie reifen und von Heerden, die man aufzieht und pflegt, um Ihnen dadurch jährlich einige Beutel voll Geld zu verschaffen. Aber trotz alledem sind Sie nicht reich und es macht Ihrer Großmama viel Mühe, ihren Haushalt standesgemäß zu erhalten."

„Aber wodurch wird denn meine Großmama zu diesen Ausgaben für Küche und Keller gezwungen?" fragte ich dann; „dies Alles ist eigentlich nur für ihre Freunde, denn sie selbst ißt wie ein Vögelchen und hätte an einer Flasche Muskatwein für zwei Monate genug. Glauben Sie denn, daß man sie nur besucht, um zu trinken und allerhand Leckerbissen zu verzehren?" Deschartres meinte, daß Dies und Jenes unentbehrlich wäre; ich wollte das nicht ein-

sehen; ich gab zu, daß Großmama alle Behaglichkeit haben müßte, deren sie sich erfreute, aber ich behauptete, daß Deschartres und ich mit der schwarzen spartanischen Suppe vorlieb nehmen könnten. Das war indessen nicht nach seinem Geschmack; er verhöhnte mich, wegen meines Novizen-Eifers im Stoicismus und führte mich auf unsere Felder und Wiesen, versicherte, es wäre nöthig, mir einen Begriff von unsern Besitzungen zu geben und behauptete, ich könnte mir nicht früh genug einen klaren Ueberblick über unsere Einnahmen und Ausgaben verschaffen. Er sagte mir: „Hier ist ein Feld, das Ihnen gehört; es hat so und so viel gekostet, ist so und so viel werth und trägt so und so viel ein.“ Ich pflegte mit aufmerksamer Miene zuzuhören, aber wenn ich meine Lection wiederholen sollte, fand sich's gewöhnlich, daß ich sie gar nicht gehört, oder schon wieder vergessen hatte. Seine Zahlen machten auf mich nicht den geringsten Eindruck; ich wußte ganz genau, in welchem Korne die schönsten Klatschrosen und Wicken standen, unter welchen Hecken ich Steinbreche und Veilkraut, auf welchen Wiesen Morcheln und Moosschwämme finden würde, auf welche Blumen sich die grünen Libellen und die kleinen blauen Käfer setzten, aber es war mir unmöglich zu sagen, ob wir uns auf unserm Eigenthum oder dem des Nachbars befanden oder wo die Grenze des Feldes war, oder wie viel Ruthen und Morgen dasselbe enthielt, oder ob das Land von erster oder dritter Güte wäre. Ich ärgerte den armen Deschartres und während ich ein krampfhaftes Gähnen unterdrückte, sagte ich ihm schließlich allerhand Dummheiten, über die er zu gleicher Zeit schalt und lachte. „O dieser arme Kopf!“ rief er

aus; „dies arme Gehirn! sie ist ganz wie ihr Vater; große Anlagen zu gewissen nutzlosen und glänzenden Dingen, aber unfähig für praktische Kenntnisse — und durchaus keine Logik, kein Funken Logik!" Was würde er jetzt erst sagen, wenn er wüßte, daß mir seine Erklärungen einen solchen Ekel gegen den Besitz von Ländereien eingeflößt haben, daß ich im fünf und vierzigsten Jahre noch nicht weiter bin, als ich im zwölften war! Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich meine Felder von denen der Nachbarn noch immer nicht unterscheiden kann, und daß ich nicht mehr weiß, auf wessen Grund und Boden ich bin, wenn ich mich drei Schritte weit vom Hause entferne.

Es scheint fast, als hätte der gute Mann das Mögliche gethan, um mir die Landwirthschaft auf immer zu verleiden. Ich hatte schon damals eine Vorliebe für die Poesie ländlicher Scenen und habe sie immer gehabt; aber er wollte mich nicht das darin sehen lassen, was mich erfreute. Wenn ich das würdevolle Ansehen der großen Ochsen bewunderte, die wiederkäuend im Grase lagen, mußte ich die ausführliche Geschichte des Markttages hören, an welchem sie erstanden waren; da hatte ein Pächter so und so viel dafür gefordert, aber Deschartres, unterstützt von einem klugen Bekannten aus der Mark, hatte gewichtige Gründe vorgebracht, um dreißig Francs weniger dafür zu geben. Und dann hatte der Ochse irgend ein Uebel, das ich kennen und prüfen mußte: einen weichen Huf, ein verletztes Horn, eine Hautkrankheit u. s. w. — und so wurde die Poesie und die idealische Ruhe zerstört, die meinen Stier Apis, meinen König der Wiesen, umschwebte. Und dann sollte ich sehen, wie die

guten Schafe, die sich an mich drängten, um ihr Futter in meinen Taschen zu suchen, trepanirt wurden, weil sie eine Krankheit des Gehirns hatten, das war entsetzlich! Und dann mußte ich hören, wie Deschartres meine sanften Gefährtinnen, die Schäferinnen, fürchterlich auszankte, und sie zitterten vor ihm und gingen weinend fort, während ich zugleich als Richter und als Kläger neben ihm stehen mußte und vor meiner Rolle als Gutsbesitzer und Herr, die mich früher oder später verhaßt machen mußte, einen Abscheu bekam. Gehaßt zu werden wegen meiner Genauigkeit oder verhöhnt wegen meiner Nachlässigkeit, das waren die beiden unvermeidlichen Klippen und ich bin daran gescheitert. Unsere Bauern fühlen die tiefste Verachtung für meine Fahrlässigkeit und halten mich seit vielen Jahren für eine Art Dummkopf.

Wenn ich Lust hatte, nach der einen Seite zu gehen, führte mich Deschartres nach der andern. Wir gingen zum Beispiel von Hause fort, um den Fluß zu verfolgen, der überall unter den Weiden und längs der Schleußen in der engen Schlucht eine Reihe lieblicher Punkte, schattiger Ruheplätze und malerischer Gebäude darbietet. Aber unterwegs entdeckte Deschartres mit Hülfe seines Fernglases, daß die Gänse auf unserm Kornfelde waren. Dann mußten wir das kahle Ufer hinaufsteigen und in der glühenden Sommersonne über diese Gänse zanken, oder über die Ziege, welche die Ulmen abfraß, die schon so kahl waren, daß ich nicht begriff, welchen Schaden sie denselben noch zufügen konnte. Und dann entdeckte man einen Gassenjungen, der in einem dichtbelaubten Baume saß, um Blätter zu stehlen, oder der Esel des

Nachbars hatte die Hecke durchbrochen und zog auf unserer Wiese die „Breite seiner Zunge“ hin. Da gab es beständig einen Frevel zu rügen, da mußte gestraft und gedroht werden und meine besten Freunde wurden ausgezankt. Das zerriß mir das Herz und wenn ich es der Großmama sagte, gab sie mir Geld, damit ich hinter Deschartres' Rücken ersetzen konnte, was die armen Leute an Strafe zu bezahlen hatten, oder sie trug mir auf, denselben ihre Verzeihung zu verkündigen.

Aber diese Rolle gefiel mir durchaus nicht, denn sie entfernte mich von meinem Ideale brüderlicher Gleichheit. Es kam mir vor, als würden die Dorfbewohner durch die Verzeihung, die ich ihnen angedeihen ließ, in meinem eignen Herzen erniedrigt. Ihre Danksagungen verletzten mich und ich konnte nicht unterlassen, ihnen zu versichern, daß ich nur eine That der Gerechtigkeit vollzöge. Sie verstanden mich jedoch nicht und erklärten sich schuldig durch das Versehen der Kinder, welche die kleine Heerde schlecht gehütet hatten. Um mir Genugthuung zu gewähren, sollten die armen Kleinen in meiner Gegenwart geprügelt werden. Das war mir fürchterlich, und während ich die Poesie und Liebe des Künstlers täglich in mir wachsen fühlte, verwünschte ich das Geschick, das mich gegen meine Wahl als Herrin und „Chatelaine“ geboren werden ließ. Ich beneidete das Leben der Hirten und es war mein süßester Traum, eines Morgens in strohbedeckter Hütte zu erwachen, Nanicke zu heißen, oder Pierrot und meine Thiere am Rain entlang zur Weide zu führen, ohne mich um Herrn L'Homond und Compagnie zu kümmern, ohne von den Reichen abhängig zu sein und ohne

eine Zukunft fürchten zu müssen, die mir so verworren und so schwer zu ertragen schien und der mein ganzes Wesen widerstrebte. In dem kleinen Vermögen, das ich fortwährend zählen und berechnen sollte, sah ich nur eine Schwierigkeit, die ich niemals zu überwinden vermöchte — und ich habe mich nicht geirrt.

Trotz meines Hanges zum Umherschweifen fühlte ich das unabweisliche Bedürfniß meinen Geist zu bilden, obwohl ich überzeugt war, daß alles Wissen nur Eitelkeit wäre und Rauch. Inmitten meiner lärmenden, ländlichen Spiele wurde ich oft von der Sehnsucht nach Einsamkeit und Sammlung überfallen, oder ich gerieth in eine Art Lesewuth — und von einem Extrem zum andern übergehend, vertiefte ich mich tagelang in meine Bücher und es wäre nicht möglich gewesen, mich aus meiner Stube oder aus dem kleinen Boudoir meiner Großmutter zu entfernen. So war man denn sehr in Verlegenheit mein Wesen zu ergründen, denn bald war ich ausgelassen, bis zum Uebermuthe, bald ernst und schweigsam bis zur Traurigkeit.

Deschartres war viel sanfter geworden, seit er nicht mehr beständig von meinem Bruder geärgert wurde. Er hatte Freude an den Stunden, die ich mit Aufmerksamkeit nahm, aber die Unbeständigkeit meines Sinnes rief von Zeit zu Zeit seine böse Laune wieder wach, und oft gab er mir bösen Willen schuld, wenn ich ein körperliches Unbehagen empfand. Er drohte zuweilen mich zu schlagen und da solche Ankündigungen schon ein halbes Thun sind, nahm ich mich sehr in Acht, denn ich war entschlossen, das, was ich von Rose nicht mehr ertrug, auch von Deschartres nicht zu

ertragen. Im Allgemeinen war er gütig gegen mich und war mit der Schnelligkeit zufrieden, womit ich seine Erklärungen begriff, die oft vortrefflich waren; zu andern Zeiten war ich jedoch so zerstreut, und er ärgerte sich so sehr darüber, daß er mir eines Tages ein dickes lateinisches Lexikon an den Kopf warf. Er konnte mich damit tödten — aber durch rasches Bücken entzog ich mich dem Geschoß, stand schweigend auf, nahm Bücher und Hefte zusammen, legte sie in den Schrank und ging ins Freie. Am folgenden Tage fragte Deschartres, ob ich meine Uebersetzung gemacht hätte? „Nein," gab ich zur Antwort; „ich kann genug Latein und mag mich nicht mehr damit abgeben." Er sagte nichts weiter darüber und das Lateinische wurde aufgegeben. Wie er sich darüber gegen meine Großmama erklärte, weiß ich nicht, auch sie hat nie davon gesprochen. Wahrscheinlich schämte sich Deschartres wegen seiner Heftigkeit und war mir dankbar wegen meines Schweigens; zugleich mochte er aber auch einsehen, daß mein Entschluß, mich derselben nicht mehr auszusetzen, unwiderruflich war. Dies Ereigniß hinderte mich nicht, ihn zu lieben — und doch war er der geschworne Feind meiner Mutter und über die Art und Weise, wie er Hyppolit behandelte, konnte ich mich nicht zufrieden geben. Eines Tages, als er denselben fürchterlich geschlagen hatte, sagte ich ihm: „ich will es der Großmama erzählen" und das hatte ich denn auch gleich gethan. Wahrscheinlich hatte ihm diese einen strengen Verweis gegeben, aber er grollte mir deswegen nicht und da wir beide aufrichtig waren, konnten wir uns nicht auf lange Zeit veruneinigen.

Deschartres hatte große Aehnlichkeit mit Rose und deswegen konnten sich die Beiden gar nicht ausstehen. Als er eines Tages über den Corridor ging, während sie die Stube fegte, hatte sie ihm Staub auf die schönen, blanken Schuhe geworfen. Darauf hatte er sie Tolpatsch gescholten, sie nannte ihn Grobian, der Kampf erhitzte sich und da sie ihm den Besen zwischen die Füße warf, während er die Treppe hinunter ging, hätte er beinah den Hals gebrochen. Seit diesem Augenblicke verabscheuten sie sich aufs Innigste; jeden Tag gab es nun neuen Streit und zuweilen kam es sogar zu Thätlichkeiten. Etwas später hatte Deschartres auch mit Julie Streitigkeiten, die nicht so heftig, aber noch viel bitterer waren. Die Köchin und Rose standen sich auch mit blanken Waffen gegenüber und warfen einander die Teller an den Kopf; zwischendurch prügelte besagte Köchin auch ihren alten Mann, den Kutscher St. Jean. Mit dem Kammerdiener mußte mehr als zehn Mal gewechselt werden, weil sich derselbe bald mit Deschartres, bald mit Rose nicht vertrug — gewiß war niemals eine Häuslichkeit durch mehr Gezänk und Unfrieden zerrissen und dies Alles war Folge der übermäßigen Schwäche meiner Großmutter. Sie wollte sich weder von ihren Domestiken trennen, noch in ihren Streitigkeiten Schiedsrichter sein, und wenn Deschartres Frieden predigte, ließ er nur den Donner seiner Heftigkeit erschallen. Mir flößte dies Alles einen großen Widerwillen ein und vermehrte meine Vorliebe für das Leben auf den Feldern und für die Gesellschaft meiner Hirten, die so sanft waren und so einträchtig mit einander lebten.

Wenn ich mit Deschartres ausging, konnte ich mich weit

vom Hause entfernen und erfreute mich einer gewissen Freiheit; Rose vergaß mich und ich konnte mich nach Gefallen meiner Wildheit überlassen. Einstmals währte die Heuernte bis tief in den Abend hinein; der letzte Wagen wurde im Mondenschein geladen, denn man wünschte Alles einzufahren, weil ein Gewitter drohte. Aber während die Arbeit mit großer Eile gefördert wurde, bedeckte sich der Himmel mit Wolken, und als wir den Weg zum Pachthofe antraten, begann der Donner zu rollen. Wir waren am Ufer des Flusses und wohl eine Viertelstunde vom Hause entfernt; der in Hast geladene Wagen hatte nicht das rechte Gleichgewicht, so daß er unterwegs zwei oder drei Mal einfiel und wieder aufgethürmt werden mußte. Unsere jungen Ochsen wurden vom Donner erschreckt, gingen nur vorwärts, wenn sie heftig angestachelt wurden und schnauften dabei vor Entsetzen wie zornige Pferde. Eine Schaar armer Männer und Frauen, die sich eingestellt hatten, um die Nachlese auf der Wiese zu halten, standen uns beim Aufladen bei und unterstützten das wankende Gebäude, das jedes tiefe Gleis in Gefahr brachte, mit ihren Rechen. Deschartres war mit dem eisenbeschlagenen Stabe des Ochsenlenkers bewaffnet, wußte denselben jedoch nicht ordentlich zu gebrauchen und schalt, schwitzte und fluchte. Die Pächter und ihre Arbeiter lamentirten in einer Weise, als hätte sichs um den russischen Rückzug gehandelt — der Bauer von Berry pflegt seine Ungeduld immer auf diese Art zu äußern. — Dazu rollte der Donner mit fürchterlichem Getöse über uns hin, die Winde heulten und in der tiefen Finsterniß, die nur zuweilen von einem Blitze erleuchtet wurde, war es schwer den

Weg zu finden. Die Kinder fürchteten sich und weinten laut; eine meiner kleinen Spielgefährtinnen war so außer sich, daß sie ihre kleine Ernte nicht mehr tragen wollte und sie am Wege niedergelegt hätte, wenn ich nicht bereit gewesen wäre, sie fortzuschaffen. Außerdem mußte ich noch die Kleine hinter mir her ziehen, denn sie hatte sich die Schürze über den Kopf gezogen, um das Feuer des Himmels nicht zu sehen, und so fiel sie natürlich in alle Gräben. Es war sehr spät, als wir inmitten eines Wolkenbruchs zu Hause anlangten, wo man sich schon um uns geängstigt hatte, während man im Pachthofe um das Heu und die Ochsen besorgt gewesen war. Ich war dagegen aufs Höchste entzückt von dieser ländlichen Scene und versuchte am folgenden Tage eine Beschreibung davon zu entwerfen, aber sie gelang mir nicht nach Wunsch und ich zerriß dieselbe, ohne sie Großmama zu zeigen. Jeder neue Versuch, meine Empfindungen in eine bestimmte Form zu kleiden, verleidete mir die Sache auf lange Zeit.

Am besten amüsirten wir uns im Herbst und im Winter, denn in dieser Zeit haben die Kinder der Landleute am wenigsten zu thun. Ehe das Märzkorn aufschießt, können die Heerden in den weiten Gefilden umher irren, ohne Schaden zu thun; so bleiben sie sich denn auch selbst überlassen, während die Hirten um ein Feuer im freien Felde versammelt sind, plaudern, spielen, tanzen und sich Geschichten erzählen. Man hat keinen Begriff davon, welch ein Wunder-Reichthum im Kopfe dieser Kinder aufgehäuft ist, die inmitten der Naturscenen leben, ohne sie zu begreifen und denen die eigenthümliche Gabe verliehen ist, die Gestalten

ihrer Phantasie mit den Augen des Körpers zu sehen. Wie oft habe ich gehört, daß die wahrhaftigsten unter ihnen, oder die einfältigsten, die nichts zu erfinden vermochten, von den Erscheinungen erzählten, die sie gehabt hatten; darum bin ich auch fest überzeugt, daß sie sich nicht einbilden, den Gegenstand ihres Schreckens zu sehen, sondern daß sie denselben wirklich erblicken, und daß dies Gesicht in ihrer Organisation begründet ist. Auch ihre Eltern, die nicht so einfältig und oft ungläubig waren, hatten von solchen Erscheinungen zu leiden.

Einmal bin ich Zeuge solcher Vision gewesen. Ich kam von St. Chartier zurück und war von einem Chorknaben begleitet, der ein Paar Tauben, die mir der Pfarrer geschenkt hatte, in einem Korbe trug. Dieser Knabe mochte vierzehn bis fünfzehn Jahr alt sein; er war groß, stark, gesund, von heiterer, ruhiger Gemüthsart. Der Pfarrer hatte ihm eine gewisse Erziehung gegeben — er ist später Schulmeister geworden und wenn er damals nicht so viel französisch verstand als ich, so war er dafür im Lateinischen viel weiter, gehörte also unter die klugen und gehobelten Bauerburschen.

Wir kamen aus der Vesper; es war etwa drei Uhr Nachmittags, mitten im Sommer und das schönste Wetter der Welt. Wir schlugen einen Seitenweg ein, der durch Wiesen und Felder führt und plauderten sehr ruhig mit einander, er war heiter und unbefangen und blieb endlich an einem Busche stehen, um seinen Holzschuh, der zerbrochen war, mit einer Weidenruthe zu befestigen. „Gehen Sie nur voraus," sagte er mir; „ich werde Sie schon wieder ein-

holen." So verfolgte ich denn meinen Weg, war aber noch nicht dreißig Schritte weit gegangen, als ich ihn bleich und mit gesträubtem Haar herbeilaufen sah; Holzschuhe, Korb und Tauben hatte er zurückgelassen, denn er behauptete, im Augenblick, als er den Graben überschreiten wollte, einen fürchterlichen Kerl gesehen zu haben, der ihn mit seinem Stocke bedrohte.

Anfangs glaubte ich ihm und blickte zurück, um zu sehen, ob uns der Mann verfolgte, oder ob er mit meinen Tauben davonliefe. Aber ich sah nichts als den Korb und die Holzschuhe meines Begleiters unter dem Gebüsch und weder nah noch fern im Feld und auf den Wegen war ein menschliches Wesen zu entdecken.

Ich mochte damals siebenzehn oder achtzehn Jahr alt sein, und war nicht im geringsten furchtsam. „Es ist wahrscheinlich ein armer Landstreicher, der vor Hunger verschmachtet, und den unsere Tauben in Versuchung geführt haben," sagte ich zu dem Kleinen; „er wird sich jetzt im Graben versteckt haben; laß uns hingehen und zusehen, was es ist." „Nein, nein!" rief er aus; „und wenn man mich in Stücke schneidet!" — „Wie!" fuhr ich fort, „ein großer, starker Bursche, wie Du bist, wollte sich vor einem einzelnen Manne fürchten? gleich schneide Dir einen Stock ab und dann laß uns hingehen, um die Tauben zu holen; ich habe nicht Lust sie zurück zu lassen." — „Nein, nein, Mamsell!" rief er wieder, „ich kann nicht hingehen, denn sonst müßte ich das nochmals sehen und das mag ich nicht. Ein Stock und mein Muth könnte auch nichts dazu thun, denn es ist

kein menschlicher Mann, es sieht eher aus wie ein Thier.“

Ich begann ihn zu verstehen und bestand nun desto mehr darauf, ihn zum Korbe und zu den Holzschuhen zurückzuführen; aber es war nicht möglich, ihn dazu zu bestimmen. So ging ich denn allein zurück und verlangte nur, daß er mich mit den Augen verfolgen sollte, um sich von seiner Thorheit zu überzeugen. Das versprach er denn auch, aber als ich mit Tauben und Holzschuhen wiederkam, hatte mein Bursche die Flucht ergriffen und ließ mich Alles allein tragen, bis ich ihn bei den ersten Häusern des Dorfes einholte. Ich versuchte nun, ihn zu beschämen, aber das war vergebene Mühe. Dagegen verhöhnte er mich wegen meines Unglaubens und fand, daß es die höchste Thorheit wäre, wegen ein paar elender Tauben einem Währwolf zu trotzen.

Ich muß gestehen, daß ich den Muth, den ich bei dieser Gelegenheit zeigte, zwei oder drei Jahr früher nicht gehabt haben würde; denn als ich die Hälfte meiner Zeit unter den Hirten zubrachte, war ich etwas von ihrer Furcht berührt und ohne fest an das Irrlicht, an Gespenster und an Georgeon, den Teufel der Vallée noire zu glauben, hatte ich meine Phantasie mit allerhand Spukgestalten erfüllt. Aber ich war nicht von bäuerischer Abkunft und so habe ich nie die geringste Erscheinung gehabt. In meinen Träumereien hatte ich manche Vision von Gegenständen und Personen, aber fast niemals im Zustande der Furcht, und war dies jemals der Fall, so täuschte ich mich doch niemals über die Natur der Dinge, die ich zu sehen glaubte. Die skeptische Richtung des pariser Kindes bekämpfte in mir die

Leichtgläubigkeit, die im Allgemeinen der Kindheit eigen ist.

Was mir vollends den Kopf verdrehte, waren die Geschichten, die sich die Hanfbrecher bei ihren Feierabendzusammenkünften erzählten. Um den Staub und Lärm ihrer Arbeit vom Hause zu entfernen, hatte man sie damit an die kleine Hofthür verwiesen, die auf den Platz hinausging. Hier versammelte sich denn auch das halbe Dorf, um ihren Erzählungen zu lauschen, während die Kreuze des Kirchhofs, die über die niedrige Mauer schauten, im Mondenscheine glänzten und alte Weiber und Männer die Erzähler ablösten. Ich habe diese ländliche Scene in meinen Romanen geschildert, aber unerschöpflich ist der Reichthum an wunderbaren und widersinnigen Geschichten, die hier mit so tiefer Bewegung angehört wurden, und die sämmtlich eine Lokalfärbung trugen oder durch die verschiedene Lebensweise der Erzähler bedingt wurden. Der Sakristan hatte eine ganz eigenthümliche Poesie, die eine wunderbare Beleuchtung über alle Dinge ergoß, mit welchen er in Berührung kam, wie z. B. die Gräber, die Glocken, das Käuzchen, den Thurm, die Ratten im Thurme u. s. w. Mit den geheimnißvollen Thaten und Zaubereien, die er diesen Ratten zuschrieb, hätte man allein einen Band auszufüllen vermocht, er kannte jede einzelne unter ihnen und nannte sie nach dem Namen der bedeutendsten Dorfbewohner, die im Lauf der letzten vierzig Jahre gestorben waren. Nach jedem neuen Todesfall stellte sich eine neue Ratte ein, die seinen Schritten folgte und ihn durch wunderliche Geberden quälte. Um diese sonderbaren Manen zu befriedigen, brachte er ihnen allerhand Kör-

ner und Früchte in den Thurm, aber wenn er am folgenden Tage wiederkam, hatten die verdächtigen Ratten die verschiedenartigsten Zeichen daraus gebildet. Eines Tages fand er alle weißen Bohnen zu einem Kreise verbunden mit einem Kreuze von rothen Bohnen in der Mitte. Am Tage darauf war der Umkreis von rothen, das Kreuz von weißen Bohnen. Ein ander Mal bildeten die rothen und weißen verschiedene, mit einander verbundene Ringe oder unbekannte Buchstaben, die aber so deutlich gezeichnet waren, daß sie für das Werk einer menschlichen Person gehalten werden konnten. So giebt der Bauer auch dem unbedeutendsten Thiere, dem geringsten leblosen Gegenstande, einen Platz in seiner Zauberwelt, und das Christenthum des Mittelalters, das noch immer das seinige ist, hat eben so viele mythologische Personificationen, wie die Religionen des Alterthums.

Ich war sehr begierig auf diese Geschichten und hätte Nächte lang zugehört; aber sie thaten mir großen Schaden, denn sie raubten mir den Schlaf. Mein Bruder, der um fünf Jahre älter war, wurde mehr davon ergriffen als ich, und sein Beispiel hat mich in dem Glauben bestärkt, daß Menschen bäuerischer Abstammung zu Visionen geneigt sind. Durch seine Mutter gehörte er dem Bauernstande an und er hatte Erscheinungen, während ich, trotz meiner fieberhaften Angst und trotz meiner gräßlichen Träume, davon verschont blieb. Zwanzig Jahre später hat er mir zugeschworen, daß er früher die Peitsche des Irrlichts in den Ställen und das Klopfen des Waschholzes der Nachtwäscherinnen am Ufer der Bäche gehört hätte. In meinem Artikel

über die nächtlichen Erscheinungen auf dem Lande habe ich ihn im Auge gehabt — und seine Erzählungen waren von der größten Aufrichtigkeit. In wirklichen Gefahren war er nicht nur muthig, sondern tollkühn. In seiner Kindheit, wie in seinem reifern Alter, war ihm eine gewisse Verachtung des Lebens eigen, er setzte dasselbe wenigstens bei jeder Gelegenheit und beim geringsten Anlaß aufs Spiel; aber er hing mit der Scholle zusammen, er hatte Erscheinungen und glaubte an überirdische Dinge.

Ich habe schon gesagt, daß Herbst und Winter unsere heitersten Jahreszeiten waren. Ich habe immer eine leidenschaftliche Vorliebe für den Winter auf dem Lande gehabt und habe nie begriffen, warum sich die Reichen in der Jahreszeit nach Paris begeben, die für Festlichkeiten, Bälle, glänzende Toiletten und rauschende Zerstreuungen am allerunpassendsten ist. Die Natur fordert uns auf, den Winter am Kaminfeuer, im Schooße der Familie zu verleben und nur auf dem Lande können wir die wenigen schönen Tage dieser Jahreszeit fühlen und genießen. Die großen Städte unsers Himmelsstriches sind beständig von einem übelriechenden eisigen Schmutz erfüllt; im Freien machen Wind und Sonne binnen wenigen Stunden die Luft gesund und die Erde trocken. Die armen Proletarier der Städte wissen das auch und bleiben nicht zu ihrem Vergnügen in diesem Kloak; aber das erkünstelte, widersinnige Leben unserer Reichen verzehrt sich in beständigen Kämpfen gegen die Natur. Die reichen Engländer verstehen sich besser darauf; sie bringen den Winter in ihren Schlössern zu.

In Paris bildet man sich ein, die Natur wäre sechs

Monate lang ohne Leben; und doch beginnen die Saaten schon im Herbst zu keimen und die bleiche Wintersonne ist trotz dieser hergebrachten Benennung die glänzendste Sonne des Jahres. Wenn sie die Nebel zerstreut oder wenn sie in dem schimmernden Purpur eines kalten Abends untergeht, ist es kaum möglich die Gluth ihrer Strahlen zu ertragen. Selbst in unsern kalten Gegenden, die sehr mit Unrecht gemäßigt genannt sind, wird die Natur niemals alles Lebens und alles Schmuckes beraubt. Die großen Weizenfelder bedecken sich mit jenem kurzen, frischen Grün, über welches die niedrigstehende Sonne einen smaragdenen Schimmer ausgießt. Die Wiesen bedecken sich mit prächtigen Moosen, die ganz allein dem Winter angehören. Das nutzlose aber schöne Geranke des Epheu schmückt sich mit rothen und goldenen Tinten; die Gärten sogar bleiben nicht ohne Schmuck, denn die Primel, das Veilchen und die bengalische Rose lächeln unter dem Schnee. Auch andere Blumen haben dem Frost widerstanden, Dank ihrer günstigen Stellung oder ihrer Beschaffenheit und sie bereiten uns überall die angenehmsten Ueberraschungen. Wenn die Nachtigall fehlt, kommen statt dessen zahllose Zugvögel als lärmende, glänzende Gäste, um sich auf dem Gipfel der Bäume oder am Ufer der Gewässer auszuruhen! Und was ist schöner, als der Schnee, den der Sonnenschein in ein Feld voll Diamanten verwandelt, oder der Frost, der sich in phantastischen Guirlanden und Figuren von Eis und Reif an die Bäume hängt! Und welche Lust in den langen Winterabenden mit den Seinigen an einem guten Feuer zu sitzen, in jenen langen, einsamen Abenden, in welchen man ein-

ander so ganz angehört, in welchen man die Zeit zu beherrschen scheint und in welchen das Leben, das sich ganz in uns zurückzieht, ein durchaus geistiges und seelisches wird!

Im Winter erlaubte mir Großmama, meine Gesellschaft im großen Eßsaale zu versammeln, den ein alter Ofen vortrefflich heizte. Meine Gesellschaft bestand aus etwa zwanzig Dorfkindern, die sich mit ihrer Saulnée bei mir einfanden. Die Saulnée ist ein unendlich langer Bindfaden, an welchem zahllose Schlingen von Pferdehaar befestigt sind, in welchen man zur Winterzeit Lerchen und andere kleine Vögel fängt. Eine gute Saulnée umfaßt ein ganzes Feld. Man rollt sie auf einer besondern Winde auf und legt sie vor Sonnenaufgang an passenden Stellen aus, fegt den Schnee daneben weg, streut Korn in die Furche und findet zwei Stunden nachher hunderte von gefangenen Lerchen. Zu dieser Ernte zogen wir mit großen Säcken aus, die unser Esel gefüllt wieder heim trug. Da es wegen der Theilung zu ernsten Streitigkeiten kam, hatte ich eine Association eingerichtet, bei welcher sich alle Theile wohl befanden. Nach zwei- oder dreitägigem Gebrauch müssen nämlich die Pferdehaarschlingen der Saulnée erneuert werden, weil viele davon in den Stoppeln zerreißen; wir kamen nun überein, diese langweilige, umständliche Arbeit in Gesellschaft zu machen, und die Saulnée auch mit vereinten Kräften auszulegen, womit ein ermüdendes Wegfegen des Schnees verbunden ist, das so schnell als möglich vollendet werden muß. So wurden denn Bindfaden und Pferdehaar vertheilt, ohne erst gemessen oder gezählt zu werden. Das Pferdehaar war ein sehr

kostbares Material und wir zogen gemeinsam auf Raub aus, um es uns zu verschaffen, d. h. wir gingen in Wiesen und Ställe und rissen aus dem Schwanze und der Mähne der Pferde so viel Haare los, als sie uns nur irgend ohne zu heftiges Sträuben gestatteten. Nach und nach hatten wir eine große Geschicklichkeit in dieser Aufgabe erlangt und verstanden die Mähne der frei umherlaufenden Füllen zu lichten, ohne von den heftigsten Hufschlägen berührt zu werden. Wir wurden aber auch mit der Arbeit sehr schnell fertig und haben zuweilen zwei= bis dreihundert Armlängen in einem Abend geknüpft. Nach der Jagd wurde zur Theilung geschritten; die Lerchen wurden von den geringern Vögeln geschieden; wir suchten aus, was wir für unser Gastmahl bedurften, das Uebrige ließen wir durch einen der Knaben im nahen Städtchen verkaufen und dann vertheilte ich das Geld unter die Kinder. Mit dieser Einrichtung waren Alle zufrieden; es gab weder Zank noch Mißtrauen und unsere Gesellschaft fand täglich mehr Theilnehmer, die unser Einverständniß ihren frühern Kämpfen vorzogen. Es fiel Niemanden ein, früher aufzustehen als die Andern, um die Saulnée des Kameraden zu berauben und der Sonntag war immer ein wahres Fest. Die Zubereitung unsers Geflügels besorgten wir selbst; Rose war dabei sehr guter Laune, denn wenn sie sich nicht gerade in Wuth befand, war sie ein gutes, heiteres Mädchen. Die Köchin duldete unsere Kocherei, nur Vater St. Leon machte ein böses Gesicht und behauptete, daß der Schweif seines Schimmels täglich dünner würde — aber das wußten wir schon! —

Trotz aller dieser Spiele spann sich der Roman von

Corambé in meinen Gedanken weiter aus. Es war ein fortwährender Traum ohne Folge und Zusammenhang, wie die Träume des Schlafes, in welchem ich mich jedoch zurecht fand, weil er von einem Gefühl beherrscht wurde.

Dies Gefühl war aber nicht die Liebe. Ihre Existenz war mir aus Büchern bekannt und ich wußte, daß sie die Seele aller Romane und Dichtungen ist; aber da ich in mir nichts von der Nothwendigkeit spürte, die ein Wesen antreibt, ausschließlich einem andern Wesen zu folgen und da diese Art der Neigung etwas Unfaßliches und Hieroglyphenartiges für mich hatte, nahm ich mich wohl in Acht meinen Roman auf dies Feld zu versetzen, das für meine Phantasie ganz unfruchtbar war. Es kam mir vor, als müßte mein Roman durch die Einführung verliebter Wesen langweilig und gewöhnlich werden, und als würden dadurch die liebenswürdigen Geschöpfe, die mich umgaben, in eben so hohle Figuren verwandelt, wie ich in den meisten Geschichten fand oder als würden sie mir fremd, indem sie sich mit einem Geheimniß beschäftigten, für das ich kein Interesse haben konnte, da es mit keinem Gefühl, das mich erfüllte, in Zusammenhang stand. Dagegen wurde meine zaubervolle Welt von Freundschaft, Kindesliebe und Geschwisterliebe, Sympathie und reiner Zuneigung beherrscht. Mein Herz und meine Einbildungskraft erfüllten sich ganz mit diesen Phantasien und wenn ich mit irgend etwas im wirklichen Leben unzufrieden war, fand ich in dem Gedanken an Corambé fast eben so viel Vertrauen und Trost, als wäre seine Existenz unumstößlich erwiesen.

In diesem Seelenzustande wurde mir eröffnet, daß ich

in drei Monaten zum Abendmahl gehen müßte. Meine Großmutter wurde dadurch in eine noch peinlichere Lage versetzt als ich selbst; sie konnte sich nicht entschließen, mir eine ganz philosophische Richtung zu geben, denn Alles, was einer Excentricität gleichsah, war ihr zuwider. Aber während sie sich meinerseits der Gewohnheit fügte, der sie sich im Anfang der Restauration auch nicht zu entziehen vermocht hätte, ohne einen gewissen Skandal zu erregen, fürchtete sie auf der andern Seite, daß sich mein enthusiastisches Gemüth einem Aberglauben hingeben könnte, der ihr in tiefster Seele verhaßt war. Darum entschloß sie sich, mir zu sagen: ich müßte anstandshalber die Sitte mitmachen, solle mich aber wohl hüten, die göttliche Weisheit und die menschliche Vernunft durch den Glauben zu beleidigen, daß ich meinen Schöpfer äße.

Meine natürliche Fügsamkeit that das Uebrige; ich lernte den Katechismus wie ein Papagei, ohne nach Verständniß zu suchen und ohne die Mysterien zu verspotten, aber mit dem festen Entschluß, nichts davon zu glauben und Alles zu vergessen, sobald die Sache abgemacht wäre, wie man bei uns zu sagen pflegte. Die Beichte flößte mir einen großen Widerwillen ein und da meine Großmutter wußte, daß der Pfarrer von St. Chartier etwas roh von Gemüth und roh in seiner Ausdrucksweise war, vertraute sie mich dem alten Geistlichen in la Châtre, der mehr Bildung besaß und der die Unschuld meines Alters nicht durch die abscheulichen Fragen verletzte, durch welche die Priester nur zu oft das kindliche Gemüth beflecken. Man gab mir auch kein Formular, keine Gewissensprüfung in die Hände und sagte

mir nur, ich solle die Fehler gestehen, deren ich mich schuldig fühlte.

Das brachte mich in große Verlegenheit; ich hatte zwar das Bewußtsein verschiedener kleiner Uebelthaten; aber sie erschienen mir zu gering, um den Herrn Pfarrer damit zu belästigen. Ich hatte freilich meiner Mutter eine Lüge gesagt, um Rose zu retten und hatte Deschartres oft belogen, um Hyppolit der Strafe zu entziehen; aber eine Lügnerin war ich nicht, ich hatte durchaus keinen Hang dazu — und da mich Rose immer mißhandelte, ohne mich zu befragen, erzog mich ihre Knechtschaft nicht zur Heuchelei. Ich war auch etwas naschhaft gewesen — aber das war schon so lange her, daß ich mich kaum daran erinnerte. Die Menschen, unter denen ich lebte, waren so keusch, daß ich von einer Unkeuschheit gar keinen Begriff haben konnte. Früher war ich reizbar und heftig gewesen — seit ich mich wohler fühlte, hatte ich keine Veranlassung dazu. Welcher Sünden sollte ich mich also beschuldigen? ich konnte höchstens gestehen, daß ich zuweilen lieber gespielt als gelernt, meine Kleider zerrissen und meine Taschentücher verloren hatte, Vergehen, die meine Bonne als fürchterliche Unarten bezeichnete.

Ich wüßte aber auch nicht, wessen sich ein zwölfjähriges Kind anzuklagen hätte, es müßte denn durch Beispiele und schändliche Einflüsse verdorben sein und in diesem Falle hat es die Beichte anderer Menschen abzulegen.

Ich hatte so wenig zu gestehen, daß es nicht der Mühe werth war, einen Pfarrer damit zu belästigen; der meinige begnügte sich damit und gab mir als Buße auf, das Gebet des Herrn zu sprechen, nachdem ich den Beichtstuhl verlassen

hätte. Das erschien mir sehr mild, denn dies Gebet ist schön, erhaben und einfach und ich ließ es aus vollem Herzen zu Gott emporsteigen — aber doch fühlte ich mich gedemüthigt, daß ich um so geringer Dinge willen vor einem Priester gekniet hatte.

Uebrigens ist wohl nie die Vorbereitung zum Abendmahl mit solcher Leichtigkeit betrieben; ich ging wöchentlich ein Mal nach la Châtre, wo mir der Pfarrer eine fünf Minuten lange Unterweisung gab. Schon in der ersten Woche konnte ich meinen Katechismus von Anfang bis zu Ende. Am Tage vor der heiligen Handlung wurde ich einer guten, liebenswürdigen Frau in la Châtre übergeben, die mit Großmama befreundet war und in deren Hause ich den Abend und die Nacht zubringen sollte. Sie hatte zwei Kinder, die jünger waren als ich; ihre Tochter Laura, die ein schönes und in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Wesen ist, hat später meinen Freund Fleury, einen Sohn von meines Vaters Freunde, geheirathet. Außerdem waren noch andere Kinder im Hause; ich amüsirte mich aufs Höchste, denn man spielte allerhand Spiele, die von den guten Eltern getheilt und überwacht wurden, und als ich zu Bett ging, war ich so ermüdet, daß ich die Feierlichkeit des folgenden Tages ganz vergaß.

Die gute, liebenswürdige Madame Decerfz, die mich zur Vorbereitung in die Kirche begleitete, hat mich später oft an die lärmende Lust erinnert, der ich mich hingab, sobald ich ihr Haus wieder betrat. Ihre alte, vortreffliche Mutter sagte damals: „dies Kind ist doch gar nicht andächtig,, zu meiner Zeit bereitete man sich anders auf den Genuß der

Sacramente vor.“ Aber Madame Decerfz gab ihr zur Antwort: „Ich sehe doch nicht, daß sie Böses thut; um so heiter zu sein, muß sie ein ruhiges Gewissen haben und das Lachen der Kinder ist Gott ein Lobgesang.“

Am folgenden Morgen erschien meine Großmama; sie hatte sich nicht ohne Kampf dazu entschlossen, meiner ersten Abendmahlsfeier beizuwohnen und ich glaube, daß sie seit meines Vaters Heirath keine Kirche betreten hatte. Madame Decerfz forderte mich auf, meine Großmütter um ihren Segen zu bitten und um Verzeihung wegen alles Kummers, den ich ihr etwa bereitet hätte — das that ich denn auch mit viel größerer Rührung als im Beichtstuhl und Großmama küßte mich und führte mich zur Kirche.

Sobald ich daselbst angekommen war, begann ich mich zu fragen, was ich jetzt eigentlich zu thun im Begriff stände? bis jetzt war mir das gar nicht eingefallen, aber nun war ich aufs Höchste erstaunt, meine Großmutter in der Kirche zu sehen. Der Pfarrer hatte mir gesagt, daß jeder, der ohne Glauben zum Abendmahl ginge, sich einer Gotteslästerung schuldig mache; ich hatte nicht im geringsten den Wunsch eine Gotteslästerung zu begehen, fühlte nicht die leiseste Regung von Spott oder Widerstreben — aber ich hatte auch keinen Glauben. Großmama hatte mir den Glauben genommen und hatte mir doch befohlen zum Abendmahl zu gehen. Ich fragte mich, ob wir uns nicht Beide einer Heuchelei schuldig machten und obwohl ich eben so ernst und ruhig aussah, wie ich Tags zuvor ausgelassen und sorglos gewesen war, fühlte ich mich doch sehr unbehaglich und zwei oder drei Mal hatte ich große Lust aufzustehen

und meiner Großmutter zu sagen: „Laß uns fortgehen, es ist nun genug!"

Aber plötzlich kam mir ein Gedanke, der mich beruhigte; ich wiederholte in meinem Gedächtniß die Abendmahlsfeier Jesu und die Worte: dies ist mein Leib und dies ist mein Blut, erschienen mir wie ein bildlicher Ausdruck. Jesus war zu hoch, zu heilig, um seine Jünger zu täuschen. Er hatte sie zu einem brüderlichen Mahle eingeladen und forderte sie auf, das Brod zu brechen zu seinem Gedächtniß. Nun war das Abendmahl für mich über allen Spott erhaben und als ich nach einem armen alten Weibe, das die Hostie mit großer Andacht empfing, an den Altar trat, ging mir der erste Begriff von der Bedeutung dieser Liebesmahle auf, deren Symbolik, meiner Ansicht nach, von der Kirche verkannt oder verfälscht war.

So kam ich denn sehr ruhig vom Tische des Herrn zurück und die Befriedigung eine Lösung für meinen Zweifel gefunden zu haben, hatte, wie man mir später sagte, meinem Gesichte einen ganz neuen Ausdruck gegeben. Meine Großmutter war vielleicht von der Besorgniß erfüllt, mich zur Frömmlerin gemacht oder zu einem Selbstbetruge veranlaßt zu haben. Sie schien bekümmert und gerührt, als ich zu ihr zurückkehrte, sie drückte mich sanft an ihre Brust und ihre Thränen fielen auf meinen Schleier nieder.

Das Alles erschien mir räthselhaft und ich erwartete, daß sie mir Abends eine ernste Erklärung der begangenen Feier und ihrer eigenen Rührung geben würde. Aber es kam nicht dazu; acht Tage später ließ man mich zum zweiten Male communiciren und dann war von Religion nicht mehr

die Rede — es war, als hätten wir uns nie um dergleichen gekümmert.

Zu den großen Festen wurde ich noch nach la Châtre geschickt, um die Prozessionen zu sehen und der Messe beizuwohnen. Ich ließ mir diese Kirchgänge sehr angelegen sein, weil ich dann immer das Haus der Madame Decerfz besuchte, wo ich mich mit den Kindern umhertrieb und so verzogen wurde, daß ich Alles drunter und drüber warf, die Möbel zerbrach, die Puppen beschädigte und sogar die Kinder in Gefahr brachte, die für meine bäuerischen Manieren viel zu zierlich waren.

Wenn ich dann ermüdet von diesen Spielen nach Hause kam, fiel ich in meine Melancholie zurück, vertiefte mich in allerhand Lectüre und machte es meiner Großmutter sehr schwer, mich wieder an geregelte Thätigkeit zu gewöhnen. Nichts ist dem Künstler ähnlicher als das Kind — beide haben Zeiten des Fleißes und der Trägheit, beide fühlen bald den brennenden Eifer des Schaffens, bald die quälende Ermüdung des Ueberdrusses. Meine Großmutter hatte nichts von den Launen des Künstlers, obgleich sie mehrere seiner Gaben besaß; ich weiß auch nicht, ob sie jemals eine Kindheit gehabt hatte. Sie war eine so ruhige, geregelte, harmonische Natur, daß sie meine Begeisterung und mein Ermatten nie begriff. Sie gab mir so wenig zu thun (und das war ein Fehler), daß sie aufs Höchste erstaunt war, mich zuweilen unter der Last meiner Arbeit seufzen zu hören, während ich zu andern Zeiten freiwillig das Vierfache that. Sie beschuldigte mich dann der Launenhaftigkeit oder absichtlichen Widerstrebens — aber sie irrte sich; ich wußte mich

nicht zu beherrschen, das war Alles. Dann schalt sie mich aus, mit sanftem Tone zwar, aber doch mit einer gewissen Bitterkeit und das war unrecht. Dagegen sehe ich vollkommen ein, wie nöthig es war, mich an ein regelmäßiges Leben zu gewöhnen und mich zur Selbstbeherrschung zu bringen.

Aber bei alledem verzog mich die gute Großmama und gewährte mir eine Art von Zerstreuung, die meinen Sinn den ganzen Sommer nach der Abendmahlsfeier gefangen nahm. Es hatte sich nämlich eine ziemlich gute Schauspielertruppe in La Châtre eingefunden, welche Melodramas, Komödien, Vaudevilles und komische Opern aufführte. Das Zusammenspiel war ziemlich gut und unter dem singenden Personal zeichneten sich besonders ein Tenor und zwei Sängerinnen aus, denen es nicht an Talent gebrach. Diese Truppe war jedenfalls zu gut für das elende Lokal, in welchem sie ihre Aufführungen veranstaltete. Es war derselbe Saal, in welchem mein Vater mit seinem Freunde Duvernet gespielt hatte, nämlich eine alte Klosterkirche, deren Spitzbogen unter einem zerbröckelnden Kalküberwurf zum Vorschein kamen. Die Decke bestand aus rohen Balken und die Zuschauer saßen auf schlechten hölzernen Bänken, die amphitheatralisch emporstiegen. Das verhinderte die Damen von La Châtre nicht, in großer Toilette zu erscheinen und wenn der ganze Raum mit Bändern und Blumen gefüllt war, bemerkte man die Leerheit und den Schmutz des Saales nicht. Die Dilettanten des Ortes, an deren Spitze noch immer Herr Duvernet stand, bildeten ein ganz gutes Orchester — damals fand man noch Kunstsinn in der Provinz;

in dem kleinsten, ärmlichsten Orte war es möglich ein gutes Quartett zu bilden und wöchentlich versammelten sich die Musiktreibenden in dem Hause des Einen oder des Andern aus ihrer Mitte, um — wie der Italiener sagt — eine musica di camera aufzuführen. Aber mit den alten Virtuosen, den letzten Hütern des heiligen Feuers in unsern Provinzen, ist diese edle und anmuthige Unterhaltung verschwunden.

Ich schwärmte noch immer für Musik, obwohl mich Großmama in dieser Beziehung vernachlässigte und Herr Gayard mir immer größern Widerwillen gegen seine Methode einflößte. Es geschah nur selten, daß meine Großmutter ihre weißen, gelähmten Finger auf das Klavier legte und die erhabenen Bruchstücke aus alten Meistern mit bebender Stimme zu singen versüchte, die sie besser vortrug, als die mit den kräftigsten Stimmen begabten Sänger der Neuzeit. So hatte ich denn fast vergessen, daß auch ich musikalisch bin und daß ich fühlen und verstehen kann, was Andere ausdrücken oder produciren. Als ich zum ersten Male nach La Châtre ins Theater geschickt wurde, gaben unsere Sänger „Aline, Königin von Golkonda.“ Voller Entzücken kam ich nach Haus und konnte fast die ganze Oper auswendig: Musik und Worte, Recitativs und Begleitungen. Ein anderes Mal sah ich Montano und Stephanie; „der Teufel ist los“; Adolf und Clara; Gulistan; Tante Aurora; Jeannot und Colin, mit einem Worte alle die hübschen, leichten, melodischen und anmuthigen Operetten jener Zeit. Ich begeisterte mich wieder für Musik, und nachdem ich den ganzen Tag in der Wirklichkeit gesungen hatte, sang ich auch Nachts

im Traume. Die Musik verklärte alle diese Vorstellungen, in welche mich die gute Madame Duvernet wöchentlich einmal begleitete. Ich vergaß, daß ich in Paris schönere Schauspielhäuser und große Schauspieler gesehen hätte. Seitdem war so lange Zeit verflossen, daß mich der Vergleich nicht mehr störte. Die Aermlichkeit der Decorationen und die Widersinnigkeit der Kostüme fielen mir gar nicht auf. Meine Einbildungskraft und der Zauber der Musik ersetzten das Fehlende; so glaubte ich, dem schönsten, prächtigsten, vollkommensten Schauspiele der Welt beizuwohnen und diese herumziehenden Komödianten, die in einer Scheune declamirten und sangen, haben mir mehr Vergnügen gemacht und haben mich mehr erfrischt, als später die größten Künstler Europas auf den größten Bühnen der Welt.

Madame Duvernet hatte eine Nichte, Brigitte, ein liebenswürdiges, gutes, kluges Mädchen, mit der ich bald sehr vertraut war. Mit Karl, dem jüngsten Sohne des Hauses (der heute mein alter Freund ist) und mit zwei oder drei eben so würdigen Personen — der älteste von uns allen war noch nicht fünfzehn Jahre alt — brachten wir die Tagesstunden vor der Komödie in aufregenden Spielen zu. Da für uns Alles ein Schauspiel war, die religiösen Feierlichkeiten sogar, stellten wir abwechselnd Messe und Komödie, Prozessionen und Melodramas dar. Wir bemächtigten uns der Putzsachen der Mutter und schmückten uns damit aufs Beste; mit Blumen, Spiegeln, Spitzen und Bändern richteten wir bald Theaterdecorationen, bald Kapellen ein und sangen aus voller Brust lustige Opern-Chöre, Messen und Vespern;

dazu begleitete uns das Glockengeläut, das fast unmittelbar über dem Dache des Hauses ertönte, unter uns spielten die Dilettanti's, welche die Ouvertüre und die Begleitungen des Abends übten und ringsumher heulten alle Hunde der Nachbarschaft. Es war die sonderbarste und lustigste Katzenmusik der Welt.

Endlich kam die Stunde des Diners; man warf in Eile die improvisirten Kostüme ab; Karl entledigte sich eines gestickten Unterrockes seiner Mutter, aus welchem er sich ein Chorhemd gemacht hatte. Brigittens langes, schwarzes Haar mußte gekämmt werden; ich lief in den Garten, um die Bouquets für den Abend zu pflücken und man setzte sich mit großem Appetit zu Tische. Aber die Ungeduld ins Theater zu gehen, erfüllte Brigitte und mich so sehr, daß wir gewöhnlich nicht im Stande waren, etwas zu essen.

Glückliche Zeiten, in denen wir uns um so geringen Preis amüsiren, und begeistern, seid ihr auf ewig für mich und meine Freunde und für Alle dahin, die nicht mehr jung sind? Ich bin jetzt ziemlich alt, aber Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich in mancher Beziehung ein Kind geblieben bin. Zuweilen amüsire ich mich im Theater noch eben so, als wenn ich zwölf Jahre alt wäre und es sind gerade die kindlichsten Stücke, Pantomimen und Feengeschichten, die mich so sehr erfreuen. Es passirt mir zuweilen, wenn ich ein Jahr von Paris entfernt gewesen bin, daß ich mit meinen Kindern und Freunden in großer Eile esse, um nur erst hinzukommen, und daß ich beim Aufgehen des Vorhangs ein leises Herzklopfen spüre. Ich lasse den Andern kaum zum Essen Zeit; ich ärgere mich über den Fiakre, der zu langsam

fährt; ich will nichts verlieren und will das Stück verfolgen, mag es auch noch so einfältig sein; ich mag nicht, daß man mit mir spricht, denn ich will nur sehen und hören; ich bin unempfindlich für den Spott meiner Begleiter, denn die poetische Welt, die sich vor mir bewegt, findet in mir einen aufmerksamen, begierigen Zuschauer. Und ich bin überzeugt, daß sich in demselben Schauspielhause eine Anzahl von Menschen befindet, die eben so unglücklich gewesen sind, wie ich; die das Leben und die Verhältnisse mit derselben Bitterkeit anschauen und die nur nicht gestehen, daß sie sich eben so erheitert, beschäftigt und kindlich froh fühlen als ich. Wir sind ein unglückliches Geschlecht und darum fühlen wir das dringende Bedürfniß, uns von dem Leben der Wirklichkeit abzuwenden und uns den Lügen der Kunst mit ganzer Seele hinzugeben; je mehr sie lügt, um so mehr wird sie uns erfreuen.

Elftes Kapitel.

Erzählung eines tiefen Schmerzes, den Jeder verstehen wird. — Regung des Unwillens. — Angebereien von Demoiselle Julie. — Strafe und Einsamkeit. — Der Herbstabend an der Thür einer Hütte. — Man bricht mir das Herz. — Ich verhärte mich gegen den Kummer und werde ein Enfant terrible. – Ich finde meine Mutter wieder. — Hinterlist. — Ich komme in das Kloster des Anglaises. — Ursprung und Ansehen des Klosters. — Die Superiorin. — Neuer Kummer. — Mutter Alippe. — Ich fange an meine Stellung zu verstehen und ergebe mich. —

Trotz aller dieser Zerstreuungen nährte ich doch im Innern meines Herzens eine Art unglückliche Leidenschaft für meine abwesende Mutter. Von unserm schönen Roman

war durchaus nicht mehr die Rede; sie hatte ihn wohl gänzlich vergessen, aber ich dachte noch immer daran und protestirte im Geheimen gegen die Zukunft, die meine gute Großmama mir zu sichern suchte. Kenntnisse, Talente und Vermögen verachtete ich und wünschte nichts, als meine Mutter wieder zu sehen, um von unserm Plane sprechen und ihr sagen zu können, daß ich bereit wäre ihr Schicksal zu theilen und unwissend, arbeitsam und arm zu sein, wie sie. Wenn diese Gedanken mich beherrschten, vernachlässigte ich meine Studien, wurde dann gescholten und dies diente nur dazu, mich noch mehr in meinen Entschlüssen zu befestigen. Eines Tages, als ich mehr als gewöhnlich getadelt worden war, und das Zimmer meiner Großmama verließ, warf ich Bücher und Hefte zur Erde, legte meinen Kopf in beide Hände, und rief, da ich mich allein glaubte, laut aus: „Nun wohl! es ist wahr, ich lerne nichts, weil ich nicht will. Ich habe meine Gründe. Man wird sie später erfahren!"

Julie stand hinter mir und sagte plötzlich: „Sie sind ein böses Kind, und was Sie denken, ist noch schlechter als das, was Sie thun. Man würde Ihnen verzeihen, wenn Sie zerstreut und träge wären, da Sie aber Ihre gute Großmama aus Starrsinn und bösem Willen betrüben, verdienten Sie, daß man Sie zu Ihrer Mutter schickte."

„Meine Mutter," rief ich, „mich zu meiner Mutter schicken, das ist ja Alles, was ich wünsche, was ich verlange!"

„Ach Sie denken nicht so," erwiederte Julie, „Sie sprechen im Zorne und sind in diesem Augenblicke nicht

recht bei Sinnen. Ich werde mich wohl hüten wieder zu sagen, was Ihnen eben entschlüpft ist, denn Sie würden später trostlos sein, wenn man Sie beim Worte nähme."

„Julie," entgegnete ich mit Heftigkeit, „ich verstehe und kenne Sie sehr gut. Ich weiß, daß Sie, wenn Sie mir versprechen zu schweigen, doch entschlossen sind, es nicht zu thun. Ich weiß, daß Sie mich nur sanft und schmeichelnd ausfragen, um meine Gedanken zu erfahren und mich in boshafter Weise bei meiner Großmama zu verdächtigen. Ich weiß, daß Sie mich jetzt nur reizen, damit ich mich vom Zorn und Ueberdruß fortreißen lassen soll, mehr zu sagen. Nun wohl, ich will Ihnen die Mühe ersparen. Sie wissen, was ich denke, und ich bevollmächtige Sie, es meiner Großmutter mitzutheilen. Ich will nicht hier bleiben, ich will zu meiner Mutter zurückkehren und mich nicht wieder von ihr trennen. Ich liebe sie und werde sie immer lieben, mag man dagegen auch thun, was man will. Ihr allein nur will ich gehorchen. Gehen Sie jetzt, beeilen Sie sich, Ihre Anklage zu machen, ich bin bereit sie zu unterzeichnen."

Versah das arme Mädchen wirklich das Amt eines provocirenden Agenten? In der Form, ja, im Grunde des Herzens aber gewiß nicht. Sie wollte nur das Gute. Es machte ihr nicht etwa ein grausames Vergnügen, mich ausschelten zu sehen, sondern sie betrübte sich mit meiner Großmutter über das, was sie meine Undankbarkeit nannten. Wie hätte sie verstehen können, daß ich nicht undankbar gegen die Zuneigung meiner Großmama war, sondern daß ich mich nur gegen das Vermögen auflehnte? Selbst meine

Großmutter irrte sich in diesem Punkte. Aber es ist gewiß, daß Julie im Blicke, in der Stimme und in ihrem Verfahren etwas Schmeichelndes und Vorsichtiges hatte, das wie List und Doppelzüngigkeit aussah, und dies war mir durchaus zuwider.

Sei dem aber wie ihm wolle, es war das erste Mal, daß ich sie aufs Aeußerste trieb und sie in ihrer Eigenliebe beleidigte. Sie war gereizt und folgte dem Gefühl der Rache, denn sie ging sogleich zu meiner Großmama, um ihr meine Declamation in schwärzester Färbung zu überbringen. Dies war eine schlechte Handlung, denn sie verwundete das Herz meiner armen Großmutter, die nicht mehr die Kraft hatte, gegen neue mütterliche Schmerzen anzukämpfen. Die geringste Veranlassung genügte, um die Erinnerung an ihren Sohn heraufzubeschwören, ihre ewige Trauer um ihn zu erneuern und die verzehrende Eifersucht gegen die Frau wieder zu wecken, die ihr die Liebe ihres Sohnes streitig gemacht hatte und jetzt auch die meinige schmälerte. Dies war, ich weiß es gewiß, ihr tödtlicher Kummer und hätte sie mich in ihr Herz blicken lassen, so würde ich zu ihren Füßen gefallen sein und hätte jeden Widerstand abgeschworen, denn ich war immer von außerordentlicher Schwachheit vor den Schmerzen, die ich verursacht hatte, und die Reue band mich dann nur um so fester an die, von denen der Widerstand mich losmachen sollte. Aber man verbarg mir die Aufregung meiner guten Großmama sorgfältig und Julie, die persönlich gegen mich eingenommen war, kam nicht, um mir zu sagen: „Sie leidet, gehen Sie hin, um sie zu trösten.“

Man befolgte ein schlechtes System, man entschloß sich

mit Härte zu Werke zu gehen, man glaubte mich zu erschrecken, wenn man mich beim Worte nahm und Demoiselle Julie kam, um mir anzuzeigen, daß ich in mein Zimmer gehen und es nicht verlassen sollte. „Sie werden Ihre Großmama nicht wiedersehen," fügte sie hinzu, „weil Sie sie hassen. Sie giebt Sie auf; in drei Tagen sollen Sie nach Paris abreisen."

„Sie haben gelogen," antwortete ich; „Sie haben aus Bosheit gelogen; ich hasse meine Großmama nicht, ich liebe sie, aber ich liebe meine Mutter mehr und wenn man mich zu ihr zurückschickt, so werde ich Gott, meiner Großmutter und selbst Ihnen danken."

Darauf drehte ich ihr den Rücken und ging ruhig in mein Zimmer. Dort fand ich Rose, die nicht wußte, was sich eben ereignet hatte und deshalb nicht schelten konnte. Auch hatte ich an dem Tage meine Kleider weder beschmutzt noch zerrissen — um das Uebrige kümmerte sie sich wenig. Drei lange Tage vergingen, ohne daß ich meine Großmutter sah. Man rief mich zu den Mahlzeiten, wenn sie sie bereits beendigt hatte — man hieß mich in den Garten gehen, um Luft zu schöpfen, wenn sie sich eingeschlossen hatte, und sie schloß sich wirklich, buchstäblich ein, denn wenn ich an ihrem Zimmer vorüber ging, hörte ich, wie man die Riegel mit einer gewissen Absichtlichkeit vorlegte, gleichsam um mir zu sagen, daß alle Reue unnütz sei.

Die Dienerschaft schien bestürzt, aber ich trug eine so hochmüthige Miene zur Schau, daß Niemand zu fragen wagte, selbst Rose nicht, die vielleicht errieth, daß man ungeschickt verfuhr und meine Liebe zu meiner Mutter nur

erhöhte, statt sie abzukühlen. Auch Deschartres sprach, aus Grundsatz, oder weil er eine ähnliche Ansicht von der Sache hatte, wie Rose, nicht mit mir, und von Unterricht war in dieser Zeit der Buße nicht die Rede.

Wollte man mich die Langeweile der Unthätigkeit fühlen lassen, so hätte man mich der Bücher berauben sollen; aber man entzog mir nichts — und da ich die Bibliothek zu meiner Verfügung sah, wie gewöhnlich, fühlte ich nicht einmal das Verlangen, mich durch Lektüre zu zerstreuen. Man wünscht nur, was man nicht haben kann.

Ich verbrachte diese drei Tage in fortwährendem tête à tête mit Corambé. Ich erzählte ihm meine Leiden und er tröstete mich und gab mir Recht. Ich litt wegen der Liebe zu meiner Mutter, wegen der Liebe zur Demuth und Armuth und es schien mir, als erfüllte ich eine große Aufgabe, als verfolgte ich eine heilige Mission und ich drapirte mich, wie alle romantischen Kinder, ein wenig in meine Ruhe und Beharrlichkeit. Man hatte mich demüthigen wollen, indem man mich in dem Hause, wo mir sonst Alles zulächelte, isolirte, wie eine Aussätzige, das diente nur dazu, mich in meiner eignen Achtung zu erhöhen. Ich stellte schöne philosophische Betrachtungen an, über die geistige Sklaverei dieser Domestiken, die sich mir gestern, als ich noch in Gunst stand, gern zu Füßen geworfen hätten und heute nicht wagten, ein Wort an mich zu richten. Ich verglich meine Verbannung mit den großen historischen Verbannungen, von denen ich gelesen hatte, und mich selbst mit den großen Bürgern der undankbaren Republiken, die um ihrer Tugend willen zum Ostracismus verurtheilt wurden.

Aber der Hochmuth ist ein dummer Gesellschafter, ich war seiner in einem Tage müde. „Alles dies ist sehr thöricht," sagte ich mir. „Ich will klar werden über mich und Andere und dann weiter schließen. Man bereitet nichts vor zu meiner Abreise, man hat nicht Lust, mich zu meiner Mutter zurückzuschicken. Man will mich prüfen und glaubt, daß ich verlangen werde, hier zu bleiben; man weiß also nicht, wie sehr ich wünsche, bei ihr zu sein — ich muß es zeigen. Ich will mich also ganz ruhig verhalten, mag meine Absperrung acht oder vierzehn Tage oder einen Monat dauern. Wenn man sich überzeugt haben wird, daß ich meinen Sinn nicht ändere, läßt man mich abreisen, dann erkläre ich meiner Großmama Alles; ich werde ihr sagen, daß ich sie liebe und will es so sagen, daß sie mir Alles verzeiht und mir ihre Liebe wieder zuwendet. Warum sollte sie mir darum zürnen, daß ich die ihr vorziehe, der ich das Leben verdanke und die über Alles zu lieben mir Gott selbst befiehlt? Wie könnte sie mich für undankbar halten, weil ich nicht nach ihrer Weise erzogen sein mag und nicht nach ihrer Weise leben will? Ich sehe sie immer weniger; die Gesellschaft ihrer Kammerfrauen scheint ihr angenehmer zu sein, als die meinige, denn mit ihnen verbringt sie die meiste Zeit. Wenn sie mich hier behält, so geschieht das jedenfalls nicht um ihretwillen, sondern um meinetwillen. Nun wohl, bin ich nicht ein freies Wesen, das sich ein Leben und eine Zukunft nach eignem Belieben wählen kann? Ich finde in dem, was mir begegnet, gar nichts Tragisches. Meine Großmutter hat mich aus reiner Güte unterrichtet und reich sehen wollen — ich bin ihr dafür sehr dankbar, aber ich kann mich nicht daran ge-

wöhnen, meine Mutter zu entbehren. Mein Herz giebt alle die falschen Güter freudig für sie hin. Sie wird mir Dank dafür wissen und Gott wird es mir anrechnen. Niemand hat aber Ursache ärgerlich gegen mich zu sein und meine gute Großmama wird das einsehen, wenn ich bis zu ihr dringen und die Verleumdungen zerstören kann, die sich zwischen sie und mich gedrängt haben."

Ich versuchte also bei ihr einzutreten, fand aber die Thür verbarrikadirt und ging in den Garten. Dort begegnete ich einer alten, armen Frau, der man erlaubt hatte, das dürre Holz aufzulesen. „Ihr kommt nicht schnell vorwärts, Mutter," sagte ich, „warum helfen Euch Eure Kinder nicht?" „Sie sind im Felde," entgegnete sie, „und ich kann mich nicht mehr recht bücken, um das aufzuheben, was auf der Erde liegt, meine Knochen sind zu alt." Ich half ihr nun arbeiten und da sie nicht wagte, das noch stehende dürre Holz zu nehmen, so holte ich ein Gartenmesser, um das trockne Strauchwerk abzuhacken und die dürren Zweige, die ich erreichen konnte, von den Bäumen zu schlagen. Da ich stark war wie eine Bäuerin, richtete ich bald eine große Niederlage an. Nichts ist erregender als körperliche Arbeit, wenn man durch einen Gedanken oder ein Gefühl dazu getrieben wird. Die Nacht brach ein, als ich noch immer dabei war, zu schneiden, Bündel zu machen und zusammen zu binden und der Alten so Vorrath für die ganze Woche zu schaffen, während sie allein kaum das Nöthige für einen Tag nach Hause gebracht hätte. Ich hatte vergessen zu essen und da man mich an nichts mehr erinnerte, dachte ich nicht daran, nach Hause zu gehen. Endlich bekam ich Hunger.

Die Alte war längst fort und ich nahm eine Last, die schwerer war als ich, auf die Schultern und trug sie nach ihrer Hütte, die am Ende des Dorfes lag. Ich war im Schweiß gebadet und blutete, denn das Gartenmesser hatte meine Hände mehr als einmal verletzt und das Gesicht war von Dornen zerrissen.

Aber der Herbstabend war köstlich und die Amseln sangen im Gebüsch. Ich habe den Gesang der Amseln immer ganz besonders geliebt; er ist weniger originell, weniger glänzend und weniger variirt, als der der Nachtigall; er nähert sich mehr den Formen unsrer Musik und hat Sätze von so idyllischer Einfachheit, daß man sie beinahe in Noten setzen und singen könnte, ohne viel von unsern Regeln dazu zu thun. Diesen Abend schien mir der Gesang die Stimme Corambé's zu sein, der mich stützte und ermuthigte. Ich beugte mich unter meiner Last, aber, so stark ist die Wirkung der Einbildungskraft auf uns, ich fühlte, daß sich meine Kräfte verzehnfachten und daß plötzlich eine Frische durch meine ermüdeten Glieder ging. Als schon die ersten Sterne am noch rosenfarbenen Himmel blinkten, erreichte ich die Hütte der Mutter Blin. „Ah, wie sind Sie ermüdet, mein armer Liebling!“ rief sie; „das wird Ihnen schaden!“ „Nein,“ erwiederte ich, „aber ich habe für Euch gearbeitet und wohl ein Stück von Eurem Brode verdient, ich habe Hunger.“ Sie schnitt mir ein Stück von ihrem schwarzen verschimmelten Brode, ein großes Stück, das ich auf einem Steine, vor der Thür sitzend, verzehrte, während sie die kleinen Kinder zu Bett brachte und ihr Gebet verrichtete. Ihr abgemagerter Hund (jeder Bauer, so arm er auch sei, besitzt einen

Hund, oder vielmehr den Schatten eines Hundes, der von Räubereien lebt, aber doch das erbärmliche Haus bewacht, das ihm nicht einmal ein Obdach gewährt), der Hund, der mich anfänglich angeknurrt hatte, näherte sich beim Anblicke des Brodes und theilte mein bescheidenes Abendessen.

Niemals hatte mir eine Mahlzeit besser geschmeckt, niemals schien mir die Natur ruhiger und eine Stunde angenehmer. Mein Herz war leicht und frei. Ich aß das Brod der Armen, ich hatte die Arbeit der Armen gethan. Es ist keine „gute Handlung“, wie es in dem hochmüthigen Wörterbuche der Schlösser heißt, dachte ich, es ist nur die erste That in dem Leben der Armuth, das ich wähle und beginne. So bin ich endlich frei: ich habe keine langweiligen Stunden mehr; muß nicht ekelerregende Confitüren delikat finden, um nicht undankbar zu erscheinen; es giebt keine festgesetzten Stunden, in denen ich essen, schlafen oder mich amüsiren muß, ohne daß ich Lust und Verlangen habe. Das Ende des Tages bezeichnet das Ende meiner Arbeit; der Hunger allein läutet zur Speisestunde; kein Diener wird mir die Schüssel halten oder sie nach seinem Belieben wegnehmen. Da ziehen die Sterne herauf, es ist frisch, ich bin müde und ruhe mich aus, ohne daß Jemand kommt mir zu sagen: „Nehmen Sie Ihren Shawl oder gehen Sie hinein, sonst werden Sie den Schnupfen bekommen.“ Niemand denkt an mich, Niemand weiß, wo ich bin, es hängt nur von mir ab, ob ich die Nacht auf diesem Steine zubringen will. Das ist das höchste Glück, ich begreife nicht, wie man es Strafe nennen kann.

Dann dachte ich, daß ich bald bei meiner Mutter sein

würde und nahm zärtlich aber fröhlich Abschied von den Feldern und Wiesen, von den Amseln, von den Büschen, den Sternen und den großen Bäumen. Ich liebte das Landleben, aber ich wußte noch nicht, daß ich sonst nirgend zu existiren vermöchte; ich glaubte, mit meiner Mutter überall ein Paradies zu finden. Ich ergötzte mich an dem Gedanken ihr nützlich sein zu können, und hoffte, ihr bei meinen körperlichen Kräften jede anstrengende Arbeit abzunehmen. „Ich werde ihr Holz herbeitragen, das Bett machen, das Feuer unterhalten. Wir werden keine Domestiken, keine tyrannischen Sklaven haben, wir werden nur uns selbst angehören und die Freiheit des Armen genießen.“

Ich war in einer köstlichen Gemüthsstimmung, aber Rose hatte mich nicht so gänzlich vergessen, wie ich dachte. Sie beunruhigte sich, suchte mich, aber sie schalt nicht einmal, als ich nach Hause kam, und sie die große Schmarre in meinem Gesichte erblickte. Sie hatte mich für Mutter Blin arbeiten sehen und besaß ein gutes Herz; überhaupt war sie während der Zeit meiner Buße sehr sanft, selbst traurig.

Am andern Morgen weckte sie mich früh. „Das kann nicht so fortgehen,“ sagte sie, „Deine Großmutter grämt sich, geh hin, umarme sie und bitte um Verzeihung.“ „Das hätte man mich seit drei Tagen thun lassen sollen,“ entgegnete ich; „aber Julie wird mir den Eintritt verweigern.“ „Dafür laß mich sorgen,“ erwiederte sie und führte mich durch die kleinen Gänge zu dem Zimmer meiner Großmutter. Ich ging gern, obgleich ohne Reue zu ihr, denn ich fühlte mich nicht schuldig, und dachte, indem ich ihr Beweise von Zärtlichkeit geben wollte, doch durchaus nicht daran, auf die Trennung zu ver=

zichten, die ich für so gut wie schon geschehen ansah; aber es erwartete mich in den Armen meiner armen alten Großmama die grausamste, schmerzlichste und am wenigsten verdiente Strafe.

Bis dahin hatte mir Niemand, am wenigsten aber meine Großmutter, etwas wirklich Schlimmes von meiner Mutter gesagt. Es war leicht zu bemerken, daß Deschartres sie haßte, daß Julie sie verleumdete, um sich in Gunst zu setzen, und daß meine Großmama Anfälle von Bitterkeit und Kälte gegen sie hatte; aber das war nur kalter Spott, waren nur Andeutungen eines unmotivirten Tadels, Mienen, die Abneigung zeigten — und ich in meiner naiven Parteilichkeit glaubte, daß die Familie meines Vaters mit seiner Heirath nur darum so unzufrieden wäre, weil meine Mutter weder Vermögen besaß, noch von vornehmer Abkunft war. Meine Großmutter schien es sich zur Pflicht gemacht zu haben, die Verehrung, die ich für meine Mutter hegte, zu respectiren.

Aber während der drei vergangenen, für sie so kummervollen Tage, suchte sie nach dem schnellsten und sichersten Mittel mich wieder an sich zu fesseln, mich erkenntlich für die Wohlthaten zu machen, auf die ich so wenig gab, und in meinem jungen Herzen das Vertrauen und die Liebe zu zerstören, die ich für eine Andere hegte. Sie dachte nach und überlegte und wählte das unglückseligste von Allem.

Als ich vor ihrem Bette niedergekniet war und ihre Hand ergriff, um sie zu küssen, sagte sie mit einem strengen, vibrirenden Tone, den ich bis dahin nie gehört hatte: „Bleibe knieen und höre mit Aufmerksamkeit an, was ich

Dir sagen werde; Du hast es noch nie gehört und wirst es aus meinem Munde nie wieder hören. Man erzählt solche Dinge nur einmal im Leben, denn sie vergessen sich nicht wieder; aber wenn sie einmal existiren, muß man sie kennen, wenn man sich nicht selbst zu Grunde richten soll."

Nach diesem Eingange, der mich zittern machte, fing sie an, mir von ihrem Leben und dem meines Vaters zu erzählen, was ich mitgetheilt habe — dann überlieferte sie mir die Lebensgeschichte meiner Mutter, so wie sie dieselbe wußte, oder vielmehr so, wie sie dieselbe verstand und begriff. Sie war in diesem Punkte, ich muß es sagen, ohne Mitleid und ohne Einsicht, denn es giebt im Leben des Armen Verlockungen, Schicksale und Unglücksfälle, die der Reiche nie begreift und die er beurtheilt wie ein Blinder die Farben.

Alle Thatsachen, die meine Großmutter mir erzählte, waren wahr und durch Detail-Angaben unterstützt, die nicht den geringsten Zweifel aufkommen ließen — aber man hätte diese Enthüllungen machen können, ohne mir die Liebe und Achtung für meine Mutter zu rauben und die so erzählte Geschichte würde um Vieles wahrscheinlicher und wahrer gewesen sein. Sie hätte mir Alles erzählen müssen: die Ursachen des Unglücks meiner Mutter; ihr Alleinstehen und das Elend, in dem sie sich als vierzehnjähriges Kind befand; die Verdorbenheit der Reichen, die den Hunger benutzen, um die Unschuld zu verderben; die unbarmherzige Strenge der öffentlichen Meinung, die keine Umkehr gestattet und keine Buße an-

erkennt*). Sie hätte mir erzählen müssen, wie meine Mutter ihre Vergangenheit wieder gut gemacht, wie treu sie meinen Vater geliebt hatte und wie bescheiden, traurig und zurückgezogen sie seit seinem Tode lebte. Das letztere wußte ich zwar selbst oder glaubte wenigstens es zu wissen, doch man ließ mich merken, daß man zwar die ganze Vergangenheit vor mir enthülle, mich aber mit der Gegenwart verschone und daß es in dem jetzigen Leben meiner Mutter neue Geheimnisse gebe, von denen man mir nichts sagen wolle, die aber meine eigene Zukunft gefährden würden, wenn ich darauf bestände, bei ihr zu leben. Endlich sprach meine Großmama, erschöpft durch die lange Erzählung, ganz außer sich, mit erstickter Stimme und feuchten, unsicheren Augen, das große, das entsetzliche Wort aus: Meine Mutter war ein ehrloses Weib und ich ein blindes Kind, das sich in einen Abgrund stürzen wollte.

---

*) Man sagt mir, daß eine vorurtheilsvolle Kritik die Aufrichtigkeit tadelt, mit der ich von meinen Verwandten, besonders aber von meiner Mutter spreche. Das ist sehr natürlich und ich habe es erwartet. Es giebt eine gewisse Klasse Leser, die nie verstehen, was sie lesen, es sind dies Diejenigen, welche die wirkliche Moral der Dinge nicht verstehen wollen oder nicht verstehen können. Da ich für diese nicht schreibe, so würde es überflüssig sein, ihnen zu antworten; ihr Gesichtspunkt steht im entschiedenen Widerspruche zu dem meinigen; aber ich bitte die, welche mein Werk nicht grundsätzlich hassen, die Zeilen noch einmal zu lesen und zu überlegen. Wenn es einige unter ihnen giebt, die um gleicher Ursachen dieselben Schmerzen getragen haben wie ich, so glaube ich durch eine höhere Auffassung, als die der Verfechter einer falschen Moral, ihre innern Zweifel beruhigt und ihre Wunden geschlossen zu haben.

Ich war wie im Traume; der Hals war mir wie zugeschnürt; jedes Wort gab mir den Tod; ich fühlte, wie mir der Schweiß von der Stirn rann; ich wollte meine Großmutter unterbrechen, wollte aufstehen, fortgehen, die entsetzliche Mittheilung mit Abscheu zurückweisen — ich konnte es nicht, ich war wie an den Boden genagelt und horchte gesenkten Hauptes auf die Stimme, die über mir schwebte und meine Seele verdorrte. Meine eisigen Hände hielten die brennenden Hände meiner Großmutter nicht mehr, ich glaube, ich hatte sie mit Entsetzen von mir gestoßen.

Endlich erhob ich mich ohne ein Wort, ohne eine Liebkosung und ohne mich darum zu kümmern, ob man mir vergeben habe. Ich ging in mein Zimmer. Auf der Treppe fand ich Rose: „Nun," sagte sie, „ist die Geschichte zu Ende?" — „Ja, sie ist zu Ende und für immer," entgegnete ich und warf mich in die Arme des Mädchens, in dem ich, obgleich es mein Tyrann war, jetzt meine beste, einzige Freundin erblickte, das mir jetzt schön erschien, trotz seiner Häßlichkeit, denn ich erinnerte mich, daß sie mir nie etwas Böses von meiner Mutter gesagt und dieser immer die größte Anhänglichkeit bewahrt hatte, trotzdem sie gewiß Alles wußte, was ich eben erfahren hatte. Dann eilte ich davon, um mich zu verbergen, und stürzte, ein Raub der Verzweiflung, in heftigen Convulsionen zur Erde.

Die Thränen, die sich endlich Bahn brachen, erleichterten mich nicht. Ich habe immer gehört, daß Thränen den Kummer lindern, habe an mir aber immer das Gegentheil erfahren — ich verstehe nicht zu weinen. Wenn mir die Thränen in die Augen treten, preßt mir das Schluchzen die

Luftröhre zusammen, droht mich zu ersticken und mein Athmen wird zum Schreien und Stöhnen — und da mir diese lauten Schmerzensausbrüche entsetzlich sind und ich deshalb das Schreien unterdrücke, so ist es schon oft passirt, daß ich wie todt niederfalle. Wahrscheinlich werde ich einst, wenn ich allein bin und ein neues Unglück mich überrascht, so sterben. Das beunruhigt mich indessen nicht. Der Tod muß immer eine Ursache haben, und Jeder trägt diese Ursache in sich. Der traurigste und ärgste Tod ist jedenfalls der, den die Feigen sich wünschen, der Tod an Altersschwäche, d. h. das Sterben nach allem Dem, was man auf Erden geliebt, nach allem Dem, an was man auf Erden geglaubt hat.

Zu jener Zeit hatte ich noch nicht die Kraft, mein Schluchzen zu unterdrücken, und Rose, die mich röcheln hörte, kam mir zu Hülfe. Als ich die Herrschaft über mich selbst ein wenig wieder gewonnen hatte, wollte ich nicht krank scheinen; ich kam auf den ersten Ruf zum Frühstück und zwang mich zu essen. Man gab mir meine Hefte zurück und ich arbeitete zum Schein; aber meine Augenlider waren wund von den scharfen, brennenden Thränen; ich hatte entsetzliches Kopfweh, ich dachte nicht mehr, lebte nicht mehr — Alles war mir gleichgültig. Ich wußte nicht, ob ich noch Jemand haßte oder liebte und fühlte weder Enthusiasmus noch Widerwillen für irgend Etwas. Es war mir, als hätte ich innerlich eine große Brandwunde und an der Stelle des Herzens eine quälende Leere. Ich wurde mir einer gewissen Verachtung des Weltalls bewußt, eines bittern Hasses des Lebens, das mir in Zukunft beschieden sein sollte — ich liebte mich selbst nicht mehr. Wenn meine Mutter verächt-

lich und hassenswerth war, so war ich, ihr Kind, es auch. Ich weiß nicht, was mich davor bewahrt hat, von diesem Augenblicke an in Misanthropie zu versinken; man hatte mir einen entsetzlichen Schaden zugefügt, der vielleicht durch Nichts wieder gut gemacht werden konnte, denn man hatte versucht, die Quellen des seelischen Lebens, Glaube, Liebe und Hoffnung in mir zu ertödten.

Glücklicherweise hat mich Gott zum Lieben und zum Vergessen geschaffen. Man hat mir zuweilen einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich das Böse so leicht vergesse; aber da ich so viel im Leben zu ertragen haben sollte, ist dies eine Gnade Gottes.

Nachdem ich einige Tage in unaussprechlichem Schmerze, in gänzlicher Niedergeschlagenheit zugebracht hatte, fühlte ich mit Erstaunen, daß ich meine Mutter nur noch mehr und meine Großmama nicht weniger liebte als früher. Man hatte mich sehr traurig gesehen und Rose erzählte so viel von meinen Leiden, daß man glaubte, ich fühle große Reue. Meine Großmama begriff allerdings, daß sie mir einen tiefen Schmerz zugefügt hatte, aber sie hielt ihn für heilsam und glaubte, daß ich mich jetzt in Alles ergeben hätte. Von einer neuen Erklärung war nicht die Rede; man befragte mich nicht, es wäre auch unnütz gewesen. Meine Lippen waren für immer versiegelt. Mein Leben fing wieder an, wie ein stiller Fluß dahinzufließen, aber für mich waren die Wellen getrübt — ich blickte nicht mehr hinein.

In der That versenkte ich mich nicht mehr in Pläne und süße Träume. Mein Roman war zu Ende. Corambé blieb stumm. Ich lebte nur noch wie eine Maschine. Das

Uebel war ärger, als man glaubte. Mit einem liebevollen Herzen begabt, liebte ich wohl Andere noch und als Kind erfreute ich mich noch am Leben — aber ich liebte mich selbst nicht mehr, wie ich schon sagte; ich war mir vollständig gleichgültig geworden. Ich hatte grundsätzlich verschmäht, mein Wissen zu vermehren und meine intellectuellen Fähigkeiten auszubilden, weil ich glaubte, dadurch in moralischer Beziehung zu gewinnen — jetzt war mein Ideal verschleiert und ich verstand die Zukunft nicht mehr, die meine Phantasie sich geschaffen und aufgebaut hatte. Ich erblickte in dieser Zukunft jetzt nur Kämpfe gegen die öffentliche Meinung, an die ich früher nie gedacht hatte, und irgend ein trauriges Räthsel, dessen Lösung man mir nicht geben wollte. Man hatte mir etwas von entsetzlichen Gefahren gesagt und sich gedacht, ich würde errathen, welcher Art diese wären, aber ich, das einfache, ruhige Kind, errieth nichts. So lebhaft mein Geist in Bezug auf Dinge ist, die mich ansprechen, so träge ist er in Sachen, die meinem Gefühle widerstehen. Ich suchte also das Wort der Sphinx nicht, aber es richtete sich irgend ein schreckliches Etwas vor mir auf, wenn ich daran dachte, die schützenden Flügel meiner Großmutter zu verlassen; und dies Etwas nahm, ohne mich in Furcht zu setzen, doch meinen Luftschlössern den Reiz des unbedingten Glaubens.

„Das würde schlimmer sein als Armuth," hatte man mir gesagt, „es wäre Schande."

„Warum Schande?" fragte ich mich selbst. „Würde ich erröthen, die Tochter meiner Mutter zu sein? O, wenn es nichts wäre als das, man weiß wohl, daß ich diese feige

Scham nicht kenne." Ohne an etwas Verbrecherisches zu denken, nahm ich an, daß vielleicht zwischen meiner Mutter und irgend Jemand, der eine ungerechte und unrechtmäßige Gewalt auf mich ausüben könnte, eine geheimnißvolle Verbindung existire — und endlich gab ich es auf darüber nachzudenken. „Wir werden wohl sehen," sagte ich mir selbst, „man will, daß ich suche, aber ich werde nicht suchen."

Zu den Nothwendigkeiten meines Lebens hat immer der bestimmte Entschluß gehört, für irgend eine Person oder Sache leben zu wollen und dies ist die Folge der Verhältnisse, in denen ich meine Jugend verlebte. Die Liebe, die man in mir tödten wollte, blieb lebendig, obwohl mein Ziel verdunkelt und meine Empfindung unklar wurde. Man wollte mich mit Gewalt nach einem andern Ziele leiten, das man mir zeigte und von dem ich mich hartnäckig abwendete. Ich fragte mich selbst, ob dies möglich sein würde und mein Gefühl sagte mir, es ist unmöglich. Vermögen, Wissen, gute Manieren, Witz und das, was man die „Welt" zu nennen pflegt, schätzte ich sehr gering. „Es handelt sich darum," sagte ich mir, „ein schönes, geputztes, geziertes, gelehrtes Fräulein zu werden, das in Gesellschaften auf dem Pianoforte klimpert, sich um Niemand kümmert, sondern nur zu glänzen wünscht; das nach einer reichen Heirath strebt und seine Freiheit und seine Person für Putzsachen, einen Wagen, ein Wappen und einige Thaler Geld verkauft. So will und werde ich niemals sein. Wenn ich dieses Schloß, diese Korngarben, die Deschartres wieder und wieder zählt, diese Bibliothek, in der mir nichts gefällt, und diesen Keller, um den ich mich nicht kümmere, durchaus erben muß, ist das

etwa ein großes Glück, ein großer Reichthum? Ich habe oft von weiten Reisen geträumt. Für Reisen würde ich geschwärmt haben, hätte ich nicht den Plan verfolgt mit meiner Mutter zu leben. Nun wohl, wenn meine Mutter mich nicht haben will, so werde ich eines Tages abreisen und bis ans Ende der Welt gehen. Ich werde den Aetna sehen und den Berg Gibre, dann reise ich nach Amerika und nach Indien. Man hat mir gesagt, daß die Reise sehr weit und mühselig ist, desto besser! Man sagt ferner, daß man dort stirbt, was thut das? Bis dahin will ich von einem Tage zum andern leben und den Zufall walten lassen; da mir nichts mehr von dem gefällt, was ich kenne, will ich die unbekannte Zukunft erwarten."

Von der Zeit an versuchte ich zu leben, ohne etwas zu denken, zu fürchten oder zu wünschen. Anfänglich wurde mir das schwer; ich war so daran gewöhnt zu träumen und auf ein künftiges Glück zu hoffen, daß die Gedanken gegen meinen Willen kamen — aber dann verfiel ich in so tiefe Traurigkeit, und die Erinnerung an jene schreckliche Scene wurde so peinlich, daß ich, um mir selbst zu entgehen, auf das Feld lief und mich bei den Bauerjungen und Mädchen, die mich liebten, zu zerstreuen suchte.

So vergingen einige Monate, deren ich mich nur so dunkel erinnere, denn sie waren leer in jeder Hinsicht. Ich betrug mich sehr schlecht, arbeitete nicht mehr, als ich gerade brauchte, um nicht gescholten zu werden, gab mir Mühe schnell zu vergessen, was ich eben gelernt hatte, dachte nicht mehr über meine Arbeit nach wie früher, wo ich durch ein Bedürfniß der Logik und der Poesie, das seinen geheimen

Reiz besaß, dazu genöthigt wurde; ich lief mehr als sonst mit meinen lärmenden Genossen auf den Straßen, den Weiden und im Holze umher, stürzte im Hause das Unterste zu oberst, gewöhnte mir an, eine tolle, manchmal gezwungene Lustigkeit zur Schau zu tragen, wenn mein innerer Schmerz erwachen wollte; ich wurde mit einem Worte ein Enfant terrible, wie meine Bonne sagte, die jetzt anfing Recht zu haben, mich aber doch nicht mehr schlug, weil sie an meiner Figur sah, daß ich im Stande sein würde, es ihr wiederzugeben, und nach meinem Ansehen schloß, daß ich nicht in der Stimmung war, mir etwas gefallen zu lassen.

Meine Großmutter, die Alles das eben so gut bemerkte, sagte mir endlich: „Mein Kind, Sie sind nicht mehr bei Sinnen. Sie haben Verstand und thun alles Mögliche, um dumm zu werden oder zu scheinen. Sie könnten angenehm sein und es ist Ihnen ein Vergnügen, sich häßlich zu machen. Ihr Gesicht ist verbrannt, Ihre Hände sind aufgesprungen und Ihre Füße werden unförmlich in den Holzschuhen. Und Ihr Gehirn verwildert und wird schlotterig wie Ihr Aeußeres. Zuweilen antworten Sie kaum und haben das Ansehen eines Freigeistes, der Alles verachtet, und dann reden Sie wieder Alles durcheinander, wie eine Elster, die nur schwatzt um zu schwatzen. Sie waren ein reizendes kleines Mädchen und sollen kein unausstehliches junges Mädchen werden. Sie haben weder Haltung, noch Grazie, noch Anstand. Sie haben ein gutes Herz, aber einen erbärmlichen Kopf — Alles das muß sich ändern. Sie brauchen Lehrer, die ich Ihnen hier nicht verschaffen kann und ich

habe deshalb beschlossen, Sie in ein Kloster zu bringen. Wir werden zu diesem Zwecke nach Paris gehen."

„Werde ich dort meine Mutter sehen?" rief ich.

„Ja, gewiß sollen Sie dieselbe sehen," antwortete meine Großmutter kalt; „dann werden Sie sich aber von ihr und mir für die Zeit trennen, die zur Beendigung Ihrer Erziehung erforderlich ist."

„Gut, dachte ich, ich weiß zwar nicht, was ein Kloster ist, aber jedenfalls ist es etwas Neues, und da mich das Leben, welches ich hier führe, durchaus nicht amüsirt, so gewinne ich vielleicht bei dem Tausche."

Und so geschah es. Ich sah meine Mutter mit dem gewöhnlichen Entzücken wieder. Meine letzte Hoffnung war, daß sie das Kloster unnütz und lächerlich finden und mich zu sich nehmen würde, wenn sie sähe, daß ich meinen Entschlüssen treu geblieben wäre — aber sie hielt mir im Gegentheil eine Predigt über Reichthum und Talente und that dies in einer Weise, die mich verletzte und mit Erstaunen erfüllte, denn ich fand die sonstige Offenheit, den frühern Muth nicht in ihr wieder. Sie spottete über das Kloster und lachte mit vollem Rechte über meine Großmutter, welche die Frömmigkeit verabscheute und verachtete und mich doch den Nonnen anvertraute — aber sie handelte gerade wie meine Großmutter, die sie tadelte, denn sie sagte, das Kloster würde mir von großem Nutzen sein und ich müßte deshalb dort eintreten. — Da ich nie einen eignen Willen gehabt habe, so betrat ich das Kloster ohne Furcht, ohne Bedauern und ohne Widerwillen; von den Folgen gab ich mir nicht Rechenschaft. Ich wußte nicht, daß ich, indem ich die

Schwelle des Klosters überschritt, vielleicht wirklich in die „Welt“ eintrat; daß ich Verbindungen anknüpfte und Gewohnheiten, ja wohl selbst Ideen annahm, die mich in diejenige Klasse der Gesellschaft einreihten, mit der ich brechen wollte. Im Gegentheil, ich sah in dem Kloster ein neutrales Gebiet und in den Jahren, die ich hier zubringen sollte, einen Stillstand des Kampfes, dem ich ausgesetzt war.

In Paris fand ich Pauline Pontcarré und ihre Mutter wieder. Pauline war hübscher als je, ihr Charakter noch immer heiter und angenehm und auch ihr Herz hatte sich nicht verändert. Sie war ganz kalt, aber das hinderte mich nicht, die schöne Gleichgültige zu lieben, wie früher.

Meine Großmutter hatte Frau von Pontcarré über das Kloster des Anglaises befragt, in dem sie während der Revolution als Gefangene gewesen war. Eine Nichte der Frau von Pontcarré hatte ihre Erziehung dort genossen und kam so eben zurück, und meine gute Großmama, welche die Erinnerungen an das Kloster und die Nonnen, die sie gekannt hatte, treu bewahrte, war entzückt zu hören, daß Demoiselle Debrosses dort sorgfältig gepflegt und ausgezeichnet erzogen worden war, daß man viel lerne, daß die Lehrer berühmt seien — mit einem Worte, daß das Kloster des Anglaises den Ruf verdiene, den es neben dem Kloster Sacré-coeur und der Abbaye-aux-Bois in der „guten Gesellschaft“ genoß. Frau von Pontcarré hatte selbst den Plan, ihre Tochter hin zu schicken, und sie that das auch im folgenden Jahre. Meine Großmutter entschied sich also für die Engländerinnen und an einem Wintertage legte man mir die Uniform von amaranthfarbener Serge an, packte meine Aussteuer in einen

Koffer, ein Fiakre brachte uns nach der Rue des Fossés-Saint-Victor und nachdem wir einen Augenblick in dem Sprechzimmer gewartet hatten, öffnete sich die Communicationsthür und schloß sich wieder hinter uns — ich war im Kloster. Das Kloster war eine der drei oder vier englischen religiösen Gesellschaften, die sich in Paris, während der Herrschaft Cromwell's gebildet hatten. Nachdem die englischen Katholiken die Verfolger der Andersgläubigen gewesen waren, wurden sie selbst grausam verfolgt und vereinigten sich im Exil, um zu beten und besonders, um Gott um die Bekehrung der Protestanten zu bitten. Die religiösen Gemeinschaften blieben in Frankreich, aber die katholischen Könige empfingen das Scepter wieder und rächten sich auf eine sehr wenig christliche Weise.

Die Gemeinschaft der englischen Augustinerinnen ist die einzige, die sich in Paris erhalten und die Stürme der Revolution ohne zu große Störung überstanden hat. Die Tradition des Klosters sagt, daß die Königin Henriette von Frankreich, die Tochter unsres Heinrich IV. und die Gattin des unglücklichen Karl I. oft mit ihrem Sohne Jakob II. in das Kloster gekommen ist, um zu beten und die Scrophulösen zu heilen, die sich zu ihr drängten. Eine Mittelwand trennt das Kloster von dem schottischen Collegium und das Seminar der Irländer befindet sich nur vier Häuser davon. Alle unsere Nonnen waren Engländerinnen und Schottinnen oder Irländerinnen und auch zwei Drittel der Pensionärinnen, sowie ein Theil der Priester, die den Dienst zu versehen hatten, gehörten diesen Nationen an. An gewissen Tagesstunden durfte in den Klassen kein Wort französisch

gesprochen werden und das war gewiß das beste Mittel, um die englische Sprache schnell zu erlernen. Die Nonnen sprachen fast nur englisch mit uns; sie hatten auch alle Gewohnheiten ihres Vaterlandes beibehalten, tranken täglich dreimal Thee und ließen die Artigen unter uns an diesem Genusse theilnehmen.

Im Kloster und in der Kirche war der Boden mit großen Platten belegt, unter denen die verehrten Ueberreste englischer Katholiken ruhten, die im Exil gestorben waren und die Gunst genossen hatten, in diesem unantastbaren Heiligthum begraben zu werden. Auf den Gräbern und an den Mauern waren überall Inschriften und religiöse Sprüche in englischer Sprache zu lesen. In dem Zimmer der Superiorin und in dem Privat-Sprechzimmer bemerkte man große, alte Portraits von englischen Prinzen und Prälaten. Dort glänzte auch die schöne und galante Marie Stuart, die von unsern keuschen Nonnen als Heilige betrachtet wurde, wie ein Stern. Kurz Alles in diesem Hause war englisch, die Vergangenheit und die Gegenwart und wenn man die Schwelle überschritten hatte, schien es, als wäre man jenseit des Kanals angekommen.

Für mich, die Bäuerin aus dem Berry, gab das Alles Veranlassung zu einem Erstaunen und einer Verwunderung, aus denen ich mich nach acht Tagen kaum zu finden wußte. — Wir wurden zuerst von der Superiorin, Madame Canning, empfangen, einer dicken Frau, im Alter von funfzig bis sechzig Jahren, deren körperliche Schwerfälligkeit mit ihrem lebhaften Geiste stark contrastirte. Sie that sich, und mit Recht, etwas darauf zu Gute, eine feine Dame zu sein, hatte

vornehme Manieren, im Auge mehr Spott und Starrsinn als Andacht und Heiligkeit, und führte die Unterhaltung leicht und angenehm, troß ihres harten Accents. Sie hat immer für gut gegolten und da ihre Weltkenntniß das Gedeihen des Klosters förderte, da sie die ihr übertragene Macht zu verzeihen so geschickt zu benutzen verstand, daß sich ihr Alle verpflichtet fühlten, so wurde sie sowohl von den Nonnen, wie von den Pensionärinnen geliebt und respectirt. Aber ihr Blick gefiel mir gleich anfänglich nicht und ich habe seitdem Veranlassung gehabt, zu glauben, daß sie hart und listig war. Sie ist im Geruch der Heiligkeit gestorben, aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß sie die Verehrung, die sie genoß, besonders ihrem Kleide und ihren vornehmen Manieren verdankte.

Meine Großmama konnte sich, als sie mich vorstellte, die stolze Bemerkung nicht versagen, daß ich für mein Alter schon sehr unterrichtet sei und daß es nur eine Zeitversäumniß sein würde, wenn man mich in die Klasse der Kinder eintreten ließe. Es gab nämlich zwei Abtheilungen, die große und die kleine Klasse. Meinem Alter nach gehörte ich zu der kleinen Klasse, die etwa dreißig Pensionärinnen von dreizehn bis vierzehn Jahren enthielt, aber der Lektüre nach, zu der ich veranlaßt worden war und nach den Ideen, die man in mir entwickelt hatte, gehörte ich zu einer dritten Klasse, die nicht existirte und erst für mich und etwa zwei oder drei Andere hätte geschaffen werden müssen. Doch ich verstand nicht mit Methode zu arbeiten und wußte nicht ein englisches Wort. Ich hatte viel Geschichte und selbst Philosophie getrieben, aber ich war in Bezug auf die Ordnung der Zeiten und

Begebenheiten sehr unwissend oder wenigstens sehr ungewiß. Ich hätte mit den Professoren über Alles sprechen können, ich hatte vielleicht sogar einen schärfern und weitern Blick, als die, welche uns leiteten, aber der erste beste Schulfuchs würde mich in Verlegenheit gebracht haben, wenn er mich über gewisse Thatsachen befragt hätte — ich konnte kein regelrechtes Examen über irgend einen Gegenstand bestehen.

Ich fühlte das recht wohl und war sehr zufrieden, als die Superiorin erklärte, daß ich in die kleine Klasse eintreten müßte, weil ich das Sacrament der Confirmation noch nicht empfangen hätte.

Es war gerade Erholungsstunde und die Superiorin ließ eine der Artigsten aus der kleinen Klasse rufen, empfahl mich ihr und schickte mich in den Garten. Ich fing sogleich an hin und her zu gehen, mir alle Dinge und Gesichter zu besehen und alle Winkel des Gartens zu durchspähen, wie ein Vogel, der eine Stelle sucht, um sein Nest zu bauen. Es verschüchterte mich nicht im geringsten, daß mich Alle betrachteten, obwohl ich sah, daß sie bessere Manieren hatten als ich; ich sah auch die „Großen", die nicht mehr spielten, sondern Arm in Arm hin und her gingen und plauderten, und meine Führerin nannte mir mehrere derselben. Es waren große, aristokratische Namen, aber sie machten, wie man sich denken kann, keinen Eindruck auf mich. Ich fragte nach den Namen der Alleen, der Kapellen, der Laubgänge, die den Garten schmückten und freute mich zu hören, daß man ein kleines Stück Land für sich nehmen und nach Belieben bebauen dürfe. Da dies Vergnügen nur von den

Kleinen gesucht war, so schien es, als sollte es mir an Land und Arbeit nicht fehlen.

Man fing an „Kämmerchen Vermiethen“ zu spielen und forderte mich dazu auf. Ich kannte die Regeln des Spieles nicht, aber ich konnte gut laufen und meine Großmutter, die mit der Superiorin im Garten spazieren ging, schien sich zu freuen, als sie mich schon so eingewöhnt und vergnügt sah. Endlich machte sie sich zum Fortgehen bereit und nahm mich mit ins Kloster, um mir Adieu zu sagen. Der Moment schien ihr feierlich und die vortreffliche Frau brach in Thränen aus, indem sie mich umarmte. Ich selbst war ein wenig gerührt, aber ich hielt es für meine Pflicht gute Miene zum bösen Spiel zu machen und weinte nicht. Plötzlich sah mir meine Großmutter ins Gesicht und indem sie rief: „Ah! fühlloses Herz, Sie verlassen mich ohne Bedauern, das sehe ich wohl!“ stieß sie mich von sich und verließ das Zimmer, das Gesicht in ihre Hände verbergend.

Ich blieb bestürzt zurück. Es schien mir, als hätte ich recht gehandelt, indem ich ihr nicht die geringste Schwäche zeigte, und meiner Meinung nach, mußten ihr mein Muth und meine Resignation angenehm sein. Als ich mich umdrehte, sah ich die Wirthschafterin hinter mir, die Mutter Alippe, eine kleine, alte, dicke, gute Frau mit vortrefflichem Herzen. „Nun,“ begann sie mit ihrem englischen Accent, „haben Sie Ihrer Großmama Etwas gesagt, was sie erzürnt hat?“ „Ich habe gar nichts gesagt,“ entgegnete ich, „ich glaubte, ich sollte nichts sagen.“ „Lassen Sie uns sehen,“ erwiederte sie, indem sie mich bei der Hand nahm, „sind Sie sehr betrübt, hier zu sein?“ Da in ihrem Tone eine

unverkennbare Theilnahme lag, so antwortete ich ohne Zaudern: „Ja, Madame, trotz meiner Anstrengungen fühle ich mich traurig und allein, unter den Leuten, die ich nicht kenne. Ich fühle, daß mich hier noch Niemand lieb haben kann, und daß ich nicht mehr bei meinen Verwandten bin, die mich sehr lieben. Da aber meine Großmama wünscht, daß ich hier, wo sie mich hingebracht hat, bleibe, so wollte ich nicht weinen. Habe ich denn Unrecht gehabt?" „Nein, mein Kind," entgegnete Mutter Alippe, „Ihre Großmama hat Sie nur nicht verstanden. Gehen Sie spielen und seien Sie gut, so wird man Sie hier bald eben so lieb haben, wie bei Ihren Verwandten. Aber wenn Sie Ihre Großmama wiedersehen, so vergessen Sie nicht ihr zu sagen, daß Sie beim Abschiede von ihr nur keine Betrübniß gezeigt haben, um ihren Schmerz nicht zu erhöhen."

Ich kehrte zum Spiel zurück, aber mit bekümmertem Herzen. Es schien mir und scheint mir noch jetzt, als wäre meine Großmutter ungerecht gegen mich gewesen. Es war ihre Schuld, wenn ich den Aufenthalt im Kloster für eine Strafe ansah, die sie mir auferlegte, denn sie hatte mir, wenn sie mich ausschalt, oft gesagt, im Kloster würde ich Nohant und die kleinen Annehmlichkeiten des elterlichen Hauses schon vermissen. Es schien, als verletze es sie, mich die Strafe ohne Widerstand und ohne Furcht hinnehmen zu sehen. „Wenn es zu meinem Glücke dienen soll, daß ich hier bin, so würde ich undankbar sein, wenn ich Widerwillen zeigte, dachte ich; und wenn man mich zur Strafe hergebracht, nun wohl, so bin ich bestraft; ich bin hier, was will man mehr? Will man, daß es mir Schmerz

bereitet hier zu bleiben? Das ist gerade, als ob man mich heftiger schlagen wollte, weil ich beim ersten Schlage nicht schrie."

Meine Großmutter aß an diesem Tage bei meinem Onkel Beaumont und erzählte ihm mit Thränen, daß ich nicht geweint hätte. „Nun, desto besser," entgegnete dieser, mit seiner philosophischen Heiterkeit — „es ist traurig genug im Kloster zu sein, wollen Sie, daß sie das fühlt? Womit hat sie denn verdient, daß man sie ins Kloster sperrt und daß sie diese Einsperrung noch obendrein beweinen soll? Liebe Schwester, ich habe es Ihnen schon oft gesagt, die mütterliche Liebe ist zuweilen sehr egoistisch und wir würden recht unglücklich gewesen sein, wenn unsere Mutter ihre Kinder so geliebt hätte, wie Sie die Ihrigen."

Meine Großmama war über diese Predigt ziemlich ärgerlich. Sie ging früh weg und besuchte mich erst nach Verlauf von acht Tagen, obgleich sie mir versprochen hatte am zweiten Tage nach meinem Eintritte im Kloster wieder zu kommen. Meine Mutter, die ich früher wiedersah, erzählte mir, was vorgefallen war und gab mir, nach ihrer Gewohnheit, vollkommen Recht. Dadurch wurde meine innere Erbitterung gesteigert. „Meine Großmama hat Unrecht," sagte ich mir; „aber es ist eben so unrecht von meiner Mutter mir das so merken zu lassen; und ich, ich habe auch unrecht gehabt, obgleich ich recht zu handeln glaubte. Ich wünschte keinen Widerwillen zu zeigen und man glaubt, ich hätte Hochmuth zeigen wollen. Meine Großmama tadelt mich deshalb, während mir meine Mutter Recht giebt; weder die Eine noch die Andere hat mich ver-

standen und ich sehe wohl, daß die Abneigung, die sie gegen einander hegen, mich endlich auch ungerecht und jedenfalls sehr unglücklich machen wird, wenn ich einer von Beiden blind vertraue."

Ich fing jetzt an mich zu freuen, daß ich im Kloster war; ich fühlte das Bedürfniß mich von den innern Kämpfen zu erholen; ich war müde der Zankapfel zwischen zwei Wesen zu sein, die ich liebte. Ich hätte fast gewünscht, daß man mich ganz vergessen möchte.

So versöhnte ich mich mit dem Kloster und bald kam es dahin, daß ich mich hier glücklicher fühlte, als ich je im Leben gewesen war. Von allen Kindern, die ich dort kennen lernte, bin ich, glaube ich, das einzige ganz zufriedene gewesen. Alle sehnten sich zu ihren Familien zurück und nicht nur aus Anhänglichkeit, sondern auch um der Freiheit und des Wohlbehagens willen. Obgleich ich zu den am wenigsten reichen gehörte und niemals großen Luxus gekannt hatte — und obgleich wir im Kloster ganz erträglich gehalten wurden, machte sich in Bezug auf das materielle Leben ein bedeutender Unterschied zwischen Nohant und dem Kloster bemerklich. Ueberdies machten mich die Abschließung, die Luft von Paris und die völlig gleichmäßige Lebensweise, die ich bei der allmäligen Entwickelung und fortwährenden Veränderung des menschlichen Körpers für sehr verderblich halte, bald krank und schwächlich. Aber trotz alledem verlebte ich die drei Jahre, ohne mich nach der Vergangenheit zu sehnen, ohne die Zukunft herbei zu wünschen, im Genusse des Glückes, das mir die Gegenwart gewährte. Diesen Zustand werden Alle begreifen, die viel gelitten haben und

deren höchste und einzige irdische Glückseligkeit in dem Nichtvorhandensein des äußersten Elendes besteht. Für die Kinder der Reichen ist dieser Zustand indessen eine Ausnahme und meine Genossen begriffen es nicht, wenn ich ihnen sagte, daß ich das Ende meiner Gefangenschaft nicht herbeiwünschte.

Wir waren eingeklostert im vollen Sinne des Wortes. Wir durften nur zweimal monatlich ausgehen und nur zu Ende des Jahres einmal auswärts schlafen. Es gab zwar Ferien, aber sie waren nicht für mich, denn meine Großmutter wollte meine Studien nicht unterbrechen, um meinen Aufenthalt im Kloster möglichst abkürzen zu können. Sie verließ Paris wenige Tage nach unserer Trennung und kehrte erst nach Verlauf eines Jahres zurück, um dann abermals für ein Jahr abzureisen. Sie hatte auch von meiner Mutter verlangt, daß sie mich nicht zum Ausgehen veranlassen sollte. Meine Vettern, die Villeneuve, baten mich, die Tage, an denen man ausgehen durfte, bei ihnen zuzubringen und schrieben an meine Großmama, um deren Erlaubniß einzuholen; aber ich schrieb auch und bat sie, die Erlaubniß nicht zu geben, da ich, wie ich hinzuzufügen wagte, gar nicht ausgehen wolle, wenn dies nicht mit meiner Mutter geschehen könne. Ich fürchtete, daß sie meine Bitte nicht berücksichtigen würde und war, obgleich ich den Wunsch und das Bedürfniß fühlte, auszugehen, doch fest entschlossen, mich krank zu melden, wenn einer meiner Vettern, mit der Erlaubniß versehen, kommen sollte, um mich abzuholen. Dieses Mal billigte meine Großmutter aber meine Handlungsweise und überhäufte mich, statt mit Vorwürfen,

wie ich erwartete, mit Lobsprüchen, die ich etwas übertrieben fand, denn ich hatte nur meine Pflicht gethan.

So verlebte ich zwei Jahre hinter dem Gitter. Wir hörten die Messe in unserer Kapelle, empfingen die Besuche im Sprachzimmer, nahmen dort auch unsere Privatstunden, wobei sich der Lehrer jenseit und der Schüler diesseit des Gitters befanden. Alle Fenster des Klosters, die nach der Straße gingen, waren nicht allein vergittert, sondern noch mit Vorsetzern von Leinwand versehen. Es war wirklich ein Gefängniß, aber ein Gefängniß mit großem Garten und großer Gesellschaft. Ich gestehe, daß ich die Strenge der Gefangenschaft nicht einmal bemerkte und nur über die kleinlichen Vorsichtsmaßregeln lachte, die man nahm, um uns unter Schloß und Riegel zu halten und uns selbst einen Blick auf die Straße zu wehren. Diese Vorsichtsmaßregeln allein reizten den Wunsch nach der Freiheit, denn die Rue des Fossés-Saint-Victor und die Rue Clopin hatten weder etwas Verführerisches als Promenade, noch als Aussicht. Gewiß hatte keine von uns je daran gedacht, allein aus der Thür ihrer elterlichen Wohnung zu gehen, aber im Kloster spähte fast Jede nach dem Auf- und Zumachen der Thür oder versuchte durch die Spalten der Fenstervorsetzer einen verbotenen Blick auf die Straße zu werfen. Sich für einen Augenblick der Ueberwachung zu entziehen, zwei oder drei Stufen in den Hof hinabzusteigen, einen Fiakre vorüber fahren zu sehen, war der ehrgeizigste Wunsch von etwa vierzig bis funfzig tollen und spottsüchtigen jungen Mädchen, die am andern Tage mit ihren Verwandten durch ganz Paris wanderten, ohne das geringste Vergnügen am Hin- und Her-

laufen auf dem Pflaster und an der Betrachtung der Vorübergehenden zu finden, denn dies waren ja außerhalb der Klostermauer keine verbotenen Früchte.

Mein inneres Wesen erlitt während der drei Jahre Umwandlungen, an die ich früher nicht geglaubt hätte und die meine Großmutter mit Kummer bemerkte, obgleich sie dieselben voraussehen konnte, als sie mich hierher brachte. Im ersten Jahre war ich mehr als je Enfant terrible, denn ich befand mich in einem Zustande der Verzweiflung, oder wenigstens der Hoffnungslosigkeit; ich wollte mich zerstreuen und suchte mich durch meine eignen Schelmenstreiche zu betäuben. Das zweite Jahr ging in glühender erschütternder Frömmigkeit fast unvermerkt vorüber und im dritten Jahre machte ich mir eine ruhige, feste und freudige Frömmigkeit zu eigen. Im ersten Jahre schalt meine Großmama viel in ihren Briefen. Im zweiten Jahre entsetzte sie sich mehr über meinen religiösen Eifer, als früher über meine Widerspenstigkeit — im dritten Jahre endlich schien sie halb befriedigt und zeigte mir eine Zustimmung, die nicht ohne eine Beimischung von Unruhe war.

Das ist das Resumé meines Klosterlebens; aber die Details werden mehr als einer Person meines Geschlechts Gelegenheit bieten, den bald günstigen, bald schädlichen Einfluß der Klostererziehung zu beurtheilen. Ich werde sie ohne das geringste Vorurtheil, und wie ich hoffe, mit vollständiger Aufrichtigkeit erzählen.

Zwölftes Kapitel.

Beschreibung des Klosters. — Die kleine Klasse. — Unglück und Traurigkeit der Kinder. — Fräulein D..., die Klassenlehrerin. — Marie Eyre. — Die Mutter Alippe. — Der Aufenthalt ungetaufter Kinder. — Das Zeichen des Kreuzes. — Die Teufel, die Artigen und die Dummen. — Marie G.. — Jugendstreiche. — Isabelle L.. — Ihre wunderlichen Zeichnungen. — Sophie C.. — Das Geheimniß des Klosters. — Nachforschungen und Versuche zur Befreiung des Opfers. — Die Souterrains. — Der geheimnißvolle Winkel. — Spaziergang über die Dächer. — Lächerlicher Unfall. — Whisky und die dienenden Schwestern. — Die Kälte. — Ich gehe unter die Teufel. — Mein Verhältniß zu den Artigen und den Dummen. — Meine Ausgehe-Tage. — Ich werde von einem Ungewitter bedroht. — Meine Correspondenz wird aufgefangen. — Versetzung in die große Klasse.

Der Geschichte meines Klosterlebens werde ich eine Beschreibung der Oertlichkeiten vorausschicken, denn unser Geistesleben wird so sehr durch die Umgebungen bedingt, daß diese mit unsern Erinnerungen aufs Innigste verwebt sind.

Das Kloster bestand aus vielen einzelnen Gebäuden, Höfen und Gärten und war mehr ein Dorf, als ein Haus zu nennen. Das Ganze hatte nichts architektonisch Merkwürdiges, nichts Interessantes für den Freund des Alterthums und seit seiner Entstehung, die kaum um 200 Jahre zurückzuführen war, hatte man so viel geändert, angebaut und neu eingetheilt, daß der ursprüngliche Charakter nur in wenigen Theilen wiederzufinden war. Aber dies unzusammenhängende Ganze hatte dafür einen ganz besondern Charakter erhalten, etwas Geheimnißvolles, etwas Verwirrendes, gleich einem Labyrinthe, und jenen poetischen Reiz, welchen die Klosterjungfrauen auch den gewöhnlichsten Dingen

zu verleihen wissen. Es dauerte wohl einen Monat, ehe ich mich in diesen Irrgängen zurechtzufinden wußte und trotz meiner heimlichen Streifzüge ist es mir nicht gelungen, alle Winkel und Kämmerchen kennen zu lernen.

Der Unterbau der Façade, nach der Straße zu, läßt gar nichts erwarten. Es ist ein nacktes, häßliches, schwerfälliges Gemäuer, mit einer kleinen Bogenthüre, die zu einer steilen, breiten Steintreppe führt, deren siebenzehn oder achtzehn Stufen zu einem kleinen Hofe emporsteigen. Dieser Hof ist mit Steinplatten belegt und ringsumher von niedrigen, fensterlosen Gebäuden umschlossen, die an der einen Seite die große Kirchenmauer, an der andern die Kreuzgänge bilden.

Der Portier, dessen Loge an die Eingangsthür stößt, führt die Fremden in einen Gang, welcher durch einen Drehschrank, in dem alle Packete niedergelegt werden, und durch vier Sprachzimmer mit Gittern den Verkehr mit den Bewohnerinnen des Klosters vermittelt. Das erste dieser Sprachzimmer ist besonders für die Besuche bestimmt, welche die Nonnen empfangen; das zweite wird zu Privatstunden benutzt; das dritte und größte dient zu den Zusammenkünften der Pensionärinnen mit Eltern und Verwandten, und im vierten empfängt die Superiorin ihre weltlichen Besuche. Außerdem hat sie aber noch einen Salon in einem andern Theile des Gebäudes, sowie ein großes Sprachzimmer mit Gitter, in welches die Geistlichen und die Verwandten der Oberin Zutritt erhalten, so oft es sich um wichtige oder geheimnißvolle Berathungen handelt.

Dies ist Alles, was Männer und sogar Frauen vom

Kloster zu sehen bekommen, wenn sie nicht eine besondere Erlaubniß zum Eintritt erhalten haben. Wir dringen jedoch in dies wohlverwahrte Heiligthum ein.

Die innere Hofthür ist mit einem Schiebfenster versehen, öffnet sich mit großem Geräusch und führt in die hallenden Kreuzgänge ein, welche den zweiten Hof von allen Seiten umgeben und welche mit Leichensteinen gepflastert sind; auf denen Todtenköpfe, Gebeine und zahlreiche „Requiescat in pace" prangen. Zehn Fenster erhellen die gewölbten Gänge und gewähren den Anblick des Klosterhofes, der den unentbehrlichen Brunnen, sowie einige Blumenbeete enthält. Am Ende des einen Ganges befindet sich die Kirchenthüre, am Ende des andern der Eingang in das neue Gebäude, das im Parterre die große Klasse, im Entresol den Arbeitssaal der Nonnen, in der ersten und zweiten Etage die Zellen und in der dritten Etage den Schlafsaal der kleinen Pensionärinnen enthält.

Der dritte Kreuzgang führt in die Küchen, die Keller und in die Gemächer der kleinen Klasse, an welche sich mehrere sehr alte Gebäude anschlossen, die wahrscheinlich nicht mehr existiren, da sie schon zu meiner Zeit einzustürzen drohten. Es war ein Labyrinth von dunkeln Gängen, gewundenen Treppen und einzelnen Wohnungen, welche durch unregelmäßige Vorplätze und Breterverschläge getrennt und verbunden waren. Wahrscheinlich waren dies die Ueberreste der ersten Gebäude und die Anstrengungen, welche man gemacht hatte, um sie mit den neuern Bauten zu verbinden, zeugten von großer Armuth in der Revolutionszeit oder von großem Ungeschick der Baumeister. Da gab es Galerien,

die ganz zwecklos erschienen; Gänge, die so eng waren, daß man sich kaum durchzudrängen vermochte und das Ganze erinnerte an die wunderlichen Gebäude, die wir zuweilen im Traume durchwandern, die sich rund um uns schließen und uns in ihren zusammenrückenden Winkeln zu ersticken drohen. Diesen Theil des Klosters beschreiben zu wollen, wäre vergebens; ich werde noch am besten einen Begriff davon geben, wenn ich die tollen Streifzüge schildere, zu denen unsere tolle Einbildungskraft Anlaß gab. Vorläufig beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß der Gebrauch dieser Gebäude eben so verschiedenartig war, wie ihre Zusammensetzung: Hier befand sich die Wohnung einer Kostgängerin; dort das Gemach einer Schülerin; daneben ein Musikzimmer oder eine Wäschkammer; weiterhin eine Menge leerer Räume oder Besuchzimmer, die von überseeischen Freundinnen eingenommen waren und endlich jene namenlosen Winkel, in welchen alte Jungfern und besonders Nonnen hundert Gegenstände aufbewahren, die höchst verwundert sind, sich neben einander zu finden, wie z. B. zerbrochne Kirchenzierrathe und Zwiebeln, Ueberreste von Stühlen und leere Flaschen, geborstene Glocken und Lumpen u. s. w.

Der Garten war groß und mit prächtigen Kastanienbäumen bepflanzt. An der einen Seite stieß er an den Garten der Schotten, von welchem er durch eine sehr hohe Mauer getrennt war; an der andern Seite wurde er durch eine Menge kleiner Häuschen begrenzt, welche an fromme Damen vermiethet waren, die sich aus der Welt zurückgezogen hatten. Außer diesem Garten gab es noch einen doppelten Hof, der sich längs des neuen Anbaues hinzog, als Gemüse-

garten eingerichtet und von kleinen Häusern umschlossen war, welche ebenfalls an alte Damen oder Kostgängerinnen vermiethet wurden. Am Ende dieses Hofes befand sich ein Waschhaus und ein Thor, das in die Rue des Boulangers führte; aber diese Thüre wurde nur für die Mietherinnen geöffnet, welche in diesem Theile des Klosters ein Sprachzimmer für ihre Besuche hatten. Hinter dem großen Garten, von dem ich erzählt habe, befand sich ein noch größerer, den wir niemals betraten und der für die Verproviantirung des Klosters sorgte. Es war ein ungeheurer Gemüsegarten, der sich bis an die Besitzung der Dames de la Misericorde erstreckte und mit herrlichen Blumen, Gemüsen und Früchten erfüllt war. Durch das große Gitter sahen wir die goldenen Trauben, die majestätischen Melonen und die schönen, gestreiften Nelken glänzen — aber das Gitter war beinah unersteigbar und beim Darüberklettern setzte man seine Glieder aufs Spiel; einige unter uns ließen sich jedoch nicht abschrecken, durch List zwei- oder dreimal hineinzudringen.

Von den einzig bemerkenswerthen Theilen des Klosters, dem Gottesacker und der Kirche habe ich nichts gesagt; ich will sie bei Gelegenheit schildern, denn ich finde, daß meine allgemeine Beschreibung schon zu weitläufig ist.

Zum Schluß erwähne ich noch, daß sich die Zahl der Nonnen, dienenden Schwestern, Schülerinnen, Mietherinnen, weltlichen Lehrerinnen und Mägde auf hundert und zwanzig bis hundert und dreißig Personen belief, welche auf die wunderlichste und unbequemste Weise einquartirt waren, so daß an einigen Orten zu viele Menschen zusammenge-

drängt wurden, während Andere in Räumen zerstreut waren, die zehn Familien Obdach gewährt und denselben sogar möglich gemacht hätten, etwas Land zu ihrem Vergnügen zu bebauen. Alles war so zerrissen, daß der vierte Theil des Tages mit Hin- und Herlaufen verloren ging. Von dem großen Laboratorium, in welchem Pfeffermünz-Wasser destillirt wurde, habe ich noch gar nichts gesagt und eben so wenig von der Klosterstube, in welcher einige Stunden gegeben wurden und worin einst meine Mutter und meine Tante gefangen waren; oder von dem Hühnerhofe, der die kleine Klasse mit häßlichen Gerüchen erfüllte; oder von der Hinterstube, in welcher gefrühstückt wurde; oder von den Souterrains und den Kellern, von denen ich viel erzählen werde — endlich von der Vor-Klasse, dem Refectorium und dem Kapitel, denn ich könnte gar nicht aufhören, wenn ich durch die Beschreibung aller dieser Einrichtungen deutlich machen wollte, wie wenig die Nonnen auf eine vernünftige Benutzung der Räume und die Behaglichkeit des Lebens sich verstehen.

Dagegen waren die Zellen der Nonnen von wohlthuender Sauberkeit und mit allen den Kleinigkeiten angefüllt, die eine zierliche Frömmigkeit geduldig auszuschneiden, einzurahmen, zu koloriren und zu bebändern versteht. In allen Winkeln verbargen Reben und Jasmin die Baufälligkeit der Mauern; die Hähne krähten um Mitternacht, wie auf dem Lande; die Glocke hatte einen so hübschen, silberhellen Ton, wie eine Frauenstimme; in allen Gängen befand sich eine hübsch geformte Nische, die eine wohlgenährte Madonna im Geschmack des 17. Jahrhunderts enthielt; im Arbeitssaale

zeigten uns schöne englische Kupferstiche das ritterliche Antlitz Karl's I. in jedem Lebensalter, sowie alle Mitglieder der papistischen Königsfamilie. Und Alles, bis zu der kleinen Lampe, deren flackerndes Licht den Kreuzgang erhellen sollte, und bis zu den großen Thüren am Eingange der Corridors, die jeden Abend mit feierlichem Getöse und unheimlich klirrendem Riegel verschlossen wurden, hatte jenen Reiz geheimnißvoller Poesie, für den ich früher oder später empfänglich sein mußte.

Ich gehe zu meiner Erzählung über. Meine erste Empfindung beim Betreten der kleinen Klasse war ziemlich peinlich; etwa dreißig Mädchen waren in einem engen, niedrigen Saale eingeschlossen. Eine häßliche, eigelbe Tapete bedeckte die Wände; die Decke war schmutzig und vielfach beschädigt; die Bänke, Tische und Tabourets waren unreinlich; ein häßlicher, rauchender Ofen stand in dem Zimmer, das von dem vermischten Geruch der Kohlen und des Hühnerhofes erfüllt war; an der Wand hing ein schlechtes Cruzifix von Gyps, der Fußboden war sehr schlecht – und hier sollten wir zwei Drittel des Tages, im Winter sogar drei Viertel desselben verleben und es war gerade Winter!

Mir erscheint nichts zweckwidriger als diese, in den meisten Erziehungsanstalten herrschende Sitte, den Lehrsaal zu dem ödesten, langweiligsten Aufenthaltsorte zu machen. Unter dem Vorwande, daß die Kinder Möbel verderben und Verzierungen beschädigen könnten, wird Alles, was ihre Phantasie erfreuen, ihre Gedanken anregen könnte, aus ihren Augen entfernt. Man behauptet, daß ihnen Bilder und sonstige Ausschmückungen, ja sogar die Zeichnungen

einer bunten Tapete zu Zerstreuung Anlaß geben würden. Aber warum schmückt man Kirchen und Betsäle mit Gemälden und Statuen, wenn es nicht in der Absicht geschiebt, die Seele durch den Anblick ehrwürdiger Gegenstände vor Erschlaffung zu bewahren? Man behauptet ferner, daß die Kinder unreinlich und ungeschickt sind, daß sie überall Tinte verschütten und eine gewisse Lust am Zerstören besitzen. Aber im elterlichen Hause zeigen sie diese Lust und diese Gewohnheiten nicht; sie lernen dort das Nützliche und Schöne vorsichtig behandeln und sobald sie einigermaßen zur Vernunft gekommen sind, fällt es ihnen nicht mehr ein, solche Streiche auszuüben, die in Pensionen und Erziehungsanstalten so großes Vergnügen gewähren, weil sie eine Art Vergeltung sind für die Nachlässigkeit oder den Geiz, womit man sie behandelt. Sie würden sich wohl hüten einen Teppich zu beschmutzen oder einen Rahmen zu zerbrechen; aber die häßlichen nackten Mauern, in welchen man sie einschließt, werden ihnen bald ein Gegenstand des Abscheus und sie würden dieselben umstürzen, wenn sie die Macht dazu besäßen. Es wird verlangt, daß sie wie Maschinen arbeiten, daß ihr Geist sich von aller Zerstreuung frei macht und zu jeder Zeit in Thätigkeit ist, ohne der Anregungen zu bedürfen, die das geistige Leben wecken und fördern. Das ist falsch und unmöglich! das lernende Kind hat dieselben Bedürfnisse, wie der schaffende Künstler. Es bedarf einer reinen Luft und einer gewissen körperlichen Behaglichkeit; es muß von äußern Eindrücken berührt werden und muß seine Gedanken nach Willkür durch den Anblick schöner Formen und Farben beleben können. Die Natur gewährt ihm ein unaufhörlich anregendes Schau-

spiel; wird das Kind dagegen in ein nacktes, ungesundes trauriges Zimmer eingesperrt, so verkümmert sein Herz und sein Geist, eben so wohl, wie sein Körper. Ich möchte, daß das Kind des Städters von der Wiege an nur heitere Dinge um sich sähe; das Kind des Landbewohners hat Himmel und Bäume, Pflanzen und Sonnenschein — das andere aber verkümmert nur zu oft an Geist und Körper, bei den Armen im Schmutz, bei den Reichen im Ungeschmack und in den Mittelklassen durch vollständige Gleichgültigkeit gegen das Schöne.

Warum ist den Italienern das Gefühl für das Schöne gleichsam angeboren? woher kommt es, daß sich ein Maurer in Verona, ein Kleinkrämer in Venedig, ein Bauer der Campagna, am Anblick großartiger Bauten erfreuen? woher kommt es, daß sie schöne Gemälde und gute Musik zu würdigen wissen, während unsere Proletarier, die in mancher Beziehung viel intelligenter sind, und unsere Mittelklassen, die mit viel größerer Sorgfalt erzogen werden, das Falsche, Gemeine und Häßliche sogar in den Künsten schätzen, wenn ihr Instinkt nicht durch besondere Einflüsse geleitet wird? Es kommt daher, daß wir im Häßlichen aufwachsen, daß unsere Eltern keinen Geschmack besitzen und daß wir selbst den erblichen Ungeschmack auf unsere Kinder übertragen.

Die Kindheit nur mit angenehmen, edlen und zugleich lehrreichen Gegenständen zu umgeben, wäre nur ein Theil der Aufgabe. Vor allen Dingen dürften wir ihre Pflege nur geistig oder seelisch ausgezeichneten Wesen übertragen. Ich begreife nicht, wie unsere schönen, guten Nonnen, deren Manieren etwas so Edles und Anmuthiges be-

saßen, die Leitung der kleinen Klasse einer Person übertragen konnten, deren Haltung, Aussehen und Benehmen etwas Abstoßendes hatte und deren Sprache und Wesen an das Gemeine streiften. Sie war fett, schmutzig, krumm, frömmelnd, bornirt, rachsüchtig, hart bis zur Grausamkeit, tückisch, launenhaft und wurde für mich, vom ersten Anblick an, ein eben so großer Gegenstand moralischen und physischen Ekels, wie sie es längst für alle meine Gefährtinnen war.

Es giebt widerwärtige Naturen, welche den Abscheu empfinden, den sie einflößen und welche niemals etwas Gutes zu bewirken vermögen, weil sie alle Andern vom guten Wege entfernen, indem sie sich bemühen, darauf hinzulenken. So sehen sie sich gezwungen, ihr „Seelenheil" allein zu suchen und dies ist die unfruchtbarste Aufgabe der Welt und der wahren Frömmigkeit geradezu entgegen. Fräulein D.. gehörte zu diesen Naturen. Ich würde ungerecht sein, wenn ich nicht auch ihre guten Seiten erwähnte; so war sie aufrichtig in ihrer Frömmigkeit und streng gegen sich selbst; sie zeigte dabei einen wilden Fanatismus, der sie intolerant und unerträglich machte, der aber eine gewisse Erhabenheit gehabt haben würde, hätte sie in der Wüste gelebt, wie die Anachoreten, deren Glaubenseifer sie besaß. In dem Verkehr mit uns wurde die Strenge zur Grausamkeit; sie strafte mit Vergnügen, schalt mit Entzücken und ihr Schelten war ein stetes Beschimpfen und Kränken. Sie ging sogar mit Falschheit zu Werke, entfernte sich scheinbar aus der Klasse, (was sie gar nicht thun durfte, so lange ihre Stunden währten) und horchte an der Thüre auf das Böse, was wir

von ihr sagten, um uns voller Freude in unserer Aufrichtigkeit zu überraschen. Und dann strafte sie uns, auf die dummste, erniedrigendste Weise: so ließ sie uns unter andern Albernheiten für unsere „schlechten Worte“ die Erde küssen. Dies gehörte freilich zur Regel des Klosters, aber die Nonnen begnügten sich mit dem Schein und thaten, als bemerkten sie nicht, daß wir im Niederbeugen unsere Hände küßten; dagegen drückte Fräulein D.. unser Gesicht fest in den Staub und würde uns zermalmt haben, wenn wir uns den geringsten Widerstand erlaubt hätten.

Es war leicht zu sehen, daß ihre Strenge mit dem Eindruck zusammenhing, den ihre Persönlichkeit machte, und daß der Haß, den sie einflößte, ihre Wuth vermehrte. In der Klasse befand sich z. B. eine arme kleine Engländerin von fünf bis sechs Jahren, die zart, bleich und kränklich war — ein Chacaot, wie wir im Berry sagen, um den kleinsten, gebrechlichsten Vogel im Neste zu bezeichnen. Die Kleine hieß Marie Eyre und Fräulein D.. that das Mögliche, um ihr Interesse und sogar eine gewisse mütterliche Zärtlichkeit zu beweisen. Aber dies war ihrem männlichen, derben Wesen so wenig angemessen, daß es ihr niemals gelang. Machte sie dem kleinen Mädchen Vorwürfe, so erschreckte sie dieselbe so sehr oder regte sie so zum Widerspruch auf, daß die Lehrerin, wenn sie ihr Wort nicht zurücknehmen wollte, endlich genöthigt war, das Kind zu schlagen oder einzusperren. Ließ sie sich zum Scherzen und Spielen herab, so war es, als ob ein Bär eine Heuschrecke mißhandelte. Die Kleine schrie den ganzen Tag, bald aus kindischem Eigensinn, bald aus Zorn und Schmerz; vom Morgen bis zum Abend fanden

zwischen dem häßlichen, dicken Weibe und dem mürrischen, unglücklichen Kinde die bittersten Kämpfe statt und wenn es für uns eben so unangenehm als empörend war, dies beständig zu sehen und zu hören, so verhinderte dies die Strafen und Zornausbrüche nicht, deren Gegenstand wir wechselsweise wurden.

Ein Gefühl der Bescheidenheit, das man häufig bei Kindern findet, deren Eltern zu eitel sind, hatte mich zu dem Wunsche veranlaßt, in die kleine Klasse gesetzt zu werden. Aber ich fühlte mich bald verletzt und gedemüthigt, unter der Zuchtruthe dieses alten Prügelknechts in schmutzigen Unterröcken zu stehen. Sie pflegte in übler Laune aufzustehen und legte sich eben so nieder und ich war noch nicht drei Tage lang unter ihren Augen, als sie mir zu verstehen gab, daß sie mir im höchsten Grade abgeneigt war, und daß ich es mit einem Wesen zu thun hatte, welches eben so heftig war, wie Rose, aber nicht so viel Aufrichtigkeit, Herzlichkeit und Güte besaß. Bei dem ersten aufmerksamen Blicke, mit welchem sie mich beehrte, sagte sie: „ich vermuthe, daß Sie ein sehr leichtsinniges Geschöpf sind" — und von diesem Augenblicke an gehörte ich zu ihren entschiedensten Antipathien; denn alle Heiterkeit war ihr zuwider, wenn sie lachen hörte, knirschte sie mit den Zähnen, Gesundheit, Fröhlichkeit, Jugend waren Verbrechen in ihren Augen.

Unsere einzig angenehmen und heitern Stunden waren, wenn die Stelle der D.. durch eine Nonne ersetzt war; dies geschah aber täglich nur eine, höchstens zwei Stunden lang.

Es war unrecht, daß sich unsere Nonnen selbst so wenig

um uns kümmerten; wir liebten sie, denn sie Alle hatten etwas Würdiges, Liebliches oder Feierliches, etwas Sanftes und Ernstes, das vielleicht bei mancher nur im Aeußern und in der Kleidung lag, das uns aber wie ein Zauber zur Ruhe brachte. Der einzige Nutzen, den ihr Klosterleben, ihre Weltentsagung und ihr Verzichten auf Familienleben der Gesellschaft gewähren konnte, war die Sorgfalt, mit welcher sie sich der Bildung unseres Geistes und Herzens zu widmen vermochten und diese Aufgabe würde ihnen leicht geworden sein, wenn sie sich derselben wirklich unterzogen hätten. Aber sie behaupteten, daß es ihnen an Zeit dazu fehle und sie hatten recht, weil sie dem Gottesdienst und den Gebeten zu viele Stunden widmeten. Dies ist ein Uebelstand der Frauenklöster; man bedient sich daselbst sogenannt weltlicher Lehrerinnen, welche den Bauern im Schachspiel gleichen, sich vor den Nonnen ein gutes Ansehen geben, aber die Kinder bedrücken und quälen. Unsere Nonnen hätten sich in Gott um unsere Eltern und um uns größere Verdienste erworben, wenn sie unserm Glücke, oder um ihre Sprache zu reden, unserm Seelenheil ein Theilchen der Zeit gewidmet hätten, die sie voller Egoismus nur für sich selbst verwendeten.

Die Nonne, welche von Zeit zu Zeit Fräulein D.. ablöste, war die Mutter Alippe. Sie war eine runde, rosige Nonne, die einem zu reifen Franzapfel glich, der anfing Runzeln zu bekommen. Sie war nicht liebevoll, aber sie war gerecht und obwohl sie mich nicht zum Besten behandelte, hatte ich eben so viel Zärtlichkeit für sie, wie alle andern Schülerinnen.

Sie war mit unserm Religionsunterricht beauftragt und fragte mich am ersten Tage, an welchem Orte die Seelen ungetaufter Kinder schmachteten? Davon hatte ich nie gehört, ich ahnte nicht im geringsten, daß es einen Ort der Verbannung und der Strafe für diese armen kleinen Wesen geben könnte und gab kühn zur Antwort, daß sie in den Schooß Gottes zurückkehrten. „Was fällt Ihnen ein und was sagen Sie da, unglückliches Kind!" rief Mutter Alippe; „Sie haben mich nicht verstanden, ich frage Sie, wohin die Seelen der Kinder kommen, die ohne Taufe gestorben sind?"

Ich blieb stumm; eine der Mitschülerinnen, die meine Unwissenheit bemitleidete, flüsterte mir mit halblauter Stimme zu: „dans les limbes!" (in den Vorhimmel), da sie eine Engländerin war, verwirrte mich ihr Accent, ich glaubte, daß sie einen schlechten Witz machen wollte, drehte mich um und sagte laut und lachend: „In den Olymp." „For shame!" rief die Mutter Alippe, „Sie lachen während des Katechismus!" „Verzeihung, Mutter Alippe," erwiederte ich; „ich habe es nicht mit Willen gethan."

Da ich dies mit voller Ueberzeugung sagte, beruhigte sie sich und sagte: „Nun gut, da Sie es nicht aus bösem Willen gethan haben, will ich nicht verlangen, daß Sie die Erde küssen; aber machen Sie das Zeichen des Kreuzes, um sich zu sammeln und zu fassen."

Unglücklicherweise verstand ich auch nicht das Zeichen des Kreuzes zu machen; das war Rose's Schuld, die mich gelehrt hatte, erst die rechte und dann die linke Schulter zu berühren; mein alter Pfarrer hatte dies auch niemals be-

achtet; aber als Mutter Alippe dies Entsetzliche sah, zog sie die Augenbrauen zusammen und fragte: „Thun Sie es denn mit Fleiß, Miß?" — „Ach nein, Madame, was meinen Sie denn?" — „Machen Sie das Zeichen des Kreuzes noch einmal." — „So, liebe Mutter!" — „Noch einmal!" — „Sehr gern, und nun?" — „Und so machen Sie es immer!" — „Mein Gott, ja!" — „Mein Gott! Sie haben gesagt mein Gott? Sie schwören also!" — „Das glaube ich doch nicht!" — „Aber Unglückliche, woher kommen Sie denn eigentlich? das ist ja eine Heidin, in Wahrheit eine ganze Heidin! Sie sagt, die Seelen gingen in den Olymp; sie macht das Zeichen des Kreuzes von der Rechten zur Linken: sie sagt mein Gott außer dem Gebete! Wohlan, so müssen Sie denn den Katechismus mit Marie Eyre lernen und die weiß noch mehr davon als Sie!"

Ich muß gestehen, daß ich mich nicht sehr gedemüthigt fühlte. Ich biß mich auf die Lippen und kniff mich in die Nase, um nicht zu lachen; aber die Religion des Klosters erschien mir als ein so albernes und lächerliches Ding, daß ich mir vornahm dabei mit großer Bequemlichkeit zu Werke zu gehen und sie nie im Ernste aufzufassen. Aber ich irrte mich! meine Stunde sollte kommen. Sie kam jedoch nicht, so lange ich in der kleinen Klasse war, denn hier befand ich mich in einer Umgebung, die jeder Sammlung widerstrebte und gewiß wäre ich niemals fromm geworden, wenn ich unter dem verhaßten Joche der D.. oder der etwas pedantischen Zucht der guten Mutter Alippe geblieben wäre.

Als ich in's Kloster kam hatte ich keine besondere Vorliebe für irgend eine der Parteien und war mehr zur Folg-

samkeit als zum Widerstreben geneigt. Ich habe schon gesagt, daß ich ohne Abneigung und ohne Kummer gekommen war, und es war mein fester Wille, mich der allgemeinen Disciplin zu unterwerfen; aber als ich nun sah, wie einfältig diese Disciplin in vieler Hinsicht war und wie boshaft sie von der D.. gehandhabt wurde, setzte ich meine Mütze auf's Ohr und trat entschlossen in die Reihen der Teufel ein.

Den Namen Teufel trugen alle Mädchen, die nicht fromm waren und die es nicht sein wollten; die Frommen trugen den Namen der Artigen und dazwischen gab es noch die Mittelsorte der Dummen; diese erklärten sich für keine der beiden Hauptparteien, sie lachten überlaut bei den Schelmenstreichen der Teufel, schlugen die Augen nieder, und verhielten sich ruhig, sobald eine Lehrerin oder eine der Artigen erschien und versäumten nie, wenn Gefahr drohte, die Versicherung zu geben: „ich bin es nicht gewesen!"

Diesem „ich bin es nicht gewesen" der egoistischen Dummen pflegten die Feigsten noch hinzuzufügen: „die Dupin ist es gewesen oder die G.."

Die Dupin war ich; die G.. war die bedeutendste Figur der kleinen Klasse und die excentrischste Persönlichkeit im ganzen Kloster.

Es war eine elfjährige Irländerin, aber viel größer und stärker als ich, trotz meiner dreizehn Jahre. Ihre volltönende Stimme, ihr freimüthiges, kühnes Gesicht, ihr unabhängiger, unbezwinglicher Charakter hatten ihr den Beinamen „der Knabe" zugezogen und obwohl sie später ein

schönes Weib geworden ist, gehörte sie ihrer Gemüthsart nach nicht zu unserem Geschlechte. Sie war der verkörperte Stolz, die Aufrichtigkeit selbst, ein vortreffliches Wesen, begabt mit männlicher Kraft, mit mehr als männlicher Kühnheit und mit seltnem Verstande. Dabei war sie voller Selbstverleugnung, ohne alle Koketterie, voll unermüdlicher Thätigkeit und voll tiefer Verachtung für alle Falschheiten und Niederträchtigkeiten der Gesellschaft. Sie hatte viele Geschwister; zwei ihrer Schwestern waren im Kloster, die Eine, Marcella, ein vortreffliches Wesen, ist unverheirathet geblieben, die Andere, Henriette, welche damals ein liebenswürdiges Kind war, ist jetzt Madame Vivien.

Als ich in's Kloster kam, war Mary G.. (der Knabe) wegen Unpäßlichkeit entlassen, und sie wurde mir auf das Furchtbarste geschildert. Sie war der Schrecken der Dummen und natürlich hatten sich diese gleich zuerst an mich gemacht. Die Artigen hatten mich zu erforschen gesucht und da sie Mary's Unruhe und Lebendigkeit fürchteten, hatten sie gesucht, mich gegen dieselbe einzunehmen, und ich muß gestehen, daß ich vor dem Bilde erschrak, das sie entwarfen. Einige Schlauköpfe behaupteten, Mary G. wäre ein Knabe, den seine Eltern in ein Mädchen zu verwandeln suchten. Man erzählte mir, daß sie Alles zerbräche, daß sie Jeden quälte, daß sie stärker wäre als der Gärtner und daß sie die Fleißigen an der Arbeit hinderte; sie war eine Geißel, eine Strafe Gottes und wehe Jedem, der ihr die Spitze zu bieten wagte! „Wir wollen mal sehen," sagte ich, „auch ich bin stark, fürchte mich nicht und verlange, daß man mich auf meine Weise sprechen und denken läßt." Indessen erwartete

ich Mary mit einer Art Besorgniß; ich hätte nicht gern eine Feindin oder auch nur eine Antipathie unter meinen Gefährtinnen gehabt; es war genug mit der D.., der allgemeinen Feindin.

Mary kam und beim ersten Blick gefiel mir ihr offnes Gesicht. „Es ist gut," sagte ich zu mir selbst; „wir werden uns schon verständigen." Aber da sie die Aeltere war, mußte ich ihr Entgegenkommen erwarten und so verhielt ich mich denn ganz ruhig.

Sie fing mit Neckereien an: „Mademoiselle heißt du pain, some bread, etwas Brod; sie heißt Aurora, rising-sun, aufgehende Sonne; welche schönen Namen! und wie schön sieht sie aus! Sie hat einen Pferdekopf auf einem Hühnerleibe. Aufgehende Sonne, ich werfe mich vor Dir nieder und will gern die Sonnenblume sein, welche Deine ersten Strahlen begrüßt! Es scheint auch, daß wir les limbes mit dem Olymp verwechseln — eine hübsche Bildung, meiner Treue, die uns viel Vergnügen verspricht!"

Die ganze Klasse brach in ein schallendes Gelächter aus. Besonders die Dummen lachten, als wollten sie die Kinnbacken verrenken; die Artigen dagegen freuten sich, zwei Teufel, deren Vereinigung sie gefürchtet hatten, mit einander im Kampfe zu sehen.

Ich lachte eben so herzlich wie die andern und Mary sah beim ersten Blick, daß ich keinen Verdruß empfand, weil ich nicht eitel war. Sie fuhr mit ihren Neckereien fort, wobei sie jedoch nicht boshaft wurde und eine Stunde später gab sie mir einen Schlag auf die Schulter, der einen Ochsen zu tödten im Stande gewesen wäre. Ich zuckte nicht und er-

wiederte den Schlag mit lachendem Gesicht; sie rieb sich die Schulter und sagte: „so, das ist gut! komm, laß uns spazieren gehen.“ — „Aber wo?“ — „Ueberall, nur nicht in der Klasse!“ — „Aber wie sollen wir das anfangen?“ — „Das hält nicht schwer, paß auf, wie ich es mache und richte Dich danach.“

Man stand gerade auf, um die Plätze zu wechseln und Mutter Alippe erschien mit Heften und Büchern. Mary benutzte die Unruhe, ging hinaus, ohne die geringsten Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen, wurde aber nicht beachtet und setzte sich in den öden Kreuzgang, in welchem ich mich einige Minuten später mit eben so wenig Umständen einfand.

„Da bist Du ja!“ sagte sie; „was hast Du erfunden, um fortgehen zu dürfen?“

„Gar nichts, ich habe es so gemacht wie Du.“

„So, das ist sehr gut!“ erwiederte sie; „Einige machen lange Geschichten, sagen: sie wollten sich auf dem Forte-Piano üben, oder schützen Nasenbluten vor, oder behaupten, daß sie in der Kirche für ihre Gesundheit beten wollen — aber das sind abgenutzte Vorwände und unnöthige Lügen. Ich habe alle Lügen abgeschafft, denn das Lügen ist eine Feigheit. Ich gehe fort, komme wieder, man fragt, ich gebe keine Antwort, bekomme meine Strafe, lache darüber und thue Alles, was ich will.“

„Das gefällt mir.“

„Du bist also ein Teufel?“

„Ich will es werden.“

„Eben so wie ich?“

„Weder mehr, noch minder.“

„Angenommen!“ sagte sie und gab mir einen Handschlag. „Jetzt wollen wir wieder hineingehen und uns bei der Mutter Alippe ruhig halten; sie ist ein gutes Weib und wir müssen unsere Kräfte für die D.. aufsparen. Jeden Abend außer der Klasse, hörst Du wohl?“

„Was heißt das, außer der Klasse?“

„Die Abendfreistunden in der Klasse, unter Aufsicht der D.. sind im höchsten Grade langweilig. Wir verschwinden, sobald man das Refektorium verläßt und stellen uns erst zum Gebet wieder ein. Zuweilen wird dies von der D.. nicht bemerkt; gewöhnlich aber ist sie entzückt davon, weil es ihr das Vergnügen verschafft uns bei der Rückkehr auszuzanken und zu bestrafen. Die Strafe besteht darin, am folgenden Tage die Nachtmütze aufzubehalten und dieselbe sogar in der Kirche zu tragen. In dieser Jahreszeit ist es recht angenehm und gesund. Begegnet man einer Nonne in diesem Zustande, so schreit sie Shame! shame! und macht das Zeichen des Kreuzes — aber das thut nichts! Hat man innerhalb vierzehn Tagen die Nachtmütze oft aufgehabt, so wird man von der Superiorin damit bedroht, am Ausgehetage zu Haus bleiben zu müssen. Aber sie läßt sich gewöhnlich durch die Eltern erweichen oder sie vergißt die Strafe. Wird die Nachtmütze zum chronischen Uebel, so muß sie sich freilich entschließen uns einzusperren, aber was schadet das? ist es nicht besser, einem lustigen Tage zu entsagen, als sich sein Lebenlang freiwillig zu ennuyiren?“

„Das ist eine sehr klare Beweisführung; aber was thut die D.., wenn sie Euch gar nicht ausstehen kann?“

„Sie schimpft uns aus, wie ein echtes Fischweib; man

giebt ihr keine Antwort und dann wird sie immer wüthender."

„Schlägt sie Euch auch?"

„Sie hat die größte Lust dazu; aber sie hat keinen Grund es so weit zu treiben; denn Einige, wie die Artigen und die Dummen, zittern vor ihr — und die Andern, so wie wir Teufel, verachten sie und schweigen."

„Wie viel Teufel giebt es in der Klasse?"

„Für den Augenblick sind es nicht viele und es war Zeit, daß du kamst, um uns zu verstärken. Es sind jetzt nur Isabelle, Sophie und wir beiden; alle Andern sind Artige oder Dumme. Unter den Artigen ist Louise de la Rochejaquelin und Valentine de Gouy, die eben so viel Verstand haben, wie wir Teufel und die auch recht gut sind; sie haben nur nicht den Muth, sich gegen die Andern zu erklären. Aber sei ruhig, in der großen Klasse giebt es auch noch Teufel, die sich los machen und die sich heute Abend zu uns gesellen werden. Meine Schwester Marcella ist zuweilen auch dabei."

„Und was thut man dann?"

„Du wirst es sehen, heute Abend sollst Du eingeweiht werden."

Ich erwartete den Abend und das Souper mit großer Ungeduld. Nach dem Essen hatten wir Freistunde; im Sommer kamen beide Klassen im Garten zusammen, im Winter (und es war gerade Winter) begab sich jede Klasse in ihre eignen Räume, die Großen in ihren schönen, großen Lehrsaal, wir Kleinen in unser trauriges Lokal, wo nicht genug Platz zum Spielen war, und wo wir von der D..

gezwungen wurden uns in der Stille, d. h. gar nicht zu amüsiren. Das Verlassen des Refectoriums gab immer zu einer Verwirrung Veranlassung und ich bewunderte die Geschicklichkeit, mit welcher die Teufel diesen Augenblick herbeizuführen und zu ihrer Flucht zu benutzen wußten. Die Kreuzgänge waren nur von einer kleinen Lampe erhellt, welche drei der Gallerien im Dunkeln ließ. Statt nun geradeaus zu gehen, um die kleine Klasse zu erreichen, wendeten wir uns links, ließen die Heerde vorbeidefiliren und waren frei.

So befand ich mich denn mit meiner Freundin G.. und den andern Teufeln, die sie mir angekündigt hatte, in der Dunkelheit. Von Allen, die sich diesen Abend zu uns gesellten, sind mir nur Isabelle und Sophie, die Größten aus der kleinen Klasse, erinnerlich. Sie mochten zwei oder drei Jahre älter sein als ich, und waren liebenswürdige Mädchen. Isabelle war blond, groß, frisch, mehr angenehm als hübsch, von der heitersten Gemüthsart, neckisch, trotz ihrer Gutmüthigkeit, und besonders hervorragend durch ihr Talent für das Zeichnen, durch die Leichtigkeit und den Reichthum ihrer Erfindungsgabe. In dieser Beziehung war sie sogar mit einem gewissen Genie begabt; was aus dieser Begabung geworden ist, weiß ich nicht, aber sie hätte sich dadurch ein Vermögen und einen Namen zu schaffen vermocht. Sie besaß, was uns Andern fehlte, was den Frauen gewöhnlich fehlt und was wir auch nicht lernten, obwohl wir Alle Unterricht im Zeichnen empfingen: das heißt, sie konnte wirklich zeichnen, erfinden, Gruppen bilden und schuf in einem Augenblicke, ohne die geringste Ueberlegung, Schaaren von Figuren, die alle eben so lebendig als komisch, eben so anmuthig

als mit einer gewissen maestria gruppirt waren. Ihr Geist sprach sich überall aus, aber den vollkommensten Ausdruck fand ihr zugleich sinniges und sprudelndes Gemüth, ihr romantisches, satyrisches, phantastisches und enthusiastisches Wesen im Zeichnen von Karikaturen und wundersamen Gebilden. Sie ergriff das erste beste Stück Papier, eine spritzende Feder oder ein Endchen Bleistift und mit einer Geschicklichkeit, der man kaum zu folgen vermochte, warf sie hunderte von Figuren hin, die kühn gezeichnet und voller Ausdruck waren und in der immer originellen und oft bizarren Composition durchaus am rechten Platze standen. Da waren Prozessionen von Nonnen, welche durch ein gothisches Kloster oder über einen vom Monde beschienenen Kirchhof schritten. An ihrem Wege öffneten sich die Gräber und die Todten begannen, sich in ihren Leichentüchern zu regen. Sie kamen hervor, fingen an zu singen, auf verschiedenen Instrumenten zu spielen und nahmen die Nonnen bei den Händen, um sie zum Tanz zu führen. Ein Theil der Nonnen erschrak und lief schreiend davon; Andere waren kühner, ließen Schleier und Mantel fallen, und verloren sich mit den Gespenstern tanzend und springend, im Nebel der Nacht.

Ein ander Mal waren es verkleidete Nonnen mit Ziegenfüßen, oder mit Stiefeln aus der Zeit Ludwig's XIII. und mit ungeheuren Sporen, die bei einer ungeschickten Bewegung unter ihren Schleppkleidern hervorschauten. Die Romantik*)

---

*) Dies bezieht sich natürlich nur auf Frankreich.

Anm. des Uebersetzers.

war noch nicht erfunden und schon bewegte sie sich darin, ohne zu wissen, was sie that. Ihre lebhafte Einbildungskraft hatte ihr zu hundert Todtentänzen Stoff gegeben, obwohl sie nie davon gehört hatte und sie nicht einmal dem Namen nach kannte. Der Tod und der Teufel spielten alle möglichen Rollen, stellten alle möglichen Personen in diesen gräßlichen und komischen Scenen vor. Und dann gab es auch häusliche Schilderungen; unverkennbare Karikaturen von allen Nonnen, allen Pensionärinnen, von Mägden, Lehrern, Besuchen, Priestern u. s. w. Sie war der treue, ewig fruchtbare Chronikenschreiber aller kleinen Ereignisse, aller Mystificationen, aller Schrecken, aller Schlachten, aller Freuden und aller Schmerzen unseres Klosterlebens. Das unendliche Trauerspiel zwischen Fräulein D.. und Mary Eyre gab ihr täglich Stoff zu mehr als zwanzig Bildern, wovon das eine immer noch lebendiger, Mitleid erweckender und drolliger war, als das andere. Man wurde eben so wenig müde, sie erfinden zu sehen, als sie selbst im Erfinden ermüdete; und da sie immer im Geheimen damit beschäftigt war, sogar während der Stunden und unter den Augen unseres Argus, war sie oft in Gefahr, dabei ertappt zu werden, was zu heftigen Vorwürfen und zu schweren Strafen Veranlassung gegeben hätte. Oft blieb ihr kaum Zeit genug, das Blatt zu zerreißen,, in den Händen zusammenzurollen und dasselbe aus dem Fenster oder in's Feuer zu werfen. Wie viele solcher ungekannter Meisterwerke hat der Ofen der kleinen Klasse verschlungen! Ich weiß nicht, ob meine Erinnerung den Werth derselben überschätzt, aber mir ist, als wäre der Verlust der kleinen Schöpfungen sehr

zu bedauern und als müßten sie auch den Kenner überrascht und interessirt haben.

Sophie war Isabellens intime Freundin und gehörte zu den hübschesten und anmuthigsten Mädchen im Kloster. Ihre biegsame, zarte und doch volle Gestalt hatte die nachlässige Haltung, welche den Engländerinnen eigenthümlich ist, ohne das Linkische zu besitzen, das wir so oft bei diesen Insulanerinnen finden. Ihr Hals war rund und schlank; ihr kleiner Kopf hatte die sanftesten, reizendsten Bewegungen. Sie hatte die schönsten Augen der Welt; eine gerade, kurze, trotzige Stirn, die von einem Walde brauner, glänzender Haare beschattet war. Ihre Nase war häßlich, aber sie vermochte ihr entzückendes Gesicht nicht zu entstellen. Sie hatte, was bei den Engländerinnen etwas Seltenes ist, einen rosigen Mund, der im vollen Sinne des Wortes mit kleinen Perlen geschmückt war, ein sehr frisches Gesicht und eine sammetartige Haut, die für eine Brünette sehr weiß war. Sie hieß das Kleinod, war gut und gefühlvoll, exaltirt in ihrer Freundschaft, aber unerschütterlich in ihrer Abneigung, die sich jedoch nur durch eine stumme Verachtung ausdrückte. Sie wurde von Vielen angebetet, würdigte aber nur sehr Wenige ihrer Liebe. Ich empfand für sie, wie für Isabelle eine innige Zärtlichkeit, die mehr eine herablassende Anerkennung als ein warmes Entgegenkommen fand; das war übrigens in der Ordnung, denn ich war für diese Beiden nur ein Kind.

Als wir im Kreuzgange zusammenkamen, sah ich, daß alle meine Gefährtinnen bewaffnet waren und zwar mit Feuerzangen, Holzscheiten u. s. w.; ich hatte nichts, war

aber so kühn, wieder in die Klasse zu gehen, mich einer Eisenstange zu bemächtigen, die zum Schüren des Feuers diente, und damit, ohne bemerkt zu werden, zu meinen Genossen zurückzukehren.

Darauf wurde ich in das große Geheimniß eingeweiht und wir traten unsern Streifzug an.

Dieses große Geheimniß war die traditionelle Sage des Klosters, ein Traum, der sich von Geschlecht zu Geschlecht und von Teufel zu Teufel vielleicht schon seit zwei Jahrhunderten vererbte; eine romantische Fiction, die im Grunde vielleicht auf Wahrheit beruhte, jetzt aber jedenfalls nur durch ein Bedürfniß unserer Einbildungskraft hervorgebracht war. Es handelte sich nämlich um die Befreiung des Opfers. Irgendwo mußte sich eine Gefangene, Andere sprachen sogar von mehreren Gefangenen, in einem unzugänglichen Verstecke befinden; vielleicht war es eine verborgene, zugemauerte Zelle, vielleicht ein Gewölbe in den ungeheuren Souterrains, die sich unter dem Kloster und unter einem Theile des Quartier St. Victor hinzogen. Das Kloster besaß in der That die herrlichsten Keller, eine Art unterirdischer Stadt, deren Ende wir nie gefunden haben und die mehrere geheimnißvolle Zugänge im Umkreise des weitläufigen Etablissements besaß. Man versicherte, daß sich diese Keller weit hinauszögen und mit den Gewölben in Verbindung ständen, die sich unterhalb Paris ausdehnen und sich unter den benachbarten Feldern bis nach Vincennes erstrecken. Es hieß, man könnte aus den Kellern des Klosters in die Katakomben, die Steinbrüche und in den Thermenpalast Julian's gelangen. So wurden diese Souterrains

der Schlüssel einer dunkeln Welt voll Schrecken und Mysterien, ein ungeheurer Abgrund, der unter unsern Füßen gähnte, der mit eisernen Thoren verschlossen war und dessen Erforschung dieselben Gefahren darbot, wie Orpheus' oder Dante's Niedersteigen zur Unterwelt. Darum war es unumgänglich nöthig, in diese Räume einzudringen und den Beschwerden des Unternehmens, sowie den furchtbaren Strafen zu trotzen, welche uns die Entdeckung unseres Geheimnisses zugezogen hätte.

Das Eindringen in die Souterrains gehörte zu jenen unverhofften Glücksfällen, die sich im Leben eines Teufels kaum ein bis zwei Mal nach jahrelanger Mühe und Beharrlichkeit ereignen. Durch den Haupteingang hinein zu gelangen war gar nicht denkbar, denn diese Thüre befand sich am Ende einer breiten Treppe, neben den Küchen, die sich ebenfalls im Souterrain befanden und in denen sich beständig die dienenden Schwestern aufhielten.

Aber wir waren überzeugt, daß man auf tausend andern Wegen in die Keller einzudringen vermöchte und sollten wir über die Dächer gehen. Unsrer Ansicht nach konnte jede verschlossene Thüre, jeder düstere Winkel unter einer Treppe, jede hohlklingende Mauer mit den unterirdischen Gewölben in Verbindung stehen, und wir suchten diese Verbindung mit gläubigem Sinn bis unter das Dach hinauf.

In Nohant hatte ich mit Entzücken und Grauen das Schloß in den Pyrenäen von Madame Radcliffe gelesen. Meine Gefährtinnen hatten noch ganz andere haarsträubende Sagen aus Schottland und Irland im Kopfe; das Kloster selbst war reich an rührenden und schrecklichen

Geschichten von Gespenstern, verborgenen Gemächern, unerklärlichen Erscheinungen und geheimnißvollen Tönen. Dies Alles vereinigte sich mit dem Wunsche, das gräßliche Geheimniß des Opfers endlich zu entdecken und entzündete unsere tolle Einbildungskraft so sehr, daß wir uns einredeten, es drängen Seufzer und Gestöhn unter den Steinplatten des Fußbodens und zwischen den Ritzen der Thüren und Mauern hervor.

Und so zogen wir denn aus, meine Gefährtinnen zum hundertsten, ich zum ersten Male, um diese nie zu findende Gefangene aufzuspüren, deren Kerker wir nicht kannten, die aber jedenfalls irgendwo schmachtete, und zu deren Befreiung wir vielleicht berufen waren. Sie mußte sehr alt geworden sein, seit man sie vergebens suchte; vielleicht war sie bereits zweihundert Jahre alt! das machte uns übrigens wenig Sorge. Wir suchten nach ihr, wir riefen sie, trugen sie beständig in Gedanken und verzweifelten nie an der Möglichkeit sie endlich zu finden.

Diesen ersten Abend führte man mich in jenen ältesten, verfallensten Theil des Gebäudes, den ich bereits geschildert habe, der sich am besten für unsere Nachforschungen eignete. Wir wendeten unsere Aufmerksamkeit auf einen kleinen Gang, der mit einem hölzernen Geländer versehen war und auf einen Raum hinausging, der ohne Ausgang zu sein schien. Eine Treppe, die ein ähnliches Geländer hatte, führte zu dieser unbekannten Region hinab, aber der Eingang derselben war durch eine Thür von Eichenholz verschlossen. Wir mußten das Hinderniß umgehen, indem wir von einem Geländer zum andern kletterten und auf der äußern Kante

des wurmstichigen Gitterwerks hinunterstiegen. Unter uns war ein leerer, dunkler Raum, dessen Tiefe wir nicht zu ergründen vermochten. Wir hatten nur einen einzigen kleinen Wachsstock, der kaum die nächsten Treppenstufen erhellte — es war ein halsbrechendes Spiel, aber Isabelle ging uns mit der Entschlossenheit einer Heldin voran; Mary folgte mit der Sicherheit eines Turnlehrers und wir übrigen folgten diesem Beispiel mit mehr oder weniger Geschicklichkeit, aber Alle mit demselben Glücke.

So waren wir denn endlich auf der wohlverwahrten Treppe! in einem Augenblick befanden wir uns am untern Ende der Stufen und sahen uns mit mehr Freude als Mißvergnügen in einem viereckigen Raume unter der Gallerie. Da gab es weder Thür noch Fenster, das Gemach hatte gar keinen Ausgang, aber wozu diente denn die Treppe und warum hatte man dieselbe mit einer festen, sorgfältig verschlossenen Thür versehen?

Der Wachsstock wurde vertheilt und wir begannen den Winkel nach allen Richtungen zu untersuchen. Die Treppe war von Holz; wahrscheinlich verbarg eine der Stufen den Eingang zu einem Kämmerchen, einer andern Treppe oder bedeckte eine Fallthüre. Während Einige die Treppe besichtigten und sich Mühe gaben, ihre alten Dielen von einander zu trennen, erforschten die Andern das Geheimniß der Mauern, indem sie einen Knopf, eine Spalte, einen Ring, eines jener tausend Hülfsmittel suchten, durch welche in den Romanen der Radcliffe und in den Sagen alter Burgen die Steine und das Getäfel bewegt werden, so daß sich irgend ein Zugang zu unbekannten Regionen öffnet.

Aber ach! es läßt sich nichts entdecken! die Mauer ist glatt und mit Kalk beworfen. Die Steine, der Fußboden klingen nicht; keine der Platten läßt sich aufheben und die Treppe verbirgt kein Geheimniß. Aber Isabelle verliert den Muth noch immer nicht! sie behauptet, daß die Mauer im tiefsten Winkel unter der Treppe einen hohlen Klang giebt. Man klopft und überzeugt sich, daß sie Recht hat. „Hier ist es endlich!" rufen wir Alle. „Der Eingang ist vermauert, aber es ist der Eingang zu dem fürchterlichen Kerker. Hier geht es in die Gräber hinab, die lebendige Opfer umschließen." Wir drücken das Ohr an die Mauer und hören nichts; aber Isabelle behauptet, daß sie dumpfes Gestöhn und das Klirren von Ketten hört. Was ist nun zu thun? — „Das ist sehr einfach," sagt Mary; „wir müssen die Mauer durchbrechen. Mit vereinten Kräften werden wir doch wohl im Stande sein, ein Loch hinein zu machen."

Nichts schien uns leichter als das; wir fingen also an, die Mauer zu bearbeiten, indem die Einen mit ihren Klötzen dagegen stießen, die andern mit Zangen und Schaufeln daran kratzten. Es fiel uns gar nicht ein, daß unsere Anstrengungen die elenden, zitternden Mauern zum Einsturz über unsern Häuptern bringen könnten. Glücklicherweise konnten wir keinen großen Schaden anrichten, weil wir durch den schallenden Lärm heftiger Schläge zu leicht Jemand herbei gezogen hätten. Wir mußten uns also mit Stoßen und Kratzen begnügen. Indessen hatten wir Kalk und Steine schon bedeutend beschädigt, als die Stunde des Gebetes schlug. Wir hatten kaum noch Zeit, unsere gefährliche Kletterei zu wiederholen, unsere Lichter auszulöschen und im Dunkeln fort-

tappend, einzeln in die Klasse zurückzukehren. Wir verschoben die Fortsetzung des Unternehmens auf den folgenden Tag, und versprachen uns an demselben Orte zu treffen. Die zuerst Kommenden sollten nicht auf die Andern warten, welche vielleicht durch Strafen oder strengere Aufsicht gefesselt waren. Jede sollte nach besten Kräften am Durchbrechen der Mauern arbeiten, das war immer ein Vortheil für die nächsten Tage. Daß man unsere Arbeit bemerken würde, war gar nicht zu befürchten, denn Niemand ging jemals in diesen Winkel hinunter, der den Mäusen und Spinnen überlassen war.

Eine half der Andern sich von dem Kalk und dem Staube zu reinigen, womit wir bedeckt waren, dann gingen wir ins Kloster, d. h. in unsere Klassen zurück, wo man eben zum Gebet niederkniete. Ich weiß nicht mehr, ob wir an diesem Abende bemerkt und bestraft wurden, denn das geschah so oft, daß sich einzelne Vorfälle dieser Art dem Gedächtnisse nicht besonders einprägten. Oft genug verfolgten wir unser Werk aber auch ungestraft. Demoiselle D.. strickte Abends, während sie mit Mary Eyre plauderte und schalt; sie hatte keine scharfen Augen und die Klasse war dunkel. Ihre Spionirwuth wurde nicht durch die Gabe des Hellsehens unterstützt. Es fiel uns nicht schwer ihr zu entkommen und wo, in der kleinen Stadt, die man Kloster nannte, sollte sie uns suchen, wenn wir einmal der Klasse entschlüpft waren? Demoiselle D... hatte sonst kein Interesse Lärm zu schlagen und unsere oft wiederholten Streiche dem ganzen Convent mitzutheilen, denn man würde ihr zum Vorwurfe gemacht haben, daß sie das nicht zu hindern wußte,

worüber sie sich beklagte, und wir waren vollkommen unempfindlich gegen die Nachtmütze und die wüthenden Declamationen der liebenswürdigen Person. Die Superiorin, die klugerweise sehr nachsichtig war, ließ sich nicht so leicht bereden, uns zur Strafe die Erlaubniß zum Ausgehen zu entziehen und sie allein hatte das Recht, diesen höchsten Machtspruch zu thun. Die Disciplin war also, trotz des häßlichen Charakters der Aufseherin, nicht sehr streng.

Die Verfolgung des großen Geheimnisses und das Suchen nach dem Versteck, währte den ganzen Winter, den ich in der kleinen Klasse zubrachte. Die Mauer des Winkels wurde bedeutend beschädigt, aber wir kamen überall auf Querhölzer, die das weitere Eindringen hemmten. Wir gingen dann weiter und suchten wohl an zwanzig verschiedenen Orten, immer ohne den geringsten Erfolg, aber ohne die Hoffnung zu verlieren.

Eines Tages nahmen wir uns vor, auf dem Dache einige Mansardfenster zu suchen, die uns wie Schlüssel der unterirdischen Welt erschienen, von der wir so viel träumten. Es gab viele Dachfenster, deren Bestimmung wir nicht kannten. Unter dem Dache befand sich unter andern ein kleines Zimmer, wo wir uns auf einem der dreißig Pianos üben sollten, die im Kloster verstreut waren. Es war jeden Tag eine Stunde für diese Uebung bestimmt, aber nur wenige benutzten sie. Ich meinestheils hatte große Lust zum Studium der Musik, ich liebte es immer, auch mein Lehrer Herr Pradher war vortrefflich, aber ich wurde mehr Künstler im Roman als in der Musik, denn gab es wohl eine schönere Dichtung als den Roman, den wir auf gemein-

schaftliche Kosten unserer Phantasie, mit Muth und Herzklopfen aufführten?

Die Stunde der Musikübung wurde also täglich unsern Abenteuern gewidmet, ohne daß wir deshalb die des Abends vernachlässigten. Man versammelte sich in einem der entfernteren Zimmer und ging von da aus, wohin ein augenblicklicher Einfall uns führte. Von der Mansarde aus, wo ich Tonleitern spielen sollte, schaute ich auf ein Labyrinth großer und kleiner Dächer, Verschläge und Giebel, die mit mosigen Ziegeln bedeckt und mit zerfallenen Schornsteinen verziert waren und ein weites Feld für neue Entdeckungsreisen boten. Bald waren wir auf den Dächern; ich weiß nicht mehr gewiß, wer bei der Partie war, aber ich erinnere mich, daß Fanelly (von der ich später sprechen werde) den Zug anführte. Aus dem Fenster zu kommen war nicht schwer; sechs Fuß unter uns lief eine Dachrinne hin, die zwei Giebel mit einander verband. Diese Giebel zu erklettern, um auf andere zu kommen, von Abdachung zu Abdachung zu springen wie die Katzen, war mehr unvorsichtig als schwer und die Gefahr reizte uns, statt uns abzuschrecken.

Es lag in dieser Manie das „Opfer" zu suchen, etwas außerordentlich Albernes und zugleich etwas Heroisches. Dumm war es, weil wir hätten voraussetzen müssen, daß diese Nonnen, deren Güte und Sanftmuth wir verehrten, über eine ihrer Genossinnen schreckliche Martern verhängten; heroisch, weil wir täglich unser Leben aufs Spiel setzten, um das nur in unserer Einbildungskraft existirende Wesen,

den Gegenstand, um den sich unsere Gedanken drehten, und für den wir die ritterlichsten Unternehmungen ausführten, zu befreien.

Wir waren seit einer Stunde auf den Dächern, hatten bald den Garten, bald die übrigen Gebäude des Klosters und die Höfe unter uns gesehen und uns vorsichtig hinter einem Schornsteine verborgen, wenn wir den schwarzen Schleier einer Nonne erblickten, welche die Augen aufschlagen und uns in den Wolken bemerken konnte, da fragten wir uns endlich, auf welche Weise wir zurückkehren wollten. Die Stellung der Dächer hatte es uns möglich gemacht, von den höheren auf die niedrigern zu springen, aber das Wiederhinaufkommen war nicht so leicht, ja ich glaube, es war ohne Leiter ganz unmöglich. Ueberdies wußten wir nicht, wo wir uns befanden — aber endlich erkannten wir das Fenster einer Pensionärin, die ein eignes Zimmer besaß, Sidonie Macdonald, einer Tochter des berühmten Generals. Mit einem letzten Sprunge war dies Fenster zu erreichen, aber dieser war gefährlicher als die andern. Ich eilte zu sehr und trat mit der Ferse in ein horizontales Fenster, das eine Galerie erhellte und durch das ich etwa dreißig Fuß tief in der Nähe der kleinen Klasse niedergefallen wäre, wenn ich mich in meiner glücklichen Ungeschicklichkeit nicht ein wenig seitwärts gehalten hätte. Dank diesem Zufalle kam ich mit einer starken Beschädigung der Knie auf den Ziegeln weg, aber ich kümmerte mich auch wenig darum. Ich hatte einen Theil des Fensterrahmens eingedrückt und etwa ein halbes Dutzend Glasscheiben fielen mit entsetzlichem Klirren in der Nähe der Küchenthür nieder. Unter den Laienschwestern

erhob sich sogleich ein mächtiger Lärm, und durch die Oeffnung, die ich soeben gemacht hatte, hörten wir die schallende Stimme der Schwester Therese über die Katzen schimpfen und Whisky, den Kater der Mutter Alippe, anklagen, daß er im ewigen Kampfe mit andern Katzen alle Fenster im Hause zerbreche. Schwester Marie vertheidigte den Kater und Schwester Helene versicherte, daß ein Schornstein eingefallen sein müsse. Diese Debatte brachte uns in jenes nervöse Lachen, das bei jungen Mädchen oft durch nichts zu stillen ist. Wir hörten, daß man die Treppe heraufstieg, wir hatten die Aussicht, bei unserer Promenade über die Dächer ertappt zu werden und konnten doch keinen Schritt thun, um uns zu verbergen. Fanelly lag ihrer ganzen Länge nach in der Dachrinne, eine andere suchte ihren Kamm und ich war auf andere Weise festgehalten, denn ich bemerkte, daß mir der Schuh vom Fuße und durch das Fenster hinunter gefallen war. Meine Knie bluteten, aber ich vermochte vor Lachen kein Wort hervorzubringen, sondern zeigte nur meinen unbekleideten Fuß und theilte mein Abenteuer durch Zeichen den Andern mit. Dies veranlaßte einen neuen Ausbruch des Gelächters und doch war schon Lärm geschlagen und die Laienschwestern näherten sich.

Aber bald beruhigten wir uns, denn wir bemerkten, daß wir durch vorstehende Dächer geschützt, nicht gesehen werden konnten, wenn man nicht auf einer Leiter bis zu dem zerbrochenen Fenster hinaufstieg, oder den Weg nahm, den wir gemacht hatten und das trauten wir unsern Nonnen nicht zu. Als wir diesen Vortheil unserer Stellung erkannt hatten, fingen wir so gut an zu miauen, daß Whisky und

seine Familie an unserer Statt schuldig befunden wurden. Dann suchten wir das Fenster Sidoniens zu erreichen — hier empfing man uns aber schlecht. Das gute Kind saß am Piano und achtete wenig auf das barbarische Geheul, das nur unbestimmt bis zu ihr drang. Sie war kränklich und nervös, sehr sanft und nicht fähig zu begreifen, welches Vergnügen es uns machte, auf den Dächern umher zu spazieren. Sie saß mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt und stieß ein durchdringendes Geschrei aus, als sie unsern Einbruch dort hörte. Wir nahmen uns nicht die Zeit sie zu beruhigen — ihr Geschrei konnte die Nonnen herbeirufen; wir stürzten uns also in ihr Zimmer und suchten so eilig die Thür, daß sie erschreckt, zitternd und mit starrem Blicke dastehend, die seltsame Prozession vorüber eilen sah, ohne etwas davon zu begreifen und ohne eine von uns zu erkennen.

Wir zerstreuten uns augenblicklich; die Eine lief in das obere Zimmer, von dem wir ausgegangen waren und spielte aus allen Kräften Pianoforte; eine Andere gelangte auf vielen Umwegen in die Klasse — und ich mußte meinen Schuh suchen und das Beweisstück wieder an mich bringen, wenn dazu noch Zeit war. Glücklicherweise stieß ich auf keine der Laienschwestern und fand den Küchenvorplatz leer. „Audaces fortuna juvat!" sagte ich, indem ich an die Aphorismen dachte, die Deschartres mir gelehrt hatte und wirklich ich fand den Schuh, der, vom Glück begünstigt, in eine dunkle Ecke gefallen und von Niemand bemerkt liegen geblieben war. Whisky allein wurde für schuldig gehalten. Ich hatte einige Tage heftige Schmerzen an den Knien, aber ich hütete mich

wohl davon zu sprechen und unsere Entdeckungsreisen wurden nicht aufgegeben.

Ich hatte diese romantische Anregung sehr nöthig, um das régime des Klosters auszuhalten, das meiner Natur sehr zuwider war. Wir wurden ziemlich gut beköstigt, und darum habe ich mich auch nie viel gekümmert; aber wir waren auf die grausamste Weise der Kälte ausgesetzt und der Winter war sehr hart in diesem Jahre. Die Gewohnheiten in Bezug auf das Niederlegen und Aufstehen waren mir eben so schädlich als unangenehm. Ich habe immer geliebt, bis spät zu wachen und spät aufzustehen. In Nohant hatte man mir meinen Willen gelassen; ich las oder schrieb Abends in meinem Zimmer und war nicht gezwungen des Morgens der Kälte zu trotzen. Die Cirkulation meines Blutes ist langsam, und das Wort „Kaltblütigkeit" bezeichnet meine körperliche und geistige Organisation. Als ich Teufel unter den Teufeln des Klosters war, verleugnete ich mich nie und beging die größten Dummheiten mit einer Ernsthaftigkeit, die meine Genossen ergötzte, aber ich fühlte mich beinahe vom Frost gelähmt, besonders während der ersten Hälfte des Tages. Der Schlafsaal war unter dem Dache gelegen und so eisig kalt, daß ich nicht einschlafen konnte, und traurig jede Stunde schlagen hörte. Um sechs Uhr kamen die beiden Mägde, Marie Josephe und Marie Anna, und weckten uns ohne Erbarmen. Bei Licht aufzustehen und mich anzuziehen, ist mir immer sehr unangenehm gewesen. Man wusch sich in Wasser, auf dem man zuvor das Eis zerbrechen mußte, und das die Haut nicht reinigte. Man hatte erfrorene Glieder; die geschwollenen Füße bluteten in den zu

engen Schuhen. Man ging beim Schein der Kerzen zur Messe, zitterte vor Frost auf der Bank und schlief knieend ein. Um sieben Uhr bekamen wir unser Frühstück, bestehend aus einer Tasse Thee und einem Stück Brod, und sahen endlich, wenn wir in die Klasse traten, ein wenig Feuer im Ofen und den ersten Tagesschimmer am Himmel erscheinen. Aber ich thauete erst gegen Mittag auf — ich litt schrecklich am Schnupfen und an heftigen Schmerzen in allen Gliedern und habe nachdem noch fünfzehn Jahre daran gelitten.

Aber Marie mochte nicht, daß man klagte. Sie war selbst stark wie ein Knabe und verspottete Diejenigen, welche nicht eine völlige Unempfindlichkeit zeigten, ganz unbarmherzig. Durch sie lernte ich, unerbittlich gegen mich selbst werden; aber es war dabei auch einiges Verdienst auf meiner Seite, denn ich litt mehr als irgend eine Andere, und die Luft von Paris bekam mir schon damals sehr schlecht.

Ich sah gelb aus, war apathisch und stumm und schien die Gehorsamste und Ruhigste der ganzen Klasse zu sein, ich hatte selbst mit der brutalen D... nur einmal Streit, doch will ich das erst später erzählen. Ich widersprach nie und wußte nicht, was Zorn war, ja ich erinnere mich nicht, in den drei Jahren, die ich im Kloster zubrachte, auch nur einmal eine leise Anwandlung davon gehabt zu haben. Dank diesem Charakter, habe ich nie mehr als eine einzige Feindin und folglich auch nur gegen einen Menschen Antipathien gehabt. Nur durch die D... lernte ich ein Gefühl kennen, das meinem ganzen Wesen widerstrebt. Auch in der Zeit meiner ärgsten „Teufelei“ war ich doch von meinen verdrießlichsten Mit-

schülerinnen und von den strengsten Nonnen und Lehrerinnen geliebt. Die Superiorin sagte meiner Großmutter, ich sei ein „stilles Wasser“. Paris hatte den fieberhaften Drang nach Bewegung in mir ertödtet, den ich in Nohant fühlte — aber das Alles hielt mich nicht ab, im Monat December auf den Dächern umherzuspazieren, und bei der ärgsten Kälte ganze Abende mit bloßem Kopfe im Garten herum zu laufen, denn wir suchten das große Geheimniß auch dort und stiegen, wenn die Thüren verschlossen waren, zum Fenster hinaus. In diesen Stunden war alles Leben im Gehirn zusammen gedrängt, und ich bemerkte nicht mehr, daß ich einen kranken Körper hatte.

Aber trotz meines blassen Gesichtes und meines erstarrten Ansehens, auf das Isabelle die lächerlichsten Karikaturen machte, war ich innerlich heiter. Ich lachte selten, aber das Lachen Anderer erfreute mich. Führte man einen tollen Streich aus, so sprang ich nicht so hoch vor Vergnügen, aber ich beging mit aller Ernsthaftigkeit einen noch tolleren, und genoß mehr als die Andern, des Beifalls der „Dummen“, die mich nicht haßten und meiner Großmuth vertrauten.

Es passirte z. B. oft, daß die ganze Klasse für die Uebelthat eines „Teufels“ oder für die Ungeschicklichkeit einer „Dummen“ gestraft wurde. Die Dummen wollten sich untereinander nicht verrathen und wagten es nicht einen Teufel anzugeben, so gern sie es auch gethan hätten. Alle zitterten vor G... und doch war G... gut und benutzte ihre Kraft nie, um Schwächere zu mißhandeln, aber sie hatte den Geist von zwölf Teufeln und ihre Spöttereien brachten die,

welche sie nicht zu erwiedern wußten, zur Verzweiflung. Isabelle wurde ihrer Karikaturen wegen gefürchtet, Lavinia scheute man um ihres hochmüthigen Wesens willen — ich allein flößte ihnen durch nichts Furcht ein. Ich war Teufel mit den Teufeln, Dumme mit den Dummen, wie es eben mein Charakter oder meine physische Abspannung mit sich brachte. Die Dummen gewann ich besonders dadurch, daß ich Strafen, welche die ganze Klasse treffen sollten, auf mich nahm. Sobald nämlich die Lehrerin sagte: „Die ganze Klasse wird bestraft, wenn ich die Schuldige nicht entdecke,“ stand ich auf und sagte: „Ich bin es gewesen.“ Marie, die mir sonst in allen Dingen zum Muster diente, ahmte mein Beispiel nach und man wußte uns großen Dank dafür.

Meine Großmama wollte Paris in Kurzem verlassen, und erwirkte mir die Erlaubniß, mehrere Donnerstage nach einander auszugehen. Die Superiorin wagte nicht ihr zu sagen, daß mich alle Lehrerinnen und Professoren meiner Trägheit wegen notirt hätten, und daß die Nachtmütze meine gewöhnliche Kopfbedeckung war. Meine Großmutter hätte vielleicht gedacht, ich verschwendete nur meine Zeit und es sei besser mich wieder mit zu nehmen — man schwieg also über meine Leichtfertigkeit und meine dummen Streiche.

Ich versprach mir viele Freude vom Ausgehen, aber damit war es nichts. Ich hatte mich schon an das gemeinschaftliche Leben gewöhnt, das für melancholische Menschen so süß ist. — Ich war melancholisch und heiter zugleich: melancholisch, wenn ich bei den körperlichen Schmerzen, die

ich ertrug, in Reflexionen versank und an mein Familienunglück dachte; heiter, wenn mich das Lachen meiner Mitschülerinnen, die lebhafte Unterhaltung meiner lieben Marie und die originellen Scherze der romantischen Isabelle von mir selbst abzogen und mir etwas von dem Leben der Andern mittheilten.

Bei meiner Großmama kehrten die Gedanken an die bittre Vergangenheit, an alles Leid der Gegenwart und an die ganze Ungewißheit der Zukunft zurück. Man beschäftigte sich zuviel mit mir, fragte mich aus und fand mich verändert, schwerfälliger und zerstreuter als früher. Wenn die Nacht anbrach, schickte man mich in's Kloster zurück und dieser Uebergang aus dem kleinen, parfümirten, hellen, warmen Salon meiner Großmutter in das dunkle, kahle, eisige Kloster, von den zärtlichen Liebkosungen meiner Verwandten zu dem kalten, mürrischen „Guten Abend" des Portiers und der Schwester Pförtnerin, machte mir immer das Herz etwas schwer. Es durchschauerte mich kalt, wenn ich allein durch die mit Grabsteinen belegten Gänge schritt — aber bald machte sich der Reiz des Abgeschlossenseins wieder geltend. Die Madonna von Vanloo schien mir zuzulächeln. Ich war noch nicht von Ehrfurcht vor ihr ergriffen, aber ich versank bei dem bläulichen Schimmer ihrer kleinen Lampe in süße Träumereien. Ich ließ eine Welt von Empfindungen hinter mir, die zu stark waren für mein Alter, und rettete mich aus einer Ueberreizung der Gefühle, vor der man mich zu wenig bewahrt hatte. Ich hörte Mariens Stimme, die mich mit Ungeduld rief; die „kleinen Dummen" kamen neugierig herbei gelaufen, um zu hören, was ich den

Tag über erlebte. „Wie traurig ist es, wieder hierher zurückkehren zu müssen!“ rief man von allen Seiten, aber ich antwortete nicht, denn ich konnte ihnen ja nicht erklären, warum ich mich im Kloster besser befand, als in meiner Familie.

Am Tage vor der Abreise meiner Großmutter zog im Rathe der Superiorin ein mächtiges Ungewitter gegen mich herauf. So wenig ich nämlich das Sprechen liebte, so gern schrieb ich, und es machte mir Vergnügen, über unsere Schelmenstreiche und die Brutalitäten der D... eine Art satyrisches Tagebuch zu führen, welches ich meiner Großmutter sandte, die sich dabei amüsirte; denn sie predigte mir ebensowenig Unterwerfung und Schmeichelei als Frömmelei. Es war Regel, daß wir die Briefe, die wir wegschicken wollten, auf dem Schranke im Vorzimmer der Superiorin niederlegten. Die, welche nicht an Verwandte adressirt waren, mußten offen bleiben, die an die Verwandten hingegen versiegelte man, und das Briefgeheimniß sollte, so hatte man versprochen, respectirt werden.

Es würde mir leicht gewesen sein, mein Manuscript auf sicherm Wege an meine Großmama gelangen zu lassen, denn es kam täglich Jemand von der Dienerschaft, um mir etwas zu bringen oder sich nach meinem Befinden zu erkundigen, aber ich hatte das festeste Vertrauen auf die Discretion der Superiorin. Sie hatte in meiner Gegenwart gesagt, daß die Briefe an Verwandte nicht gelesen würden und ich glaubte das, weil ich selbst redlich und treu war. Aber der Umfang und die öftere Wiederholung meiner Sendungen

beunruhigten die reverend mother.*) Sie erbrach also ohne Weiteres die Siegel, las meine Satiren und unterschlug die Briefe. Dies that sie drei Tage nach einander, ohne etwas zu sagen, um meine Spott-Chronik und das Verfahren der D... gründlich kennen zu lernen. Eine Person von Gemüth und Einsicht hätte Nutzen aus der Sache gezogen. Sie hätte mich vielleicht ausgescholten, aber sie würde die D. verabschiedet haben. Allein es ist gewiß, daß eine solche Person auch der Unbefangenheit eines Kindes keine Fallen stellen konnte und ein Geheimniß nicht verletzt hätte, das von ihr selbst autorisirt war. Die Superiorin aber zog es vor Mademoiselle D... zu befragen, die sich, wie sich von selbst versteht, in dem mehr wahrheitsgetreuen als geschmeichelten Porträt, das ich von ihr entworfen hatte, nicht wieder erkannte. Ihr, durch mein ruhiges, sanftes Wesen hervorgerufener Haß steigerte sich aufs Aeußerste. Sie nannte mich eine abscheuliche Lügnerin, einen Freigeist (hier gleichbedeutend mit gottlosem Wesen), eine Angeberin, eine Schlange u. s. w. Die Superiorin ließ mich kommen und machte mir eine entsetzliche Scene, bei der ich unbeweglich blieb. Endlich versprach sie mir gütig, sie wolle meine „Verläumdungen“ meiner Großmama nicht mittheilen und wolle über diese abscheulichen Briefe schweigen. Aber damit war ich nicht einverstanden. Ich fühlte die Doppelzüngigkeit dieses Versprechens und antwortete, daß ich eine Abschrift meiner Briefe besäße, die ich meiner Großmama zustellen

*) Ehrwürdige Mutter. Man gab ihr diesen Titel nur in englischer Sprache.

würde, daß ich vor ihr und vor der Frau Superiorin selbst, die Wahrheit meiner Aussprüche behaupten könnte und daß ich, da in den Verhältnissen hier alle Offenheit und Redlichkeit fehle, verlangen würde das Kloster zu wechseln.

Die Superiorin war keine böse Frau, aber was man auch von ihr halten mochte, ich habe doch immer gefühlt, daß sie auch keine sehr gute Frau war. Sie befahl mir jetzt, mich aus ihrer Nähe zu entfernen, und überhäufte mich mit Drohungen und Beleidigungen. Sie besaß viele Weltbildung und wußte, wenn es nöthig war, königliche Manieren anzunehmen, aber sie wurde gemein, sobald sie in Zorn gerieth. Vielleicht kannte sie auch die Bedeutung ihrer Worte im Französischen gar nicht recht, denn ich verstand noch nicht so viel Englisch, daß sie in dieser Sprache mit mir hätte sprechen können. Mademoiselle D... stand mit gesenktem Kopfe und geschlossenen Augen, in der Stellung einer Heiligen, welche die Stimme Gottes vernimmt. Sie gab sich das Ansehen, als bedaure sie mich und verharre aus Barmherzigkeit im Stillschweigen. Eine Stunde darauf trat die Superiorin in Begleitung mehrerer Nonnen, die ihr Gefolge bildeten, in das Refektorium, als wolle sie eine Inspektionsvisite machen. Als sie zu mir kam, blieb sie stehen, rollte ihre sehr schönen schwarzen Augen und rief mir mit feierlicher Stimme zu: „Befleißigen sie sich der Wahrheit.“ Die „Artigen“ erbleichten und schlugen ein Kreuz und die „Dummen“ zischelten und sahen mich an, dann bestürmte man mich mit Fragen, was das bedeuten solle. „Das bedeutet“, sagte ich ruhig, „daß ich in drei Tagen nicht mehr hier sein werde.“ Ich war aufs Aeußerste gebracht, aber ich

hatte dabei doch einen sehr großen Kummer, denn ich wünschte durchaus nicht, das Kloster zu verlassen. Ich hatte Verbindungen geknüpft, die zu zerreißen mir sehr weh gethan hätte. Endlich kam meine Großmama an. Die Superiorin schloß sich mit ihr ein, und voraussetzend, daß ich doch Alles erzählen würde, zog sie vor die Briefe selbst zu übergeben und sie als ein Gewebe von Lügen zu bezeichnen. Ich glaube, daß sie den Kürzern zog, daß meine Großmutter den Mißbrauch des Vertrauens, den man zugestehen mußte, energisch tadelte, daß sie mich in Schutz nahm und von meiner augenblicklichen Entfernung aus dem Kloster sprach. Was zwischen ihnen vorging, weiß ich nicht, aber als ich in das Sprachzimmer der Superiorin gerufen wurde, suchten sie sich beide ein sehr ernstes Ansehen zu geben, und waren beide sehr aufgeregt. — Meine Großmama umarmte mich wie gewöhnlich und sagte mir kein Wort des Tadels, außer über die mit Kindereien verschwendete Zeit. Dann theilte mir die Superiorin mit, daß ich die kleine Klasse verlassen würde, wo mein Zusammensein mit Marie nur Verwirrung verursache, und daß ich ohne Verzug unter die Großen eintreten solle. Diese gute Nachricht, die eine merkliche Verbesserung meines Schicksals verhieß, wurde mir indessen in strengem Tone mitgetheilt. Man hoffte, ich würde, wenn ich nicht mehr mit der schrecklichen Marie zusammen käme, und in keiner Beziehung mehr zu Mademoiselle D... stände, aufhören dumme Streiche zu machen und meine satirischen Neigungen ablegen; man hoffte, daß diese Trennung für alle Theile gute Folgen haben sollte.

Ich antwortete, daß ich mich freuen würde, jeder Be-

rührung mit der D... enthoben zu sein, aber ich konnte nicht versprechen meiner Liebe für Marie zu entsagen. Doch die Macht der Verhältnisse genügte, um uns zu trennen, denn wir sahen uns jetzt nur noch während der Erholungsstunde im Garten. Meine Großmutter, die von dem Erfolge dieser Geschichte ganz befriedigt war, reiste nach Nohant. Ich trat in die große Klasse ein, in der ich Isabelle und Sophie wiederfand und schwur Marien ewige Freundschaft, aber ich war, wie man bald erfahren wird, mit der schrecklichen D... noch nicht zu Ende.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.